

Landesbibliothek Oldenburg

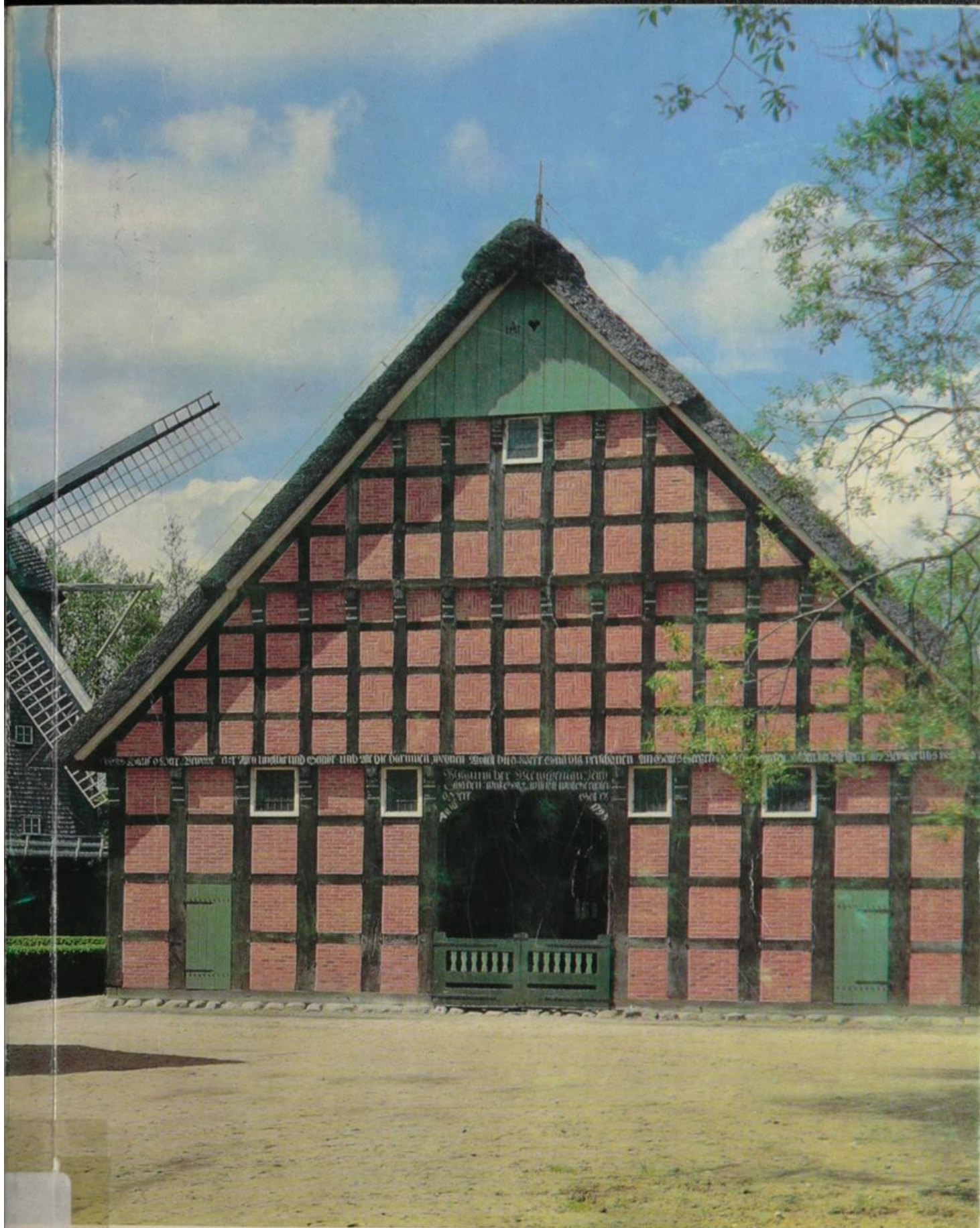
Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Bd. 18. 1969

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285



Oldenburger Münsterland 1969



Das Umschlagbild zeigt den ursprünglich 1793 in Cappeln, Ldkr. Cloppenburg, erbauten und 1949 ins Museumsdorf zu Cloppenburg übertragenen Haakenhof nebst einigen Nebengebäuden wie Speicher-Remise und Achtkantwindmühle.



Handwritten: 17.5.1971
B 1499/1

DAS OLDENBURGER MÜNSTERLAND

Heimatbund

für das Oldenburger Münsterland
« Bibliothek »

JAHRBUCH 1969

für das Oldenburger Münsterland

Herausgegeben
vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland

(Heimatkalender 1969)

Bearbeitet von Franz Dwertmann - Franz Hellbernd - Franz Kramer
Dr. Helmut Ottenjann - Alwin Schomaker - Hermann Thole

DRUCK UND VERLAG: VECHTAER DRUCKEREI UND VERLAG GmbH, VECHTA





Geleitwort

17 Jahre hat der „Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland“ über Geschichte, Brauchtum, Landschaft und Menschen unserer Heimat berichtet. Nunmehr hat der Heimatbund zu seinem 50jährigen Bestehen den Kalender zu einem Jahrbuch erweitert.

Gerade heute, da das Leben in den Städten und Dörfern sich tiefgreifend wandelt, der rasche technische Fortschritt die überkommenen Bindungen lockert und dem Menschen wenig Möglichkeiten zum Nachdenken über sein Wohin und Woher bleiben, kann dieses Jahrbuch als Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart eine wichtige Mission erfüllen.

Möge das Jahrbuch — wie bisher der Heimatkalender — allen Lesern ein guter Begleiter durch das Jahr 1969 sein.

In heimatlicher Verbundenheit

K u r t S c h m ü c k e r

Bundesschatzminister





Vorwort

Kurz nach dem Ersten Weltkriege, in einer Zeit allgemeiner Not und beginnender Wandlungen auch in unserem Lande, wurde am 8. Dezember 1919 der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland — die Dachorganisation aller Heimatvereinigungen der Landkreise Cloppenburg und Vechta — ins Leben gerufen. Fünfzig Jahre hindurch hat der Heimatbund dem Oldenburger Münsterland getreu seinem Ziele: „Die Liebe zur Heimat zu wecken und zu fördern und das Verständnis für Oldenburg innerhalb und außerhalb seiner Grenzen zu verbreiten“ gedient.

In den verflossenen Jahrzehnten seit 1919 hat sich unsere Heimat sowohl in ihrem äußeren Erscheinungsbild als auch in ihrer inneren Struktur von Grund auf gewandelt. Industrialisierung und Rationalisierung haben Lebensart und Lebensweise geändert, die dörfliche Gemeinschaft ist in ihren alten Formen zutiefst erschüttert worden. Noch stehen wir mitten in dieser Entwicklung; schon warten auf uns neue und große Aufgaben.

Wir können nur wünschen, hoffen und danach streben, daß trotz aller Umformungen die alte, echte Verbundenheit unseres Volkes mit seinem Lande, seiner Natur und seiner Arbeit, mit dem Mitmenschen und seiner Lebensweise der kommenden Zeit feste und klare Normen gibt. Es gilt für die Zukunft des Heimatbundes, gute alte Werte zu wahren und neue Wege in die Zukunft zu bahnen.

Seit 1952 erscheint der Heimatkalender als treuer Freund unserer Familien und als wahrer Kündler unserer Heimatarbeit. Um das Wissen über die Vergangenheit wie auch die Gegenwart unseres Landes zu vertiefen, erscheint nunmehr — als Geschenk zum Jubiläumsjahr — als Fortsetzung des bisherigen Heimatkalenders ein Jahrbuch, das nach Umfang und Inhalt wesentlich ausgeweitet werden konnte. Möge dieses Jahrbuch auch in neuem Gewande ein getreuer Mittler sein zwischen den Münsterländern in allen Gegenden, zwischen Heimatvertriebenen und Alteingesessenen, ein beredter Bote, der den Weg zu allen Heimatfreunden findet.

Leo Reinke

Vorsitzender des Heimatbundes für das
Oldenburger Münsterland





Zur Einführung

Das Jubiläum des fünfzigjährigen Bestehens des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, des Dachverbandes aller Heimatvereine der Landkreise Cloppenburg und Vechta, war der äußere Anlaß, das „offizielle Heimatbuch“ Süldoldenburgs zu erweitern, umzugestalten und in einer größeren Auflage erscheinen zu lassen. Seit dem Jahre 1952 fand der „Heimatkalendar für das Oldenburger Münsterland“ — ins Leben gerufen durch Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann — als Haus- und Schulbuch den Weg in die Familien unserer Heimat, aber auch zu den Freunden und Interessenten außerhalb unseres Oldenburger Münsterlandes.

Niemand vermag sich dem Tatbestand zu entziehen, daß gerade im Verlauf der letzten Jahre und Jahrzehnte sich alle Publikationsmittel wesentlich vermehrt, in ihrer Mitteilungsform oftmals grundlegend gewandelt haben und immer intensiver auf uns eindringen. Innerhalb dieser Entwicklung auch auf dem Sektor Heimat ohne Blick auf die Geschehnisse der Umwelt und benachbarter Landschaften in einmal vorgezeichneter Bahn weiterhin erfolgreich voranschreiten zu wollen, erscheint wenig aussichtsreich, wenn nicht gar unmöglich.

Daher ist es das Bestreben des Heimatbundes — gerade im Bewußtsein um die Verantwortung der ihm übertragenen vielfältigen Aufgaben — die vergangene Zeit wie auch die gegenwärtigen Geschehnisse aufzuzeigen, zu analysieren und weithin bekannt zu machen, um in Kenntnis der Vergangenheit und Gegenwart die Zukunft erfassen, meistern und bejahen zu können. Mit Hilfe des neuen „Jahrbuches für das Oldenburger Münsterland“ hoffen wir nun, sowohl in qualitativer wie auch in quantitativer Hinsicht, ausreichendere Möglichkeiten für Veröffentlichungen aus allen Bereichen unserer Heimat geschaffen zu haben als dies beim Heimatkalendar möglich war.

Es ist das Bestreben des Redaktionsausschusses, möglichst alle Gebiete der Geschichte und Kulturgeschichte, der Volkskunde und der Naturkunde, der Erzählung und Dichtkunst anzusprechen und auch, so weit erreichbar, alle Landstriche unseres Oldenburger Münsterlandes gleichwertig zu behandeln und zu erforschen. Daß diese Absicht nicht in jedem Jahrbuch in gleicher Vollkommenheit erreicht werden kann, dürfte einleuchtend und deshalb verzeihlich sein. Wir bitten um allseitige Unterstützung in unseren Bemühungen, sind dankbar für Anregungen und ermunternde Kritik und würden uns freuen, wenn dieses neue Heimatbuch wie seine vielen Vorgänger besonderen Zuspruch innerhalb und außerhalb des Oldenburger Münsterlandes finden würde.

Der Redaktionsausschuß

F. Dwertmann	Dr. H. Ottenjann
F. Hellbernd	A. Schomaker
F. Kramer	H. Thole

Hinweis der Redaktion: Aufsätze für die nächste Nummer (1970) des „Jahrbuches für das Oldenburger Münsterland“ werden alsbald erbeten an: Museumsdorf, 459 Cloppenburg oder Vechtaer Druckerei und Verlag, 2848 Vechta.





Fünzig Jahre Heimatbund für das Oldenburger Münsterland

VON FRANZ KRAMER

Am 8. Dezember 1919 wurde der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland gegründet — ein Jahr nach dem ersten Weltkrieg. Damals war eine Zeit des Umbruchs, der Krieg war für uns unglücklich beendet, eine neue Welt mußte aufgebaut werden; es war damals eine Zeit, in der jeder fühlte, daß die Zeit der Ruhe, des Geborgenseins dahin sei.

Im Jahre 1969 kann der Heimatbund auf 50 Jahre der Arbeit im Dienste der Heimat zurückschauen. In diesen Jahren ist er mit der Zeit durch Höhen und Tiefen gewandert. Als er gegründet wurde, war der erste Weltkrieg gerade beendet. Die Inflation kam und lähmte in den Jahren bis 1923 alle aufbauende Arbeit. Zehn Jahre später begann die Herrschaft des nationalsozialistischen Regimes, unter dem die Heimatarbeit politisch zweckgebunden und den Ideen des Nationalsozialismus dienstbar gemacht wurde. Das Ende des zweiten Weltkrieges schien das Werk zu vernichten; aber nach einigen Jahren nahm der Bund seine Tätigkeit wieder auf. Durch all die Jahrzehnte hat der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland treu seine Aufgaben erfüllt und stets dem Ziele zugestrebt, das er sich bei der Gründung im Jahre 1919 gestellt hat.

Unsere Heimat ist alt, uralt; ihre Geschichte eng verzahnt mit dem Lauf der großen Weltgeschichte. Auch die vergangenen Jahrhunderte waren nicht immer Zeiten des Wohlstands und der Sicherheit für den einzelnen und für die Gemeinschaft. Aber eins war diesen Zeiten eigen: die Ruhe und Beständigkeit im Ablauf des Lebens in Dorf und Stadt, eine Geborgenheit, in der sich jeder trotz Sorgen und Mühsal durch Brände, Einfälle fremder Heere, wirtschaftliche Nöte u. ä. mit Land und Leuten verbunden fühlte. Menschen starben und wurden geboren; so wurde Vergangenheit und Zukunft. Das Gemeinsame des volklichen Lebens fand wenig oder gar keine Störung. Eine solche Zeit brauchte keine Heimatvereine, keine Heimatabende. Jeder Abend am Herdfeuer war ein Heimatabend, jeder Tag im Dorfe das Erleben einer Gemeinschaft. Erst als von außen die Unruhe kam, das Gleichmaß gestört war, horchten einzelne auf und wurden sich ihrer Eigenart in der Verwurzelung von Mensch und Boden, der Eigenart ihrer Entwicklung bewußt. Der Fortschritt in der Industrialisierung, die Ausweitung des Verkehrs und der im vorigen Jahrhundert ansteigende Kampf ums Dasein erschütterten langsam, aber unaufhaltsam auch in unserm Heimatlande das selbstsichere Leben der Menschen untereinander. Der erste Weltkrieg trieb die Unruhe bis in die kleinste Bauerschaft. Die durch Jahrhunderte einheitlich geprägte Lebensform schien verloren.

So können wir verstehen, daß nach 1918 allüberall erneut Kräfte wach wurden und den Kampf wagten gegen die fremden Mächte, die die einheitlich geprägten Lebensformen zu zerstören drohten. Es war die Zeit der Wiederbelebung der Volkstumspflege und der Neugründung von



Heimatvereinen, die nicht wie die schon überall bestehenden Verschönerungsvereine das äußere Bild der Heimat bewahren und verbessern wollten, sondern die sich für die Erhaltung kultureller, geistiger und geschichtlicher Werte einsetzten. Erst als das Eigene in Gefahr, als Altes, Gewohntes in Bewegung kam, da mußte man schützen, erhalten und abwehren. Keineswegs geschah dies aus der Unterschätzung und Abwertung des Neuen.

Gerade dieses Moment war es, das die Gründung des Bundes vorantrieb. Am 25. September 1919 schrieb „ein Münsterländer“ in Nr. 222 der OV unter anderem: „Eigentlich ist es überflüssig, noch einmal die Notwendigkeit der Gründung des Münsterländischen Heimatbundes zu erörtern. Nur auf etwas soll hingewiesen werden. Es gilt, die Eigenart unseres Münsterlandes zu wahren. Immer mehr dringen fremdes Wesen und fremde Art, die uns Münsterländern meist gar nicht zusagen und noch weniger zu uns passen, in das Münsterland. Hier gilt es, einen Riegel vorzuschieben. Es soll hiermit ganz und gar nicht gesagt sein, daß wir alles Neue ablehnen; im Gegenteil — wir erkennen die Fortschritte der Neuzeit gern an und verschließen uns nicht gegen notwendige Neuerungen einzig allein aus dem Grund, weil „et altied so wäsen is“. Aber unsere Eigenart soll man uns lassen, uns und auch unserer Heimat.“

An anderer Stelle dieses Artikels: „Alle diese und viele andere Bestrebungen wie Sammlungen einer vollständigen Heimatbibliothek, Herausgabe einer Münsterländer Heimatschrift, Erhaltung bereits bestehender Sammlungen heimatkundlicher Art für das Münsterland, Anregungen zu neuen Sammlungen, Gründung eines Münsterländer Heimatmuseums, Schutz und Erhaltung historischer Bauten und Anlagen (Kapellen zu Bethen und Sevelten, Quatmannsburg, Arkeburg u. v. m.), Schutz der landschaftlichen Eigenart vieler Gegenden (Dammer Berge, Baumweg, Saterland), Gründung von Verschönerungsvereinen, historische Forschungen und Vorträge fallen in den Rahmen des zu gründenden Münsterländer Heimatbundes. Die Gründung ist um so notwendiger, da ja leider keine Woche vergeht, ohne daß wertvolle Altertümer aus dem Münsterland verschleppt werden und so immer mehr historische Schätze verloren gehen.“

Dieser Anruf fand weithin Echo. Damals bestand im Lande Oldenburg eine Landeskommission für ländliche Wohlfahrtspflege. Der Geschäftsführer dieser Einrichtung, Direktor Heinen in Zwischenahn, antwortete am 6. Oktober 1919 in der OV: „Der Ausschuß für Heimatpflege hielt im August seine erste Sitzung ab, und hier wurde bereits von Frau Dr. Reinke die Gründung von Heimatvereinen angeregt. Von dem Vorsitzenden des Ausschusses, Herrn Heinrich Sandstede, wurde besonders darauf hingewiesen, daß die Gründung eines Heimatvereins für das Saterland zur Erhaltung der friesischen Sprache eine direkte Notwendigkeit sei. Herr Gemeindevorsteher Griep in Ramsloh soll gebeten werden, die Gründung in die Wege zu leiten. Ganz besonders wird die Presse des Münsterlandes um Unterstützung gebeten. Wir müssen ein heimatfrohes Landvolk erhalten; denn wer die Heimat ehrt, liebt auch das große deutsche Vaterland.“



Noch einmal rief eine Stimme aus dem Volke nach Gründung eines Heimatbundes. Wir lesen in der OV am 29. Oktober 1919: „In einer der letzten Nummern der OV war folgende Anzeige zu lesen: „Antiquitäten. Kaufe zu höchsten Preisen Ölgemälde, auch religiöse Darstellungen, Fayencen, Porzellane, Silber und Kleinmöbel, ebenso Truhen und Schränke.“ — Diese Anzeige sollte jedem Münsterländer, der noch ein Herz hat für das Land seiner Väter und die ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit, die Augen dafür öffnen, wie notwendig die Gründung des Münsterländer Heimatvereins ist. Vieles, allzu viel Altertümer, hat man uns schon aus dem Lande geschleppt; es ist höchste Zeit, daß wir endlich ernstlich dagegen Front machen, um das Wenige, was uns noch erhalten ist, für das Münsterland zu retten.“

Am 10. November 1919 fand im Gesellenhaus in Vechta eine Versammlung von Freunden der Heimat statt, die zur Frage der Gründung eines Heimatbundes für den Süden Oldenburgs Stellung nahmen. Trotz der unangenehmen Witterung waren 17 Herren erschienen. Herr Pastor Hackmann, damals Strafanstaltsgeistlicher in Vechta, später Dechant in Cloppenburg, übernahm die Leitung der Versammlung. Er legte einen von Rechtsanwalt Dr. Alwin Reinke und Dr. Kohnen ausgearbeiteten Entwurf einer Satzung vor. Alle Beteiligten sprachen sich für die Gründung eines Heimatbundes unter der Bezeichnung „Heimattbund für das Oldenburger Münsterland“ aus. „Der Bund ist gedacht als eine Vereinigung der Heimatfreunde des ganzen Münsterlandes, die Sinn und Verständnis bei den Bewohnern dafür wecken will, daß die alten Gebräuche, Sitten und Schönheiten des Landes erhalten bleiben und die Entwicklung in einer Weise vor sich geht, daß sie im Alten wurzelt.“ Als Tag der Gründungsversammlung wurde der 8. Dezember 1919 festgelegt.

Die Gründungsversammlung leitete Herr Pastor Hackmann; in seiner Begrüßungsansprache sagte er: „Der Heimattbund soll ein Baustein sein zum Aufbau des großen Vaterlandes. Im engeren Kreise müssen wir das üben lernen, was wir gegen das größere Vaterland schuldig sind. Unsere münsterländischen Eigenarten müssen wir zu wahren suchen. Die Zuschriften und Beitrittserklärungen beweisen, daß das Samenkorn des Heimatbundes auf fruchtbaren Boden gefallen ist.“ Oberlehrer Dr. Kohnen sprach über die Ziele des Heimatbundes. Sie sind verankert in § 2 der Satzung: „Der Verein sieht seine Aufgabe darin, echten Heimatsinn und bewußte Heimatliebe bei seinen Mitgliedern zu wecken und zu fördern und die Eigenart der Heimat zu wahren. Diesen Zweck sucht er zu erreichen 1. durch Erforschung und Verbreitung der Heimat- und Familiengeschichte im Vereinsbezirke; 2. durch Erhaltung und Sammlung der im Oldenburger Münsterland vorhandenen Denkmäler, Altertümer und Urkunden; 3. durch Maßnahmen, die die Eigenart und Schönheit des Münsterlandes und seiner Ortschaften erhalten und fördern; 4. durch Herausgabe von Heimatschriften für das Oldenburger Münsterland; 5. durch Einrichtung einer Volkshochschule oder durch Abhaltung von Volkshochschulkursen auf heimatlicher Grundlage; 6. durch Erhaltung bereits bestehender Sammlungen heimatkundlicher Art und durch Anregungen zu neuen Sammlungen; 7. durch Gründung eines Heimatmuseums, womöglich in einem zu erwerbenden alt-



münsterländer Bauernhaus; 8. durch Anregung zur Gründung von Verschönerungsvereinen, Ortsgruppen und Bezirksvereinen sowie durch Errichtung von Kommissionen; 9. durch Veranstaltung von Heimatfesten und Wanderungen; 10. durch die Pflege der plattdeutschen Mundart; 11. durch Förderung und Verbreitung des heimischen Schrifttums, Sammlung alter Volkslieder und Volkssagen und durch Erhaltung alter Sitten und Gebräuche.“ — Ein umfangreiches Programm, das aus der Sicht der damaligen Zeit verstanden werden muß. Zum ersten Vorsitzenden wählte die Versammlung Ökonomierat Heinrich Averdam, Stukenborg, der die Leitung des Heimatbundes bis zum 8. 12. 1935, also 16 Jahre, innegehabt hat. 2. Vorsitzender wurde Dr. Kohnen und Kassierer Malermeister Baro, Vechta. Die Arbeit sollte in breiter Front aufgenommen werden. Auf der Tagung am 3. März 1920 in Vechta, die im wesentlichen dem Ausbau der Organisation diente, wurden neun Ausschüsse gebildet: Ausschüsse für Heimatgeschichte, für Volks- und Landeskunde, für Denkmalspflege und Bauberatung, für Naturdenkmalspflege, für gewerbliches und wirtschaftliches Leben, ferner ein literarischer Ausschuß, Kunstausschuß, Werbeausschuß und Verkehrsausschuß. Für alle Ausschüsse wurden Vorsitzende und ihre Stellvertreter ernannt. Ferner wurde die Satzung geändert und der Vorstand um drei Mitglieder erweitert (Stellvertreter für den Vorsitzenden, Schriftführer und Kassierer).

Am 23. März 1920 tagte der literarische Ausschuß unter dem Vorsitz von Dechant Dr. Averdam-Oythe. Zwei Aufgaben hatte er sich gestellt: Herausgabe einer Zeitschrift des Heimatbundes, ähnlich der Beilage zur OV, „Heideblume“, als Beilage zu den münsterländischen Zeitungen und die Herausgabe eines Heimatkaltenders am Ende des Jahres. Die erste Nummer der „Heimatblätter“ erschien am 29. Juli 1920 als Beilage zur OV.

Auf der Generalversammlung in Cloppenburg am 29. 8. 1920 sprachen der Schriftsteller Dr. Castelle-Münster und der westfälische Dichter Karl Wagenfeld über Heimatbewegung. Nicht nur den Äußerlichkeiten sollte der Heimatbund seine Aufmerksamkeit zuwenden, sondern, was noch viel mehr sei, wahre und echte, freie und kernige Art im Volke erwecken.

Die Altertumsausstellung, die am 16. Oktober 1921 im Gymnasium in Vechta eröffnet wurde, sollte ein Bild geben von der Kunstfertigkeit und dem Kunstsinn unserer Vorfahren, sollte feststellen, was noch an Altertümern im Lande ist und das Interesse wecken für die Gründung eines Heimatmuseums. Die Ausstellung war reich beschickt, dauerte vier Tage und fand gute Aufnahme bei den Besuchern.

Die Gründung eines Heimatmuseums war in den Satzungen verzeichnet. Die Heimatarbeit weckte immer mehr den Wunsch nach einem Museum. Die Bestrebungen, die im Raume Cloppenburg bis in das Jahr 1911 zurückgehen, hatte der Amtsverband Cloppenburg stark gefördert und mit Geldmitteln unterstützt. Auf der a. o. Generalversammlung am 5. März 1922 in Schwichteler beschlossen die Mitglieder die Errichtung eines Heimatmuseums für das ganze Münsterland als Stiftung in Cloppenburg unter der Leitung von Dr. Heinrich Ottenjann.

Am 15. Juni 1922 rief der Heimatbund zu einem Preisausschreiben für ein Heimatlied auf. Trotz vieler Einsendungen (31) wurde kein 1. Preis verteilt; keines der preisgekrönten Lieder ist Eigentum des Volkes geworden. In

der Heimatwoche des „Ollnborger Kring“ in Oldenburg vom 14. bis 21. September 1924 beteiligte sich der Bund mit einer vorgeschichtlichen Gruppe am Festzug (der Opferstein; Beschluß am 5. August 1924 auf der Generalversammlung in Vechta).

Am 29. Juni 1921 (Peter und Paul) unternahm der Heimatbund zum ersten Male eine gemeinsame Wanderfahrt für alle Münsterländer. Diese Veranstaltung ist zu einer stetigen Einrichtung geworden und eine der beliebtesten in der Heimatbewegung. Alljährlich treffen sich Hunderte zu der Wanderung, um sich gemeinsam mit den Landsleuten der stillen Schönheit des Landes zu erfreuen. Erläuterungen und Vorträge vermitteln einen tieferen Einblick in Geschichte und Kultur und in das Wirken und Schaffen vergangener Geschlechter, deren Erben wir sind. Ziele der Fahrten am Peter- und Paulstage waren 1921 die Steindenkmäler in der Visbeker Heide; 1922 Dinklage, Burg Dinklage, Brockdorf, Hopen; 1923 und 1924 wegen der Inflationszeit keine Wanderungen; 1925 Wildeshausen; 1926 Cloppenburg (Eröffnung des Heimatmuseums); 1927 Damme; 1928 Lönigen; 1929 Vechta (Einweihung des Aussichtsturmes auf dem Langenberge bei Vechta am 7. Juli); 1930 Friesoythe; 1931 Arkeburg bei Lutten; 1932 Bethen und Böhrener Tannen; 1933 Neuenkirchen; 1934 Visbeker Heide; 1935 Cloppenburg (Jahrhundertfeier, Richtfest des Quatmannshofes); 1936 Saterland; 1937 Damme, Oldorf, Dümmer; 1938 Artland und 1939 als letzte Fahrt vor dem Kriege der Hümmling.

Mit den Wanderfahrten wurden bis zum Jahre 1932 die Generalversammlungen verbunden; auf der Tagung standen regelmäßig die Jahresberichte (Heimatblätter, Heimatmuseum, Heimatbibliothek, Bilderwerk), der Kassenbericht, Wahlen und Festsetzung der Termine für die nächsten Veranstaltungen. Im allgemeinen behandelte die Generalversammlung besondere Themen, so 1921 in Ahlhorn (Trachtenfest, Verlosung, Vortrag Wagenfeld), 1922 in Lohne (Heimatkalender), 1925 in Wildeshausen (Volkstänze in Trachten), 1926 in Cloppenburg (Heimisches Bauen), 1927 in Damme (Wagenfeld liest), 1928 in Lönigen (Ausstellung von Altertümern), 1929 in Vechta (Geologie der Heimat), 1931 in Lutten (Vorgeschichte). Nach Annahme der neuen Satzungen (2. Fassung) am 8. 12. 1932 wurden Wanderung und Generalversammlung voneinander getrennt; nach § 12 der Satzung fand die Generalversammlung alljährlich am Gründungstag, am 8. Dezember, statt. Diese Änderung begrüßten alle Heimatfreunde; denn auf der Wanderfahrt war für eine Generalversammlung kaum Platz.

Auf der Generalversammlung am 8. Dezember 1932 wurden die neuen Satzungen genehmigt (2. Fassung). Danach war die Neuwahl eines geschäftsführenden Vorstandes erforderlich; das Ergebnis war: Vorsitzender: Ökonomierat Averdam; Stellvertreter: Dr. Ottenjann; Schriftführer: Redakteur Thole; Kassierer: Rektor a. D. Ahrens; Beisitzer: Amtsgerichtsrat Dr. Ostmann und Stud.-Ass. Kramer. In den folgenden Jahren fanden die Veranstaltungen am 8. Dezember statt: 1933 in Cloppenburg (Museumsdorf geplant); 1934 in Vechta (Deutungen von Flur- und Ortsnamen, Naturhistorisches Museum in Vechta); 1935 in Cloppenburg (Ökonomierat Averdam Ehrenmitglied; Vorsitzender Dr. Ottenjann, Stellvertreter: Ökonomierat Averdam); 1936 in Essen (Naturschutz, Geschichte der Gemeinde Essen); 1937 in Lönigen (neue Satzung

mit Wirkung vom 12. Juni 1937, 3. Fassung, Bildung eines neuen Vorstandes unter Dr. Ottenjann; das Bauernhaus); 1938 in Vechta (am 27. November, familienkundliche Tagung). Dann kamen die Kriegszeiten und brachten die Arbeit des Heimatbundes zum Erliegen.

Nach dem Zusammenbruch 1945 lebte die Heimatarbeit bald wieder auf, die alte Tradition war noch kraftvoll genug. Bereits am 15. Oktober 1945 genehmigte die Militärbehörde die Neugründung des Heimatbundes. Nachdem zunächst die Heimatfreunde im Heimatverein Cloppenburg und im Kreisverein Vechta ihr Arbeitsfeld fanden, trafen sich am 4. Januar 1950 führende Persönlichkeiten aus der Heimatbewegung des Oldenburger Münsterlandes in Schwichteler, um den Heimatbund für das ganze Münsterland neu zu beleben und zu aktivieren. Als provisorischer Vorstand wurden gewählt Vertreter des Kreises Cloppenburg Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, Amtsgerichtsrat Dr. Ostmann und Bauer Leo Reinke; Vertreter des Kreises Vechta Bürgermeister Hempelmann, Landwirtschaftsrat Kruse und Studienrat Kramer. In späteren Vorstandssitzungen wurden neue Satzungen (4. Fassung) entworfen, beraten und genehmigt, der Vorstand wurde neu gebildet. Den Vorsitz übernahm Bauer Leo Reinke; Stellvertreter Reg.-Schulrat Kramer; Schriftführer: Chefredakteur Thole; Kassierer: Filialvorsteher Menslage. Seit dieser Zeit hat der Gesamtvorstand regelmäßig in Sitzungen über Heimatfragen beraten, der Tradition gemäß zur Wanderfahrt am 29. Juni aufgerufen und am 8. Dezember zur Generalversammlung, die mit Besichtigungen und Heimatabenden verbunden war. Alle Veranstaltungen erfreuten sich eines guten Besuchs, die Zahl der Teilnehmer stieg von Jahr zu Jahr. Ziel der Wanderfahrten waren nicht nur die landschaftlich schönen Gegenden unseres Münsterlandes, sondern auch Stätten und Landschaften des benachbarten Raumes: 1950 Friesoythe und die Thülsfelder Talsperre; 1951 Wildeshausen und Gut Altona; 1952 der Dümmer; 1953 Saterland; 1954 Kloster Loccum und das Steinhuder Meer; 1955 das Artland; 1956 Cloppenburg-Museumsdorf; 1957 Bentheim, Olgebiet, Nordhorn; 1958 Huntetal bei Goldenstedt und Barnstorf; 1959 Neuenkirchen und Hardinghausen; 1960 der Hümmling. Ein besonderes Erlebnis war die Fahrt des Heimatbundes zu den westfälischen Wasserburgen am 13. und 14. September 1958. Die Generalversammlungen am 8. Dezember fanden statt: 1950 in Essen (Herausgabe eines Kalenders); 1951 in Visbek; 1952 in Cappeln (Ernennung von Ehrenmitgliedern); 1953 in Lohne (Industrierausstellung); 1954 in Lastrup (Olgevinung im Raum Hemmelte-Lastrup, Erweiterung des Vorstandes durch das Geschäftsführende Vorstandsmitglied: Museumsdirektor Dr. Ottenjann); 1955 in Bakum (Besuch des Gutes Daren); 1956 in Friesoythe; 1957 in Damme; 1958 in Molbergen; 1959 in Cloppenburg.

Im Jahre 1960 hat der Heimatbund eine neue Satzung ausgearbeitet, die auf der a. o. Generalversammlung am 9. Juli 1960 auf Gut Welppe bei Vechta beraten und einstimmig angenommen wurde. Sie ist am 1. November 1960 in Kraft getreten. Aufgabe und Zweck bleiben wie seit der Gründung auch in Zukunft die gleichen. Organe des Heimatbundes sind der Vorstand, der erweiterte Vorstand, der die Geschäfte des Vorstandes beratend und planend unterstützt, und der Delegiertentag, der alljährlich im November ein-

berufen wird und dem die Beschlußfassung über alle wichtigen Fragen des Heimatbundes unterliegt. In seiner Gesamtheit veranstaltet der Bund alljährlich seinen Münsterlandtag am 8. Dezember und die Wanderfahrt am 29. Juni. Der erste Delegiertentag am 5. November 1960 in Bevern wählte in den Vorstand: Vorsitzender Bauer Leo Reinke MdL, stellvertr. Vorsitzender Ober.-Reg.- und Schulrat Franz Kramer; Schriftführer Chefredakteur Hermann Thole, Kassierer Hauptlehrer Franz Dwertmann, geschäftsführendes Vorstandsmitglied Kaufmann Bernhard Beckermann. Münsterlandtage und Wanderfahrten sind die tragenden Veranstaltungen des Heimatbundes. In allen größeren Orten arbeiten Ortsgruppen und Heimatvereine mit an der Verwirklichung der Ziele des Bundes. Seit Einführung der neuen Satzung waren Ziele der Wanderfahrten: 1961 Ankum, Fürstenau; 1962 Wiesmoor, Neuenburger Urwald; 1963 Malgarten, Osterkappeln, Stemmer Berge; 1964 Dötlingen, Hasbruch, Hude, Gut Moorbeck; 1965 Rund um die Dammer Berge; 1966 Visbek, Bargloy, Visbeker Braut, Harpstedt-Dünsen, Pestrupe Gräberfeld; 1967 Markatal, Gehlenberg, Esterwegen, Westrhauderfehn (Schiffahrtsmuseum), Ramsloh, Thülsfelde; 1968 Lönigen, Hasetal, Kloster Börstel, Herzlake, Haselünne.

Ort und Zeit der Delegiertentage waren bisher Bevern, 5. 11. 1960; Goldenstedt, 4. 11. 1961; Lindern, 10. 11. 1962; Lohne, 9. 11. 1963; Garrel, 13. 11. 1964; Steinfeld, 13. 11. 1965; Markhausen, 12. 11. 1966 und Holdorf, 11. 11. 1967.

Die Münsterlandtage haben den Charakter einer Fest- und Werbeveranstaltung. Im allgemeinen findet nach einer Besichtigung im Orte eine Feierstunde mit Vorträgen über heimatliche Themen statt, der sich ein Heimatabend anschließt.

Die Münsterlandtage waren 1961 in Visbek (855 cellula Fischboeki); 1961 Barbel (Schiffahrt); 1962 Dinklage (Burg); 1963 Lönigen; 1964 Vechta (Gut Füchtel, Propsteikirche, Klosterkirche); 1965 Cloppenburg (Museumsdorf, Andreaskirche); 1966 Langförden (Obstanbau, Kirche, Adelige); 1967 Emstek (frühes Christentum, Gräberfeld in Drantum).

Seit dem Jahre 1964 führt der Heimatbund alljährlich im August eine ganztägige Studienfahrt durch; Ziele dieser Fahrten waren 1964 Holland, das Freilichtmuseum in Arnheim, der Nationalpark „De Hoge Veluwe“; 1965 die Unterweser, das Land Wursten, Bederkesa; 1966 Oberweserraum, Minden, Bückeburg, Hameln, Kloster Corvey: Ausstellung Kunst und Kultur im Weserraum 800—1600, Höxter; 1967 Kloster Wienhausen, Celle, Südheide; 1968 Lüneburg, Kloster Lüne, Wilseder Berge.

Noch ein Wort zu besonderen Einrichtungen, die aus dem Rahmen des Heimatbundes herausgewachsen sind: Heimatblätter, Heimatkalender, Heimatbibliothek und Museumsdorf.

Die Heimatblätter sind zum ersten Male im Juli 1920 gedruckt und seitdem als Beilage zur Oldenburgischen Volkszeitung erschienen und haben so eine große Verbreitung im Münsterlande gefunden. Schriftleiter waren vom Juni 1920 bis zum 1. November 1934 Domkapitular Dechant Dr. Ludwig Averdam, Oythe, und seit dem 1. November 1934 Chefredakteur Hermann Thole, Vechta. Die Heimatblätter haben in den fast 50 Jahren ihres Erscheinens eine Fülle von Abhandlungen und Skizzen, Berichten und Aufzeichnungen aus Heimatgeschichte und Heimatkunde, aus Sitte und

Brauchtum, aus dem Leben von Persönlichkeiten und Gemeinschaften und ein reichhaltiges Bildmaterial veröffentlicht. Sie haben dies alles bewahrt und vieles, was sonst vergessen wäre, für Gegenwart und Zukunft gerettet. Auch die Münsterländische Tageszeitung in Cloppenburg hat in den Heimatblättern „Volkstum und Landschaft“ seit dem Jahre 1934 eine Heimatbeilage geschaffen, die in Wort und Bild Beiträge zur Geschichte und Kultur unseres Landes aus Vergangenheit und Gegenwart veröffentlicht und somit die Ziele des Heimatbundes wirksam unterstützt. Beide Zeitschriften sind ein wichtiges Quellenwerk für Heimatfreunde und Heimatforscher geworden. Den beiden Verlagen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Die Herausgabe eines Heimatbuches stand schon bei der Gründung des Bundes zur Debatte; es dauerte aber noch lange Jahre, bis diese Absicht verwirklicht werden konnte. Einer Anregung auf der Generalversammlung in Essen folgend, beschloß der Vorstand auf einer Sitzung in Friesoythe im Februar 1951, ab 1952 einen „Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland“ herauszugeben. Es ist der Tatkraft von Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, Cloppenburg, zu danken, daß seit dem Jahre 1952 jedes Jahr ein Heimatkalender erschienen ist, ein Werk, das mehr ist als ein periodisch wiederkehrendes Heft; es ist ein Heimatbuch, das in jedem Hause des Münsterlandes alljährlich neue Einkehr hält. Seit 1959 hat der Vorstand des Heimatbundes den Heimatschriftsteller Alwin Schomaker mit der Herausgabe des Kalenders beauftragt. Vom Jahre 1969 ab erscheint der Heimatkalender, erweitert nach Inhalt und Umfang, als Jahrbuch des Oldenburger Münsterlandes.

Das Bestreben, eine Heimatbibliothek in Vechta einzurichten, reicht zurück bis in die Zeit vor dem ersten Weltkriege. Damals waren die gesammelten Bücher im Seminar untergebracht. Als im Jahre 1926 dem Heimatbund eine größere Anzahl Münsterländer Heimatwerke aus der Bibliothek des früheren Großherzogs von Oldenburg angeboten wurde, stellte die Vechtaer Druckerei einen Betrag von 1000 RM zur Verfügung als Vorschuß für die Anschaffung. Gleichzeitig wurde im Gebäude der Druckerei ein Lese- und Arbeitszimmer eingerichtet. Damit war der Grundstock zur Heimatbibliothek gelegt. Am 1. Januar 1934 stellte die oldenburgische Regierung das Kaponier in Vechta zur Verfügung; dort brachte der Heimatbund die Bibliothek unter und richtete Lese- und Arbeitsräume ein. Leider erwiesen sich die Räume im Laufe der Zeit wegen mangelhafter Durchlüftung für eine Bibliothek als ungeeignet. Im Jahre 1957 wurde unter großzügiger Mithilfe des Landkreises und der Stadt Vechta in der Ellmendorffsburg ein Bibliotheks- und Leseraum ausgebaut und die Bücher in diese Räume verlegt. Leiter waren seit der Gründung Professor Struck bis zu seinem Tode im Jahre 1934, vom 8. Dezember 1934 bis zum 26. März 1936 Professor Dr. G. Reinke; vom 17. August 1936 bis zum Kriege Seminaroberlehrer a. D. Lückmann. Seit dem 21. November 1944 haben die Betreuung der Bibliothek nacheinander übernommen Pastor Lüdig, Hauptlehrer Vogelpohl, Pol.-Oberinspektor Edel, der mit Umsicht und Tatkraft den Umbau der Ellmendorffsburg erwirkt hat und die Neuordnung der Bibliothek begonnen hat,



und seit dem 1. Januar 1967 Rektor Hellbernd. Inzwischen ist die Verkartung der Bände in Hinsicht auf Verfasser, Titel und Sachgebiet in Angriff genommen.

Am 5. März 1922 beschloß eine a. o. Generalversammlung die Gründung eines Heimatmuseums als Stiftung des Öffentlichen Rechts mit dem Sitz in Cloppenburg. Aus dem Heimatmuseum wurde ein Museumsdorf. Es ist ein Werk, das einzigartig steht in deutschen Landen; es ist ein Werk, das unlösbar verbunden ist mit dem Namen des Museumsdirektors Dr. Heinrich Ottenjann. Wenn am 29. Juni 1926 das Heimatmuseum eröffnet, am 20. August 1934 der erste Spatenstich für das Museumsdorf getan, 1935 der Quatmannshof gerichtet, am 22. September 1959 der wiedererstandene Quatmannshof gerichtet und am 21. März 1961 die „Stiftung Museumsdorf“ errichtet wurde, dann sind die einzelnen Ereignisse Meilensteine auf dem Wege von der ersten Sammlung im Realgymnasium Cloppenburg bis zum Museumsdorf mit vielen kleinen und großen Baueinheiten. Nach dem Tode seines Vaters übernahm Dr. Helmut Ottenjann 1961 die Leitung des Museumsdorfes als Museumsdirektor. Wie hoch die Bedeutung des Werkes ist, zeigt uns auch die Tatsache, daß am 15. Mai 1962 Bundespräsident Dr. h. c. Heinrich Lübke dem wiedererrichteten Quatmannshof in einer eindrucksvollen Feier die Weihe gab. Am 29. Mai 1968 wurde das ostfriesische Gulfhaus als erste große Einheit auf dem Erweiterungsgelände des Museumsdorfes eingeweiht. Im Rahmen dieses Überblicks braucht nicht mehr gesagt zu werden. Wir alle kennen das Museumsdorf und wissen um seine Bedeutung.

Fünzig Jahre besteht der Heimatbund; er hat durch seine Satzungen ein festes Gefüge erhalten. Aber die Organisation darf nicht Selbstzweck sein. Es geht in der Heimatarbeit um unser Land in seiner äußeren Gestaltung und seinem äußeren Bilde, um die Entwicklung dieses Raumes, um seine Geschichte und seine heimische Kultur, vor allem aber um die Menschen, um jeden einzelnen in seiner Eigenständigkeit und Eigenart, gleichgültig, ob er durch Geburt zu uns gehört oder in das Münsterland hineingewachsen ist oder als Heimatvertriebener hier neuen Halt gefunden hat. Wir alle sind eine Gemeinschaft, die in diesem Raum das Leben gestalten müssen und gestalten wollen. Wir bekennen uns zum Oldenburger Münsterland; aber wir schließen uns nicht ab, sondern schauen hinaus in die Welt, bauen mit an der Zukunft unseres Volkes.

Ich höre sagen, Heimatbewegung sei Romantik, ein Klang aus alter Zeit, ein verträumtes Schützen und Horten stiller Winkel. Gewiß, jeder Mensch trägt in sich Wünsche, die im Alltagsleben nicht verwirklicht werden können; irgendwo ist und bleibt im Menschen etwas, was unerfüllt, irrational bleibt. Ein solches Sehnen nach Altem allein ist nicht Heimatbewegung, ganz sicher nicht in einer Zeit der Unruhe, einer Zeit sich überstürzender Ereignisse. Jeder — auch der kleinste Raum — ist im Wandel begriffen. Die Struktur unseres Landes ändert sich — oft sprunghaft — von alten, festgefühten Traditionen eines jahrtausendalten Bauerngeschlechts — auch unsere Landstädte und Landgemeinden sind dieser Tradition verhaftet — zu einer sich immer stärker der Technik, der Rationalisierung, dem Gewerblichen verschreibenden Generation. Lebensart und Lebensgewohnheiten in Stadt und Land haben sich in



den letzten Jahrzehnten grundlegend geändert. Wir wissen um das Wachsen und Werden unserer Heimat; wir bejahen den Fortschritt, die gesunde Weiterentwicklung und helfen mit, daß das Echte sich durchsetzt; das gilt in unserer Arbeit vor allem für die Gestaltung der Landschaft, für das Brauchtum und für das Leben der Menschen miteinander und untereinander.

Tradition ist nicht zu vergleichen mit „Laternenpfählen, an denen man sich wie Trunkene festhält“ — so hat irgendwann ein Philosoph gesagt — „Traditionen sind Lichter, die uns auf der Suche nach neuen Wegen durch das nüchterne Leben helfen“. Josef Pieper schreibt: „Überlieferung, Tradition also heißt nicht einfachhin: etwas aushändigen, sondern etwas zuvor Ausgehändigtes wiederum aushändigen.“ (Josef Pieper, Erkenntnis und Freiheit, dtv 234, S. 22).

Unsere Arbeit im Heimatbund kümmert sich nicht um Gelderwerb und wirtschaftliche Hebung, so notwendig diese Komponenten für ein Wohlergehen am Ort der Arbeit auch sind. Unsere Arbeit liegt im Ideellen, liegt in der Sorge um die innere Bindung des Menschen an seinen Boden oder Wohnplatz, an seine Arbeit, an seine Mitmenschen und an unseren Herrgott.

So wollen wir unsere Arbeit sehen: Sie wird getragen von Entwicklung und Geschichte, wird bedingt durch Natur und Boden, dient dem gottgewollten Miteinander und Zueinander der Menschen; aber sie ist nicht verträumtes Sinnen und nur Beharren oder Bewahren, sondern ist Dienst für Gegenwart und Zukunft unseres Lebensraumes. Aus diesem Gedanken gebe ich einige Hinweise: 1. Wahrt das Eigengesicht, die Eigenart Eures Dorfes und Eurer Bauerschaft! Wahrt es aus einer gesunden Tradition; aber mit klarem Blick für das Leben heute. Manches muß weichen, manches muß wachsen. Aber das Dorf soll kein Fremdkörper im Gefüge unseres Münsterlandes werden. Landschaftspflege und Naturschutz fordern die Mithilfe aller! 2. Führt die Jugend heran an die Schönheiten unseres Landes mit seiner Geschichte, seiner alten Struktur und dem neuen Werden! Helft mit, daß sich unsere Jugend ihrer Verantwortung für unseren Heimatraum bewußt wird! Sie muß weiterbauen, sie muß das Erbe unserer Väter bewahren. 3. Pfl egt das Plattdeutsche! Nehmt der Sprache die Minderwertigkeit, das ist der größte Einsatz, den wir leisten können. Die plattdeutsche Sprache ist reich an Bildern, plastisch im Ausdruck und voller Klang. Noch lebt sie, besonders auf der Geest. 4. Das Brauchtum kann nicht immer in überlieferter Form erhalten bleiben. Viele alte Gemeinschaften sind heute gestört oder aufgelöst; neue Gemeinschaften fordern neues Brauchtum; dieses aber erhält nur Leben, wenn die Gemeinschaft eng gefügt und geschlossen bleibt. Mancher Brauch lebt nur noch in der Erinnerung. Vieles kann lebensstark bleiben, wenn es mit neuem Geist und neuem Leben erfüllt wird. Unsere Arbeitsweise wandelt sich, Pflug und Flegel werden durch Maschinen und Kombinationen ersetzt. Ein anderes Leben wird dadurch bedingt. Darum muß auch mit der Zeit anderes Brauchtum wachsen — anders in Aufbau und Durchführung, aber beseelt vom Geiste der Verbundenheit des Menschen mit Boden und Arbeit (Brauchtum in der Erntezeit, Erntedank, Osterfeuer, Martinstag, Bummellaternen u. ä.).

Wir danken im Jubiläumsjahr allen, die sich in steter Treue und Sorge für die Ziele des Heimatbundes eingesetzt haben. Ich nenne aus der großen Schar nur die Männer, die bis zu ihrem Tode im Vorstand des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland mitgearbeitet haben:

Prof. Dr. Clemens Pagenstert, gest. 25. 12. 1932 in Vechta;

Prof. Josef Struck, gest. 27. 7. 1934 in Vechta;

Ökonomierat Heinrich Averdam, gest. 5. 2. 1937 in Stukenborg;

Domkapitular Dechant Dr. Ludwig Averdam, gest. 25. 2. 1946 in Oythe;

Amtshauptmann Josef Haßkamp, gest. 3. 10. 1946 in Oldenburg;

Amtsgerichtsrat Dr. Heinrich Zerhusen, Mitbegründer des Heimatbundes, gest. 3. 12. 1946 in Vechta;

Malermmeister Hermann Baro, gest. 1948 in Vechta;

Rechtsanwalt Dr. Alwin Reinke, gest. 1. 4. 1949 in Vechta;

Dechant August Hackmann, gest. 27. 7. 1949 in Cloppenburg;

Dr. Paul Clemens, gest. 20. 8. 1951 in Oldenburg;

Hauptlehrer Franz Ostendorf, gest. 15. 2. 1953 in Langförden;

Rektor Wilhelm Ahrens, gest. 1953 in Vechta;

Prof. Dr. Georg Reinke, gest. 16. 9. 1955 in Vechta;

Hauptlehrer Alois Tepe, gest. 3. 9. 1955 in Neuenkirchen;

Konrektor Johannes Ostendorf, gest. 7. 11. 1960 in Lohne

Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, gest. 16. 5. 1961 in Cloppenburg;

Lehrerin Johanna Kröger, gest. 10. 12. 1966 in Essen;

Landwirtschaftsrat Bernhard Kruse, gest. 15. 4. 1967 in Damme;

Zahnarzt Dr. Caspar Friedrich Landgraf, gest. 31. 3. 1968 in Friesoythe;

Gemeindedirektor Bernhard Borgmann, gest. 1. 5. 1968 in Visbek.

Zeittafel

Daten wichtiger Ereignisse

VON FRANZ HELLBERND

- 785 Karl der Große verwüstet den Dersagau.
- Um 787 Castus (Gerbert) beginnt mit der Christianisierung des Lerigaues.
- 819 König Ludwig der Fromme verleiht der „cellula Fischechi“ unter Abt Castus und den unterstellten Kirchen im Leri-, Hase- und Fenkigau die Immunität. Man darf annehmen, daß zu der Zeit folgende Mutterkirchen bestanden: Altenoythe, Bakum, Barnstorf, Emstek, Krapendorf, Großenkneten, Lönigen und Wardenburg.
- 822/836 Wulfricus in Lönigen schenkt seinen Besitz dem Kloster Corvey bei Höxter. Dadurch faßte Corvey im Oldenburger Münsterland Fuß, bevor Visbek zu Corvey kam.
- 850/851 Graf Waltbert überträgt die Reliquien des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen und gründet das Alexanderstift; 1699 de facto und 1803 de jure aufgehoben. Die „Translatio S. Alexandri“, die auch durch das Oldenburger Münsterland führte (Bokern bei Damme, Holtrup bei Langförden), von den Fuldaer Mönchen Rudolf und Meginhart verfaßt, ist die älteste erzählende Geschichtsquelle Niedersachsens.
- 855 König Ludwig von Ostfranken (der Deutsche) überweist das Kloster „Fischboeki“ der Abtei Corvey.
- Um 890 Das Heberegister des Klosters Werden bei Essen (Ruhr) nennt im Lerigau 36 abgabepflichtige Höfe u. a. in Düngstrup, Hanstedt, Rechterfeld, Langförden, Calveslage, Elmelage, Halter und Wardenburg.
- 947 König Otto I. schenkt dem Kloster zu Enger Besitzungen im Lerigau, Hasegau, Agrantingau, Dersagau und im Ammerland.
- Um 968 Gräfin Altburgis gründet die Kirche in Essen.
11. Jahrh. Das Corveyer Heberegister nennt alle abgabepflichtigen Höfe in der Diözese Osnabrück; es ist das älteste umfangreiche Ortsnamenverzeichnis des Oldenburger Münsterlandes.
- Um 1100 Die Grafen von Calveslage erbauen an der Moorbachfurt die Burg Vechta.
- 1175 Graf Simon von Tecklenburg stiftet das Benediktinerinnenkloster in Essen. Es brennt 1194 ab, wird nach Malgarten verlegt und 1803 säkularisiert.

- 1224 Die Vechtaer Burgmannen erhalten das Paderborner (Bischöfliche) Ministerialrecht.
- 1231 Die Grafen von Vechta-Calveslage-Ravensberg stiften das Hauskloster Bersenbrück.
- 1245 Graf Otto von Tecklenburg stiftet die Kommende Lage (Gemeinde Rieste) und um 1250 die Kommende Bokelesch (Gemeinde Strücklingen).
- 1252 Gräfin Jutta von Vechta verkauft ihre Rechte an der „Herrschaft Vechta“, der Grafschaft Sigiltra und dem Hof Altenoythe für 40 000 Mark Silber an den Bischof Otto II. von Münster.
- 1269 Erste urkundliche Erwähnung daß Vechta Stadt ist. Die Verleihung der Stadtrechte erfolgte wahrscheinlich vor 1220.
- 1296/97 Graf Otto III. von Tecklenburg erbaut die Burg Cloppenburg.
- 1308 Friesoythe wird erstmals als Stadt bezeichnet.
- 1400 Graf Nikolaus von Tecklenburg tritt die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst den Burgen Friesoythe und Barbel an den Bischof Otto IV. von Münster ab. Das Niederstift Münster (Vechta, Cloppenburg, Meppen und Hümmling) hat nun eine geschlossene Gestalt.
- 1411 Cloppenburg erhält Wigdoldrecht und wird 1435 Stadt.
- 1534 Aufrührerische Bauern aus dem Amte Vechta werden in Münster verurteilt und hingerichtet.
- 1538 Graf Anton I. von Oldenburg überfällt und verwüstet die Ämter Vechta und Cloppenburg.
- 1543 Franz von Waldeck, Fürstbischof von Münster und Osnabrück und Bischof von Minden führt im Niederstift Münster die Reformation durch nach der Kirchenordnung von Hermann Bonnus.
- 1587 Die Rechte des Zwölferrates im Saterlande werden niedergeschrieben.
- 1613 Wiedereinführung des katholischen Bekenntnisses in den Ämtern Vechta und Cloppenburg.
- 1622 Die Leiden des 30jährigen Krieges beginnen im Niederstift durch den Einfall der Mansfelder; 1623 ziehen Tillys Truppen bis Wardenburg, Schlacht von Altenoythe; öfterer Wechsel von kaiserlichen und schwedischen Truppen. 1647 Eroberung der Städte Vechta und Cloppenburg durch den schwedischen General Königs-mark, 1650 räumt er Cloppenburg, 1654 Vechta. Himmelfahrtsprozession in Vechta und Essen als Dank.
- 1666 Baubeginn der Zitadelle Vechta nach dem System Vauban, 1769 Schleifung.

- 1667 Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen gründet die reichsunmittelbare „Herrlichkeit Dinklage“. 1827 aufgehoben.
- 1668 Der Bischof von Münster übernimmt die geistliche Jurisdiktion über das Niederstift vom Bischof von Osnabrück.
- 1714 Aus der Schule des 1642 gegründeten Franziskanerklosters Vechta geht das Gymnasium Antonianum hervor.
- 1803 Die Ämter Vechta und Cloppenburg kommen an das Herzogtum Oldenburg (Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg). Die Gemeinden Emstek und Cappeln werden dem Amt Cloppenburg zugewiesen.
- 1810/13 Das Oldenburger Münsterland gehört zum Kaiserreich Frankreich und kommt zum Arrondissement Quakenbrück im Department Oberems.
- 1817 „Purifikation“ (Bereinigung) der gemischten Staatszugehörigkeit in den Gemeinden Damme, Neuenkirchen, Holdorf und Goldenstedt.
- 1831 Die „Konvention von Oliva“ bringt die Errichtung des Offizialats in Vechta.
- 1875/76 Eröffnung der Eisenbahnlinie Oldenburg-Quakenbrück-Osnabrück, 1885 Ahlhorn-Vechta, 1888 Vechta-Lohne, 1898 Vechta-Delmenhorst, 1899 Lohne-Neuenkirchen, 1908 Cloppenburg-Ocholt.
- 1907 Lohne erhält Stadtrechte. Seit 1800 entwickelte sich der Ort zur „Stadt der Spezialindustrien“.
- 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August, Oldenburg wird Freistaat.
- 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.
- 1933 Die Oldenburgische Verwaltungsreform wird durchgeführt. Die Zahl der Gemeinden wird von 104 auf 46 verringert; nach 1945 wieder auf 86 erhöht.
- 1934 Erster Spatenstich zum Bau des Museumsdorfes Cloppenburg.
- 1936 „Kreuzkampf“ im Oldenburger Münsterland.
- 1946 Das Oldenburger Münsterland wird von alliierten Truppen erobert. Größere Zerstörungen entstehen in Cloppenburg, Friesoythe und am Küstenkanal. Der Soldatenfriedhof in Edeweht birgt 501 deutsche, der Soldatenfriedhof in Sage 970 alliierte Gefallene.
- 1945/46 Viele Heimatvertriebene und Flüchtlinge kommen ins Oldenburger Münsterland und finden hier eine neue Heimat.
- 1946 Das Land Oldenburg geht als niedersächsischer Verwaltungsbezirk Oldenburg im Land Niedersachsen auf.

Germanen und Christen

Aphorismen zu den Anfängen des Christentums im Oldenburger Münsterland

VON WILHELM HANISCH

Gemeinhin stellt man sich die Christianisierung der alten Sachsen nicht viel anders als die Mission bei Naturvölkern vor. So wie diese würden sie den Kräften des Himmels und der Erde Götternamen geben und ihre Götter zitternd verehrt und durch Opfer zu besänftigen versucht haben. Nun kamen Männer zu ihnen, die sagten, daß Jesus Christus der einzige Mensch gewesen sei, der über die Natur Herr war und daß er der einzige wirkliche Gott ist, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden. Wie sollten sie solchen Worten glauben können und an einen Gott, der nicht bei ihnen, sondern im Morgenlande auf die Welt gekommen war vor vielen hundert Jahren? Wenn die Missionare, die jener ausgesandt hatte, das allen Völkern zu sagen, und die nun bei ihnen waren, wollten, daß man ihnen glaubt, dann mußten sie beweisen, daß sie nicht logen. Winfried-Bonifatius hat es bewiesen: er fällt bei Geismar in Hessen die Donareiche und blieb heil. Der neue Gott war stärker als ihr Donnergott. Als Jahrhunderte später die Slaven jenseits der Elbe missioniert wurden, war das auch nur mit geglückten Wunders möglich¹⁾. Es ist eben schwer, die überkommenen religiösen Vorstellungen hinter sich zu werfen und als Christ zu leben.

Man kann sich auch schwer vorstellen, daß die Missionare von damals nicht ebensolche Helden der Askese waren wie die von heute. Es war das persönliche Erlebnis Gottes, warum aus einem Saulus ein Paulus und aus einem Gerbert ein Castus geworden ist. Darum wurden sie Missionare. Der eine der große Völkerapostel, der andere der Missionar seiner, wie wir annehmen dürfen²⁾, südoldenburgischen Heimat. Gleich dem Heiligen aus Assisi verschenkt er seinen Besitz und nimmt, er der freie Sachse, den einem Mönch geziemenden Namen an, der mehr bedeutet als nur „der Sittenreine“³⁾. Dieser Name enthält gleichsam ein Programm nach innen und nach außen: Gottesöffnung und Weltöffnung in einem, Klosterzelle und Mission per pedes apostolorum. Diese Bilder stimmen nicht, weil sich die Zeiten und die Umstände geändert haben. Unverändert ist der Auftrag: Gehet hin und lehret allen Völkern. Den Zeiten und Umständen entsprechend trägt das Werk der Glaubensverbreitung jeweils ein anderes Gesicht. Und damit die Tat des einzelnen. Die Tatsachen sehen anders aus.

Die Kirchengeschichte Deutschlands beginnt nicht mit dem ersten Eindringen des christlichen Glaubens in die gegenwärtigen deutschen Lande⁴⁾. Sondern mit der Tatsache, daß die damalige Weltmission gleichbedeutend ist mit dem Imperium Romanum. Paulus ist römischer Bürger. Er geht nach Rom. Sein Haupt fällt vom Schwerte des Staates. Seine persönlichen Qualitäten in Ehren⁵⁾. Völkerapostel ist er geworden, weil er als Römer bei den Völkern des Römischen Reiches gelehrt hat. Seine Bedeutung beruht darauf, daß er die Bedeutung der Hauptstadt erkannt hat. Durch ihn ist die Kirche die römische und allgemeine geworden. Rom ist die Hauptstadt der Kirche geworden. Es ist nicht Zufall, daß der Apostel Andreas, welcher südlich des

Schwarzen Meeres missionierte⁶⁾), gegenüber Paulus merklich zurückfällt, obzwar er enger Vertrauter Jesu war und nach seinem Bruder Simon-Petrus an zweiter Stelle in der Reihe der Zwölf rangierte⁶⁾).

An der ganzen Grenze des Imperiums — vom Schwarzen Meer bis zum Niederrhein — berührten sich Römer und Germanen. Das hatte zur Folge, daß das Christentum den letzteren nicht lange fremd blieb⁴⁾. Im 2. Jahrhundert gibt es in den Städten am Rhein und an der Mosel Christengemeinden. Die Städte sind römisch, die Christen Römer, die Liturgie lateinisch. Die vor den Toren der Römerstädte wohnenden Germanenstämme blieben außerhalb des Gesichtskreises der rheinischen Christen. Und die ersten Gemeinden der (römischen) Provinzen Germanien und Belgien waren nicht einmal Missionsposten, von wo aus neue Eroberungszüge des christlichen Glaubens geplant oder versucht worden wären⁴⁾.

Der Schlachtensieg des Constantin unter dem Zeichen des Kreuzes (in hoc signo vinces oder victor eris) im Jahre 312 ist für die Kirche als solcher und für die Christianisierung der Germanen von schicksalhafter Bedeutung geworden. Die Kirche ist die alleinige Kirche des Imperiums und die Lehre Christi die Staatsreligion geworden. Seitdem der römische Staat die Bevölkerung zum Wechsel der Religion drängte, wie er sie vorher gewaltsam von ihm zurückgehalten hatte, begann auch am Rhein das Einströmen in die Kirche, die die städtischen Gemeinden zu Massengemeinden machte und nach und nach den christlichen Glauben auch der Landbevölkerung nahebrachte. Hand in Hand mit dem Anwachsen ging der Abschluß der Organisation der Gemeinden. Dank der Gunst, die der Staat und die Kommunen den christlichen Kirchen erwiesen, wurde der Grundsatz durchgeführt, daß jede Civitas den Amtssprengel eines Bischofs bilde⁷⁾. Wohlgemerkt: am römischen Rhein.

Auch an der Wiege der Kirche in Deutschland⁸⁾ stand nach der Überlieferung ein Schlachtensieg unter dem Zeichen des Kreuzes. Im kritischen Augenblick hat der Franke Chlodwig den Gott seiner katholischen Gemahlin Chrodichilde angerufen und den Sieg geschenkt bekommen⁹⁾. Vorher, nach dem Tode des getauften Sohnes, hatte der Vater wenig Neigung gezeigt, sich dem neuen Gott zu unterwerfen: „Es ist offenkundig, daß dein Gott nichts vermag, der überhaupt nicht mit unseren Göttern verwandt ist“¹⁰⁾. Jetzt zog er die Konsequenzen: Jesus war mächtiger als seine, in ihrer Macht vielfach erprobten Götter. Er nahm für sich und sein Volk den neuen Glauben an¹⁰⁾.

Diese Entscheidung Chlodwigs war eine bewußt politische. Es hatten sich zwei Formen des Zusammenlebens zwischen Römern und „Barbaren“, wie sich die Germanen selbst ohne bössartigen Nebensinn nannten, ergeben: das säuberlich getrennte Nebeneinander zweier durch Religion, Sitten und Blutsgemeinschaft unterschiedener Völker, die mit verteilten Aufgaben zum Wohl eines gemeinsamen Staatswesens zusammenwirken wollten, und die weitgehende, schließlich vollständige Verschmelzung. Das Nebeneinander wird am klarsten organisiert im Reich Theoderichs des Großen. Die Verschmelzung ist die Lösung des Frankenreiches, das sich schließlich alle germanischen und romanischen Reiche eroberte. Ihm war bleibende Wirkung beschieden, die noch heute spürbar ist⁹⁾.



Kreuzfibel vom Gräberfeld Drantum, Kr. Cloppenburg, um 800 nach Chr. Geb. — Ausgrabung des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte 1964, Ausführung: D. Zoller. (Original im Staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte Oldenburg, Foto ebendort).

Mit der Taufe (497 oder 498) gewann er die Romanen ganz Galliens für sich. Das war ihr hochpolitischer Hintergrund. Wie um sich und der Welt Rechenschaft zu geben über das Erreichte, versammelte er kurz vor seinem Tode die Bischöfe seines Reiches in Orleans. Er hatte vom ersten Tag seiner Regierung an, noch als Heide, größten Wert auf ein gutes Verhältnis zu ihnen gelegt, Kirchen und Klöster während der Kriege nach Möglichkeit geschützt. Dafür verlangte und erhielt er maßgebenden Einfluß auf die fränkische Reichskirche, die auf seinen Ruf zu einem Reichskonzil zusammentrat. Sie wurde eine förmliche Landeskirche, an deren Spitze der König stand, und nahm hin, daß z. B. bei den Bischofswahlen gegen das kanonische Recht meist der königliche Wille den Ausschlag gab. Es war von Anfang an eine Interessengemeinschaft, für die auch die Kirche ihren Preis zu zahlen hatte¹¹⁾.

In den Tatsachen erscheint die welthistorische Entscheidung Chlodwigs als die natürlichste Sache der Welt: er hat in seinem Reich nicht die katholische Kirche gegründet, sondern hat auf die seit langem bestehende Kirche und ihre Organisation zurückgegriffen und sie seinem Staat dienstbar gemacht. Die Herrscher der germanischen Reiche auf dem Boden des weströmischen Imperiums und mit ihnen ihr Volk, die Goten und die Vandalen, waren arianische Christen. Nun war Chlodwig als erster König mitsamt seinen Franken katholisch geworden. Seine Annahme des Christentums zielte auf eine Annäherung an Italien und an Byzanz. Der außenpolitische Erfolg ließ auch nicht auf sich warten: Kaiser Anastasios I. übersandte ihm im Jahre 508 den Königsornat mit Diadem und Purpur¹²⁾. Die Gesandtschaft traf ihn in Tours, wo das Grab des hl. Martin bald zum religiösen Mittelpunkt seines Reiches werden sollte. Chlodwig war auf dem Rückmarsch aus der Schlacht bei Poitiers, in der er den Westgotenkönig Alarich II. besiegt hatte. Chlodwig hatte angegriffen: er könne es nicht ertragen, „daß diese Arianer einen Teil Galliens besäßen“. Theoderich der Große, sein Schwager, vereitelte damals, daß Chlodwig die Westgoten aus Gallien hinaustrieb. Nun kamen die Ehrenzeichen aus Byzanz als Zeichen der gemeinsamen Gegnerschaft gegen das Ostgotenreich¹³⁾. Wie Chlodwig mit List und Grausamkeit die fränkischen Kleinkönige, die noch neben ihm existierten, beseitigte, so geschah dem Arianer Theoderich: er ist leibhaftig zur Hölle geritten. Die Sage hat den Recken zum Anführer des wilden Heeres und Genossen Wotans gemacht.

Die byzantinischen Königsabzeichen waren für Chlodwig von hohem Wert gegenüber seinen römischen Untertanen, in deren Augen seine Herrschaft damit eine oströmische Sanktion erhielt¹³⁾. Er erscheint als neuer „Constantin“. Als Kaiser Constantin Christ geworden war, haben führende christliche Geistliche ihn mit Gott verglichen. Wie ein Gott über die Welt herrsche, habe der Kaiser über die Menschengeschlechter zu regieren. Eusebius von Caesarea verglich den Kaiser mit der Sonne, die allen ihre Strahlen voller Huld zukommen lasse. Der Kaiser sei das Licht, das Gott in die Dunkelheit sende, er zerstreue alle Nebel, seine Feinde seien düster und verworren. Der Kaiser gleiche auch Jesus Christus, dem „Heiland und Seelenarzt“. Ob er Barbaren zähme, Aufständische durch Ermahnungen unterwerfe, christliche Häresien überwinde, immer sei er dem „Arzte“ Jesus nahe¹⁴⁾. Nun war es Chlodwig. Sein Sohn Theudebert nannte sich Augustus und ließ Goldmünzen schlagen¹⁵⁾.

Was aber war das für ein Christentum dieser Germanenkönige?

Im Unterschied zum Personenverständnis der Menschen, die unter dem Einfluß der antiken Kultur und der aus dem Orient kommenden Religionen standen, sehen die Germanen im Menschen in erster Linie den Träger einer eigentümlichen Kraft, eines „Heiles“. Jeder Germane hat sein besonderes Heil. Er kann, wenn er Bauer ist, die Ernte beeinflussen; lebt er am Meer, so bestimmt er den Fischfang. Ein Krieger hat Schlachtenheil, das Heil eines Seemannes läßt günstige Segelwinde aufkommen. Das Heil kann mächtiger werden, aber auch verkümmern. Einen vom Unglück Geschlagenen verlassen die Freunde, ihm verdorren die Felder und Unwetter verwüsten die Ernte. Seine Schiffe gehen im Sturm zugrunde.

Ein Germane teilt das Heil mit seiner Familie, gemeinsam mit ihr muß er es wahren. Wird ein Familienmitglied gekränkt, ist die Schmach zu rächen, damit die Familie ihr Heil wieder erlangt. Die Familie des Königs überragt alle Familien. Ihr Heil soll machtvoll und unüberwindbar sein. Schließt sich ein Germane dem König an, so hat er Anteil an dessen Heil.

Das Heil der Mächtigen war allerdings nicht letzte und höchste Instanz. Die Mächtigen blieben wie die Götter selbst einer Ordnung unterworfen, die ihren Ausdruck im Recht fand. Alle hatten sich ihr zu fügen. Auch die Götter vermochten mit ihrem Heil nicht, Baldur vor dem Tode zu bewahren. Ihnen drohte unabwendbar künftiges Unheil: in der letzten Schlacht mußten sie mit ihren Getreuen unterliegen. Düster und beklemmend war die Zukunft, nicht zu vergleichen mit der seligen Schau Gottes, die den Christen versprochen wurde.

Von diesem Heil spürten die fränkischen Christen am meisten bei den Heiligen. Sie, die Wunder vollbringen konnten, erregten immer wieder die Aufmerksamkeit der Neubekehrten, und die Geistlichen sorgten dafür, daß die Franken die Rechte und Güter dieser Heiligen respektierten, deren Gebeine in Kirchen und Klöstern ruhen.

Zur Zeit des Kirchenvaters Augustin lebte in Gallien Sulpicius Severus. Er bemühte sich um die Verherrlichung des heiligen Martin von Tours. Konnten früher Heilige Wunder vollbringen, weil sie fähig waren, Böses, die Dämonen, zu erkennen, führt Sulpicius die Wunder Martins auf eine eigentümliche Kraft zurück. Er spricht von der *virtus*, der Kraft, Wunder zu tun. Martin hat mehr Wunder als Abt denn als Bischof vollbracht, und so sagten nach seinem Tod die Kleriker des Bistums zu den Mönchen: „Euch erweckte er zwei Tote, uns einen. Er selbst erzählte oft, die Kraft, Wunder zu tun, wäre bei ihm größer gewesen, bevor er das Bistum übernommen hatte. Daher ist nötig, daß er das, was er zu Lebzeiten bei uns nicht getan hat, nun als Toter erfüllt“. Mit diesem Argument beschlagnahmten sie seinen Leichnam.

Christen messen also die Lebensabschnitte der Heiligen nach der Fruchtbarkeit dieser Kraft. Wenn Heiligen diese Kraft fehlte, suchten seine Verehrer nachträglich diesen Mangel zu beseitigen. Über den hl. Severin entstand folgende Geschichte: der Heilige erweckte nachts einen Toten, dieser bat ihn aber, tot bleiben zu dürfen. Der Heilige erfüllte natürlich den Wunsch. Und so kam es, daß die anderen Christen von diesem Wunder nie etwas erfuhren.

Sulpicius und andere ähnlich empfindende Christen sahen die Heiligen, wie die Germanen sich selbst zu betrachten gewohnt waren: als Träger besonderer Kräfte. Im 5. und 6. Jahrhundert verbreitet sich die Sitte, jeden Altar mit Reliquien zu versehen und darüber einen Turm zu errichten. Der bisher im Kirchenbau nicht übliche Turm begann sich als „Ort der Heiligen“ durchzusetzen. Für diese Heiligenverehrung konnten auch Germanen, deren Personenverständnis sie so nahe kam, leichter gewonnen werden.

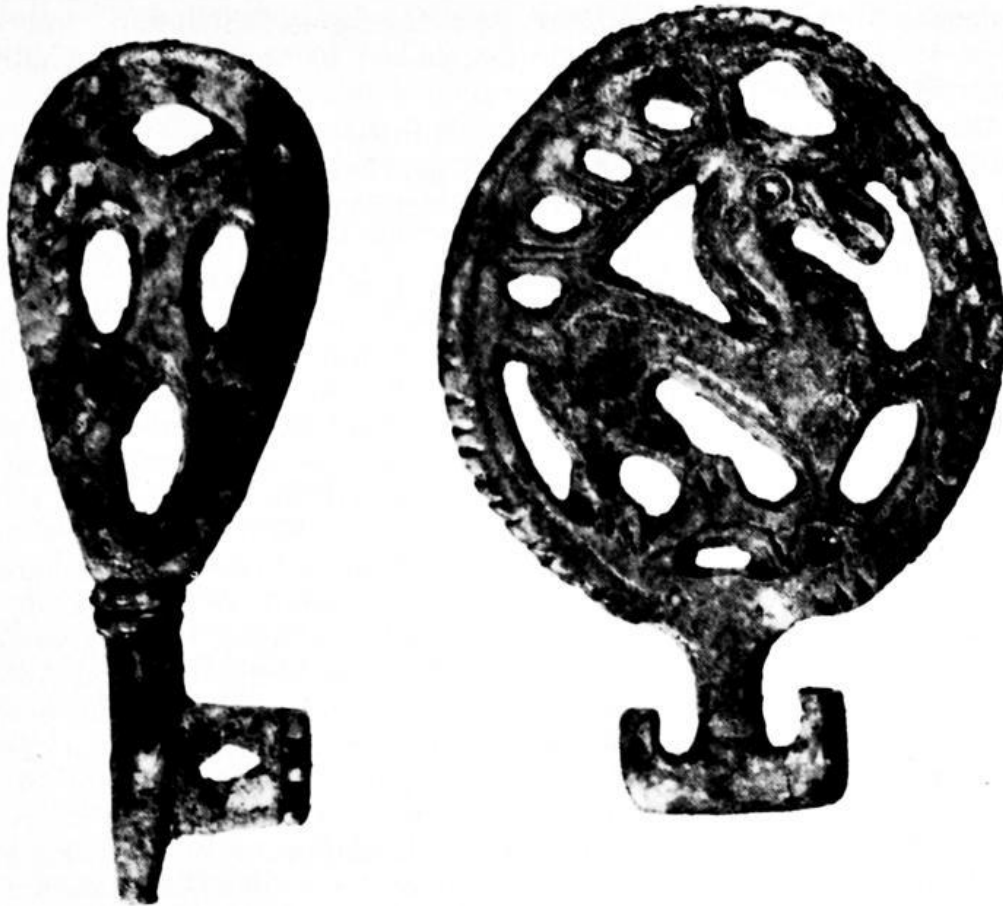
Die Menschen jener Zeit verstanden sich, nachdem sie Christen geworden waren, von Gott und seinen Heiligen her. Auf dem Feldzug gegen die Westgoten kamen fränkische Truppen durch das Gebiet des hl. Martin von Tours. Chlodwig befahl, hier nur Gras und Wasser für die Pferde zu requirieren.

Er schlug einen Soldaten, der Heu zu fordern wagte, eigenhändig nieder. „Denn wie sollten wir auf den Sieg hoffen, wenn wir den heiligen Martin beleidigen.“ Die Merowinger achteten die Rechte der Heiligen genau. Chlotar widerrief einen Steuererlaß, da er die Kraft des heiligen Martin fürchtete, Guntchramm begnadigte dem heiligen Martin zuliebe einen Schuldigen, Chilperich glaubte so intensiv an die lebendige Realität des Heiligen, daß er einen Brief an das Grab Martins schickte und auf eine Antwort wartete. Um sich der wundertätigen Kraft des Heiligen zu versichern, ließen die Könige ein Kleidungsstück des heiligen Martin am Hofe aufbewahren: seine cappa. Da die Hofgeistlichen für sie zu sorgen hatten, wurden sie die „Kaplane“ genannt. In dieser Heiligenverehrung unterschieden sich adelige Germanen bald nicht mehr von der alteingesessenen christlichen Bevölkerung. Gregor von Tours, einer der gebildetsten Männer seiner Zeit und ihr Historiograph, glaubte fest an Martins wunderbare Macht, er schluckte — mit bestem Erfolg, wie er berichtet — Wasser gegen seine Magenkrankheit, in der er Erde vom Grab des heiligen Martin gemischt hatte. Wollten diese Geistlichen einen Ketzer bekehren, so ließen sie sich nicht auf dogmatische Diskussionen ein, sondern wiesen auf die Wunder hin, die Heilige bei ihnen ausrichteten. Am Festtag des „Herrn Martin“ könne man sich in Tours überzeugen, daß durch seine Wunderkraft die Blinden sehen, die Tauben zu hören und die Lahmen zu gehen vermöchten. Solche Wunder geschähen bei den Katholiken, folglich müßten sie den rechten Glauben haben.

Die einfachen Franken haben in der Heiligenverehrung ihren Herrschern und Geistlichen sicher nachgeeifert. Daneben werden sie im König auch weiterhin den Mann verehrt haben, den besonderes Heil auszeichnete. So rissen Franken vom Gewand Guntchramms Fetzen los, um sie, in Wasser aufgelöst, Kranken als Medizin zu reichen.

Und wie sah es beim ersten katholischen Germanenkönig mit der Religion aus? Wir sahen, daß diesem Germanen die Familie eines Gottes ebenso wichtig war wie seine eigene Familie, von der er sein Heil herleitete. Die Merowinger führten sich auf einen Stiergott zurück, nach dessen Kopfform sie ihre Helme gestalteten. Sie zeichneten sich vor den anderen Franken durch ihre langen Haare aus: immer spielten die Haare in Familienzwisten eine Rolle. Als Chlodwig unliebsame Verwandte beseitigen wollte, ließ er ihnen die Haare scheren. Einer merowingischen Herrscherin wurden Schere und Schwert übersandt; sie sollte entscheiden, ob ihren Enkeln die Haare geschnitten oder ob sie getötet werden sollten. Sie wählte das Schwert.

Chlodwig, überzeugt von der Bedeutung seiner Familie, wollte nicht einem Gott gehorchen, der keine verwandtschaftlichen Beziehungen mit den alten Göttern aufwies. Erst in höchster Not rief er den Gott der Christen an und vertraute nach dem Sieg dem Heile Jesu, welcher ja dann Heliand-Heiland geworden ist. Die Folgen der Bekehrung waren allerdings, daß alte Banden sich lockerten: nichts mehr schien dieser Germane Chlodwig zu respektieren und schon gar nicht seine Familie. Gregor, der Bischof von Tours beschreibt, wie er alle Verwandten heimtückisch umbringen ließ oder eigenhändig erschlug. Gregor bemerkt dazu: „Gott unterwarf ihm täglich seine Feinde und vermehrte sein Reich, weil er mit gerechtem Herzen wandelte und



Zwei sog. bronzene „Petrusschlüssel“ (Amulettsschlüssel) aus dem Gräberfeld Dünum in Ostfriesland. Ausgegraben und veröffentlicht von Dr. P. Schmid, Wilhelmshaven, *Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Dünum, Kreis Wittmund*, in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte*, Bd. 39, 1967, Seite 39 ff.

tat, was in den Augen des Herrn gefiel.“ Was bei Chlodwig begann, setzten seine Söhne und Enkel fort. Die Geschichte der Merowinger ist eine einzige Folge von Heimtücke und Grausamkeiten: durch Gift, List und im offenen Kampf brachte sich die Familie gegenseitig um. Schlimm waren die Männer, schlimmer die Frauen. Die Damen des Nibelungenliedes spiegeln in schwachem Abglanz die Rachsucht dieser Königinnen wider. Einer Fredegund, einer Brunhilde scheint jedes Mittel recht gewesen zu sein, und so rücksichtslos, wie sie ihren Gegnern gegenüber waren, so erbarmungslos wurde ihnen vergolten. Was trat an die Stelle von Familienbindungen? Der Christ Chlodwig, dem seine Familie nichts mehr galt, wurde in die Vorstellung eingewiesen, er sei der zweite Constantin. Ein Bischof, Avitus von Vienne, dem die in Ostrom herrschenden Vorstellungen vertraut waren, sagte ihm, er habe die Pflicht, sich auch um die Heiden zu kümmern, wie der Kaiser, dem ja die ganze Welt untertan zu sein hatte. Aus diesem Grund solle er ihnen Gesandtschaften schicken, vielleicht sogar ihre Länder erobern¹⁰⁾.

Hier haben wir den Anfang. Auf Chlodwig folgte ein Karl der Große. Er hat die spezifisch mittelalterliche Form der Herrschaft entwickelt. Auf die Orgien der Merowinger folgten die Orgien der blutigen Gesetze und des Schwertes.

Die Formen christlichen Herrschertums wurden noch von einer anderen Seite beeinflusst: eine neue, andere Kraft geht von den Mönchen aus. Hier setzt eine Entwicklung ein, die für das Abendland außerordentlich folgenreich wurde.

Etwa zur Zeit Chlodwigs lebte in Mittelitalien Benedikt von Nursia. Er starb ein paar Jahrzehnte nach ihm. Benedikt hatte nach seinem Studium in Rom zuerst als Einsiedler sich der Askese gewidmet. Nachdem Versuche fehlgeschlagen waren, ein Kloster in der Nähe von Subiaco zu leiten, zog er als Abt nach Monte Cassino. Aus der von ihm hinterlassenen Regel geht hervor, daß die Mönche unter ihrem Abt das Böse zu bekämpfen hatten, mochten sie es als Dämonen sinnfällig erblicken oder nur in sich selbst spüren. In diesem Kampf befahl der Abt, und sie hatten dem Abt zu gehorchen. Er seinerseits mußte die Mönche bedrängen, beschwören, anfahren, tadeln, durfte auch vor Schlägen nicht zurückscheuen. Denn er war Gott für die ihm Anvertrauten beim Jüngsten Gericht Rechenschaft schuldig wie ein Hirte, dem Schafe überantwortet waren. Benedikt forderte also in Anlehnung an ältere, aus dem Osten stammende Vorbilder vom Abt ein besonderes Verantwortungsgefühl, das auf jeden anderen Herrn, auch auf christliche Herrscher übertragen werden konnte. Auch Papst Gregor der Große hat christliche Fürsten darauf aufmerksam gemacht, daß sie beim Jüngsten Gericht für ihre Untertanen Rechenschaft schuldig seien, daß sie sich also ihrer Verantwortung bewußt zu sein hätten. Liebe und Verantwortungsgefühl schienen fast zu identischen Begriffen geworden zu sein.

Eben dieser Gregor der Große hatte i. J. 597 Missionare nach England geschickt. Nach anfänglichen Erfolgen verlor die junge Kirche bald an Bedeutung, die Verbindung nach Rom wurde schwächer. An Stelle der Römer traten Iren und Schotten, die ihrerseits die Angelsachsen für das Christentum zu gewinnen suchten.

Die iroschottischen Geistlichen und Mönche waren stolz darauf, Rom, den dort begrabenen heiligen Petrus und seinen Nachfolger innig zu verehren. Aber sie wichen in wichtigen Einzelheiten von den römischen Sitten ab. Ihre Mönche hatten das Haupt vorn kahlgeschoren, großen Einfluß sprachen sie den Klöstern zu, selbst Bischöfe waren von ihnen abhängig. Mehr Beachtung fand, daß sie das Osterfest nicht am selben Termin wie die Römer feierten. Die Iren führten diese Gewohnheiten auf Johannes, den Lieblingsjünger Jesu, zurück. Ihm und Columban wollten sie folgsam sein. Columban setzte fest, wie viele Schläge ein Mönch für ein Vergehen zu erwarten hatte.

Er war außerordentlich streng. Auch für Laien schreiben die Iroschotten Bußordnungen vor. Jede kleinste Sünde wurde mit harten Strafen bedroht. Mit den Bußordnungen bürgerte sich die Ohrenbeichte ein, eine neue, bis dahin unbekannte Sitte.

Seit dem Ende des 6. Jahrhunderts zogen sie als Pilger durch fränkisches Gebiet und ließen sich u. a. in St. Gallen nieder. Die Klosterregel ver-

breitete sich bald im Frankenreich. Ganz natürlich nehmen sie Anstoß am sittlichen Verhalten der Königsfamilie, das sich mit den Geboten des Christentums so schlecht vereinen ließ.

Ein Anhänger iroschottischer Regeln war auch König Oswy von Northumbrien. Seine Frau war nach römischen Bräuchen erzogen worden. Beunruhigt durch die unterschiedlichen Tage der Kirchenfeste, beschloß Oswy, diese Fragen zu klären. Er berief eine Synode nach Streaneshalch (664). Die Iren ließen sich durch einen Bischof Colman vertreten, die römische Gruppe wurde von einem Franken Adalbert geleitet; aber nicht er, sondern ein Northumbrier, Wilfried, führte die Verhandlung.

Wilfried, am Königshof erzogen, hatte einige Jahre in Rom gelebt und hegte seitdem eine besondere Verehrung für den Apostelfürsten Petrus. Auf der Synode erklärte er, die römische Tradition gehe auf Petrus zurück, Petrus aber wären die Schlüssel des Himmelreiches von Jesus selbst übergeben worden. Der König wandte sich an Colman und fragte, ob Wilfried die Wahrheit gesprochen habe. Colman bejahte. Ob auch Colman eine solche Macht von Gott verliehen sei; Colman verneinte. Da entschied Oswy: „Da Petrus der Pförtner des Himmels ist, will ich ihm nicht widerstehen, sondern nach bestem Wissen und Gewissen ihm zu folgen suchen, damit, sollte ich an das Tor des Himmels kommen, einer da ist, der mir öffnet, und damit nicht der, der den Schlüssel hat, sich von mir wendet.“ Als bald sorgte Oswy dafür, daß die Kirche seines Reiches römische Gebräuche übernahm. Sie wurde zunächst straffer organisiert. Als der Erzbischof von Canterbury starb, erbat sich Oswy vom Papst einen Nachfolger. Und dieser, Theodor von Tarsos, ein griechischer Emigrant, stellte die unmittelbare Beziehung zum Papst wieder her. Oswy beunruhigte zunehmend stärker die Frage, welches Geschick ihn nach seinem Tode erwarten würde. Um sich des Himmelspförtners Gunst zu erwerben, gelobte er, schon schwerkrank, nach Rom zu ziehen. Nicht nur Oswy ergriff Unruhe beim Gedanken an das Sterben. Caedwal von Wessex beschloß unter dem Einfluß Wilfrids, Christ zu werden, ließ sein Land im Stich und pilgerte nach Rom. Dort taufte ihn Papst Sergius I. auf den Namen Petrus. Caedwal erkrankte und starb nach wenigen Tagen; der Tod in der Nähe des Apostelgrabes soll sein sehnlichster Wunsch gewesen sein. Nach einer längeren Regierungszeit zog sein Nachfolger Ine ebenfalls nach Rom, um „in der Nähe der heiligen Stätten eine Weile auf Erden zu pilgern, damit er desto trauter von den Heiligen im Himmel aufgenommen würde“. So berichtet Beda Venerabilis, der die Geschichte Englands jener Jahrzehnte schrieb.

Was bedeutet Petrus diesen Adelligen? Petri Leben war aus den Evangelien und der Apostelgeschichte bekannt. Späteren Berichten zufolge soll er im Alter nach Rom gekommen sein. Als Apostel war er auch im merowingischen Frankenreich hochgeschätzt. Doch für die Franken stand er nicht an erster Stelle. Wieviel mehr Tote hatte doch Martin von Tours wiedererweckt! Aber Petri Ansehen gründete nicht auf der Zahl seiner Wunder. Sein Ruhm war es, daß Jesus ihn vor den anderen Aposteln zum Himmelspförtner erwählt hatte. So mußte die Autorität Petri besonders von denen geachtet und gefürchtet werden, die sich darum sorgten, was nach dem Tode mit ihnen geschehen würde. Petrus wurde verehrt, weil die Angelsachsen

sich zunehmend Gedanken über ihr eigenes ewiges Leben machten. Weshalb dieses Interesse einsetzt, ist für Oswy, Caedwal und Ine wohl nicht zu beantworten. Aus dieser Generation fehlen noch die Zeugnisse. Die Petrusverehrung und ihre Auswirkungen, die Pilgerfahrten nach Rom, sind zu beachten, aber nicht die Ursache dieser Frömmigkeit.

Erst spätere Generationen kennen wir besser. Jetzt beschränkten sich allerdings die Angelsachsen nicht mehr darauf, Beziehungen zu Petrus und seinem Nachfolger in Rom aufzunehmen, sondern sie begannen darüber hinaus, als Missionare durch Nord-, Mittel- und Westeuropa zu ziehen. Dem einzelnen, der wagemutig oder zaghaft sich auf unbekannte Wege begab, blieb ungewiß, welches Schicksal er mit seinen Entschlüssen heraufbeschwor. Er wußte sich an den starken Gott gebunden. Doch dieser Gott dachte seinen Gläubigen nicht Wohlstand und Bequemlichkeit zu. Er hatte Abraham in die Fremde gesandt, seinen Jüngern hatte er gesagt: „Wer Vater und Mutter nicht um meinetwillen verläßt, ist meiner nicht wert“. Wer ihm folgte, mußte bereit sein, sich von allen Banden irdischer Geborgenheit zu lösen und Neues zu wagen. Am bekanntesten wurde Winfried, der sich vom Papst in Rom bei seiner Priesterweihe Bonifatius nennen ließ. Wieder eine Generation später lebte Alkuin, der Berater und Freund Karls des Großen, wohl der gelehrteste aller Angelsachsen.

Die missionarische Aktivität dieser Männer war eng mit ihrem Petrusglauben verbunden. Bonifatius, der bei Friesen, Sachsen, Thüringern, Alemannen und Bayern predigte und die fränkischen Kirchen Rom unterstellte, hat sich vom Nachfolger Petri die Erlaubnis für seine Handlungen geholt. Er hat den Papst in allen möglichen, uns ganz belanglos dünkenden Fragen immer wieder um Rat gebeten. 722 wurde er vom Papst zum Bischof geweiht, 732 zum Erzbischof erhoben. Dabei gelobte er dem heiligen Apostelfürsten und seinem Stellvertreter, an Reinheit und Einheit des Glaubens zum Nutzen der römischen Kirche festzuhalten, der von Gott die Macht gegeben worden war, zu binden und zu lösen. Er unterstellte sich dem Papst, wie sonst nur die unmittelbar Rom untergeordneten Bischöfe Italiens. Auch in der Mission bekannte sich Bonifatius zum Apostelfürsten. Aus dem Holz der Donareiche ließ er eine Petruskapelle bauen; Fritzlar und vor allem Fulda, seine größte Klostergründung, wurden Petrus und Paulus geweiht. Aus England ließ er sich die Petrusbriefe kommen. Die Schrift sollte golden sein, damit er beim Predigen seinen Zuhörern die hohe Bedeutung dieser Worte auch sinnfällig vorzuweisen vermochte. Er hing an den Briefen des Mannes, der ihn auf die Fahrt gesandt hatte, ihn, den „Boten Petri“, der ein Gesandter des heiligen Petrus ist¹⁰⁾.

Der Apostel der Deutschen ist zu bekannt, als daß wir bei ihm, der Art seiner Frömmigkeit und seinem Werk — sein Einfluß wurde im Laufe der Jahre geringer und es hat Spannungen gegeben — verweilen müßten¹⁵⁾. Es ist fast eine Selbstverständlichkeit, daß er es nur im Hintergrund des Schutzes und der Förderung des „Staates“ hatte vollbringen können. Dieser „Staat“ sah anders aus als der heutige und keiner der Menschen von damals war im modernen Sinn dem Staat oder der Gesellschaft verpflichtet. Alle jedoch lebten in der „Kirche“, persönlich gebunden an Heilige, an Herren, an Freunde, an Verwandte. Allen war wohl auch klar, daß sie in den

Personen, denen ihre Treue galt, Gott ehrten. Gott war der Machtvolle, der Wohlstand und Sieg schenkte. Eine Sammlung des fränkischen Volksrechts, die Lex Salica, beginnt mit den Worten: „Es lebe Christus, der die Franken liebt! Er erhalte ihr Reich, erleuchte ihre Herrscher mit seiner Gnade, schütze ihre Soldaten, verleihe ihnen Glaube, Friede, Freude und Glück, Jesus Christus, der Herr der Herren!“¹⁰⁾.

Bonifatius wandte sich 754 noch einmal dem Land der Friesen zu, unter denen er als junger Mann missioniert hatte. Nach anfänglichen Erfolgen stieß er auf Widerstand. Am 5. Juni erschlugen ihn die Heiden in der Nähe von Dokkum.

Mit Dokkum ist der Einstieg in das Werk des Castus gegeben. Denn sein Lehrer, der hl. Ludger¹⁶⁾, hat etwa sechs Jahre in Dokkum gewirkt und über ihn kommt Castus in eine Tradition zu stehen, die zu Bonifatius und vielleicht über ihn hinaus führt. Was daraus geworden ist, worum es in Visbek geht und was wir heute zu wissen glauben, wird die dortige Festschrift bringen. Sicher ist, daß hinter alledem Ideen gestanden haben, die wir nur noch schwer verstehen, schon deshalb, weil sie nur aus dem damaligen christlichen Universum heraus verständlich sind. Die Erde hat uns in jüngster Zeit handgreifliche Beweise für das eben Gesagte frei gegeben. In Drantum sind u. a. Kreuze gefunden worden. Der Stil des einen weist nach Venedig, also über die Alpen hinweg, wie Castus über sie nach Monte Cassino gezogen war. Der Petruschlüssel von Dunum ist der nun gefundene Beweis für den Zug von Germanen nach Rom zum Grabe des Himmelspförtners¹⁷⁾. Das sollte uns zunächst einmal genügen.

1) Friedrich Heer, *Aufgang Europas. Eine Studie zu den Zusammenhängen zwischen politischer Religiosität, Frömmigkeitsstil und dem Werden Europas im 12. Jahrhundert*. Wien-Zürich 1949.

2) L. Niemann, *Der Abt Castus. Die Einführung des Christentums im Lerigau*. In: *Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg* 4, 1895, S. 37—43.

3) „moralisch rein, lauter, fleckenlos, unschuldig, keusch, züchtig, rein, frei von Barbarismen, fromm, religiös, heilig, enthaltsam, uneigennützig“, nach Karl Ernst Georges, *Lateinisch-Deutsches Wörterbuch* I, Leipzig¹⁰ 1848, S. 731.

4) Albert Hauck, *Kirchengeschichte Deutschlands* I, Berlin-Leipzig⁷ 1952, S. 3.

5) *Lexikon für Theologie und Kirche*, hrsg. von Josef Höfer und Karl Rahner, VIII, Freiburg 1963, Sp. 216 ff.

6) ebenda I, Freiburg 1957, Sp. 511 ff.

7) Hauck a. a. O., S. 25.

8) Hauck a. a. O., S. 4.

9) Rudolf Buchner, *Germanentum und Papsttum von Chlodwig bis Pippin*. In: *Historia mundi*, hrsg. von Fritz Valjavec, V, Bern 1956, S. 133 ff.

10) August Nitschke, *Frühchristliche Reiche*. In: *Propyläen-Weltgeschichte*, hrsg. von Golo Mann und August Nitschke, V, Berlin-Frankfurt-Wien 1963, S. 279.

11) Buchner a. a. O., S. 137.

12) Nitschke a. a. O., S. 284.

13) Buchner a. a. O., S. 136.

14) Nitschke a. a. O., S. 281.

15) *Lexikon für Theologie und Kirche* II, Freiburg 1958, Sp. 591 ff.

16) ebenda IV, Freiburg 1961, Sp. 1104 f.

17) *Frühes Christentum zwischen Weser und Ems im Spiegel der sächsisch-friesischen Gräberfelder Drantum und Dunum*. Ausstellung in der Burg Arkenstede des Museumsdorfes in Cloppenburg, Cloppenburg 1968.

Zur Geschichte des Handwerks im Oldenburger Münsterland

I. Teil: Vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert

VON THEODOR KOHLMANN

Wenn hier über das Handwerk im Oldenburger Münsterland berichtet wird, so ist vorauszuschicken, daß in den früheren Jahrhunderten der Charakter des Landes vor allem von einer blühenden bäuerlichen Kultur bestimmt war, einer Kultur, die in ihrer Vielfalt erst durch Dr. Heinrich Ottenjann, den Gründer des Museumsdorfes, erforscht worden ist. Nun sind aber die meisten Sachgüter der bäuerlichen Kultur keine Eigenschöpfungen des Bauern selbst, sondern Erzeugnisse der ländlichen Handwerker und der Handwerker in den Städten. Insofern ergibt sich ein enger Zusammenhang zwischen der alten bäuerlichen Kultur und dem Handwerkswesen des Oldenburger Münsterlandes. Der Zimmermann erbaute die stattlichen Niedersachsenhäuser, der Stellmacher und der Schmied fertigten Wagen, Pflüge und anderes Gerät, vom Tischler stammen die reichgeschnitzten Eichenholzmöbel, der Kupferschmied, der Messingschläger, der Zinngießer, der Töpfer und andere Handwerker schufen den reichen bäuerlichen Hausrat und der Goldschmied den goldenen und silbernen Trachtenschmuck, der Blaufärber bedruckte und färbte das im Bauernhaus gewebte Leinen. Die Aufzählung der mit dem bäuerlichen Hauswesen verbundenen Handwerker ließe sich leicht fortsetzen.

Von den eben erwähnten Handwerkern waren in alter Zeit aber nur die wenigsten in den Dörfern und Bauerschaften selbst ansässig. Das Hand-



*Siegel des Vechtaer Schmiedeamtes von 1652, Landesmuseum Oldenburg.
(Foto: Landesmuseum Oldenburg)*

Gildebrief des Vechtaer Schuhmacheramtes von 1707, Staatsarchiv Münster.

werk gehörte zur Stadt und zu besonders privilegierten Marktflecken. Auf dem „platten Lande“ erlaubten die entsprechenden Gewerbeordnungen nur die Niederlassung weniger Handwerksberufe. Man darf deshalb annehmen, daß sich im Oldenburger Münsterland die Handwerker in den alten Städten Vechta, Cloppenburg und Friesoythe und in einigen Marktflecken konzentrierten. Für die Organisation des Handwerks in den Städten war wiederum das Zunftwesen von besonderer Bedeutung, so daß hierüber zuerst berichtet werden soll.

Zünfte oder Handwerksämter im Oldenburger Münsterland

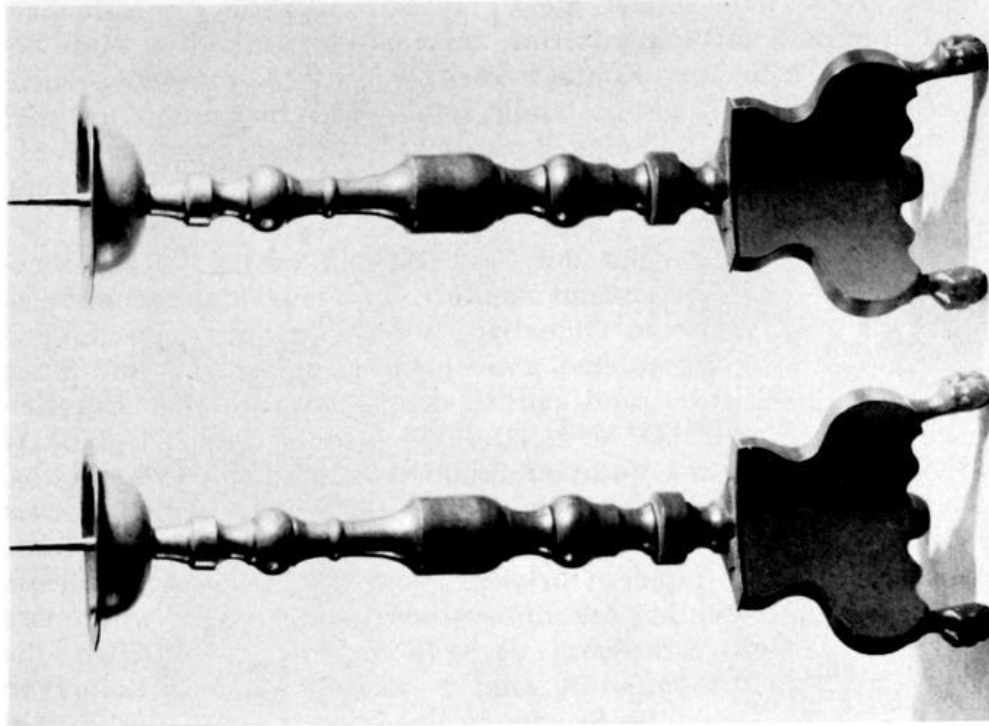
Die Stadt Vechta war früher der bedeutendste Ort des Oldenburger Münsterlandes. Trotzdem ist über die Zunftorganisation des Vechtaer Handwerks bisher wenig bekannt. Das liegt zum Teil daran, daß nur wenige entsprechende Akten in die Archive gelangten und insbesondere das Vechtaer Stadtarchiv der Forschung nicht zugänglich ist. Über die Zunftorganisation und die sonstigen Handwerker um 1800, also noch in der münsterschen Zeit, berichtet Fr. M. Driver¹⁾: „Von den Professionisten haben nur die Schuster, Weißgerber, Schneider, Schmiede und Leinweber Gilden, und außer diesen befinden sich an nahrungtreibenden Bürgern 1 Apotheker, 2 Sattler, 1 Bildhauer, 2 Böttcher, 10 Branntweinbrenner, 6 Bierbrauer, 2 Buchbinder, 1 Töpfer, 6 Bäcker, die zugleich einen Kuchen backen, 2 Barbierer, 1 Friseur, 2 Glaser, 2 Hutmacher, 2 Kupferschläger, 1 Zinngießer, 3 Knopfmacher, 4 Tischler, 1 Goldschmied, 1 Blechschläger, 1 Uhrmacher, 2 Klockengießer, 6 Wirthe, 2 Schlächter nebst den Juden, 2 Färber. Die Krämer, die durchgängig Wein verschenken, haben kein Amt oder Gilde . . . Die Professionisten können alle, wenn sie nur arbeiten wollen und ordentlich sind, gut leben, wenn gleich ihr Verdienst mit den aus der Stadt nach Emden auf den Heringsfang gehenden Steuerleuten in keinen Betracht kommt“.

In Vechta waren also bis in die französische Zeit fünf Zünfte oder Handwerksämter vorhanden. Diese wichtige Notiz wurde bisher in der Literatur über das Vechtaer Handwerk nicht erwähnt. Im „Niedersächsischen Städtebuch“ sind z. B. nur die beiden Gilden der Leineweber und Weißgerber verzeichnet.

Das älteste Handwerkeramt in Vechta scheint das Schneider- oder Schröderamt zu sein. Den Schneidern wurde schon 1545 vom Magistrat der Stadt eine Amtsrolle mit den Zunftartikeln verliehen. Die Verleihung der Zunftbriefe gehörte im 16. Jahrhundert noch zu den Gerechtsamen der Stadt Vechta. Seit dem 17. Jahrhundert nahm der Landesherr, der Bischof von Münster, dieses Recht für sich in Anspruch. Der Zunftbrief der Schneider beginnt²⁾: „In den Nahmen unseres Heylandes Jesu Christi — amen. Wy Burgemeister Und Raidtmane semtlich der Stadt Vechte doen kundt allen Lüdes und erkenne opendlich von jedermennigligen betugende, dat Vor Unß un Unse ingemündigkeit, dar wie Radeßweise bei einander Vergaddert wehren, gekome und erschene sind de Werkmeisters der Schröder-Geselschop mit Nahmen die Ehrsame Borchart Porteman, Johan Moerman, Dirick Strufford (?), Otto Crumstette, Berend Schroder, Johan Hopinck, Johan von Schemme, Johanneß Moltkaste, Albert Lohmann und Herman Hudzedingk . . .“. Eine „Schrödergesellschaft“ hat es also auch schon vor



Kaffeekeanne des Vechtaer Zinngießers Joseph Mauritz Schmedes, Ende 18. Jahrh., Museumsdorf Cloppenburg. (Foto: Klann, Wilhelmshaven)

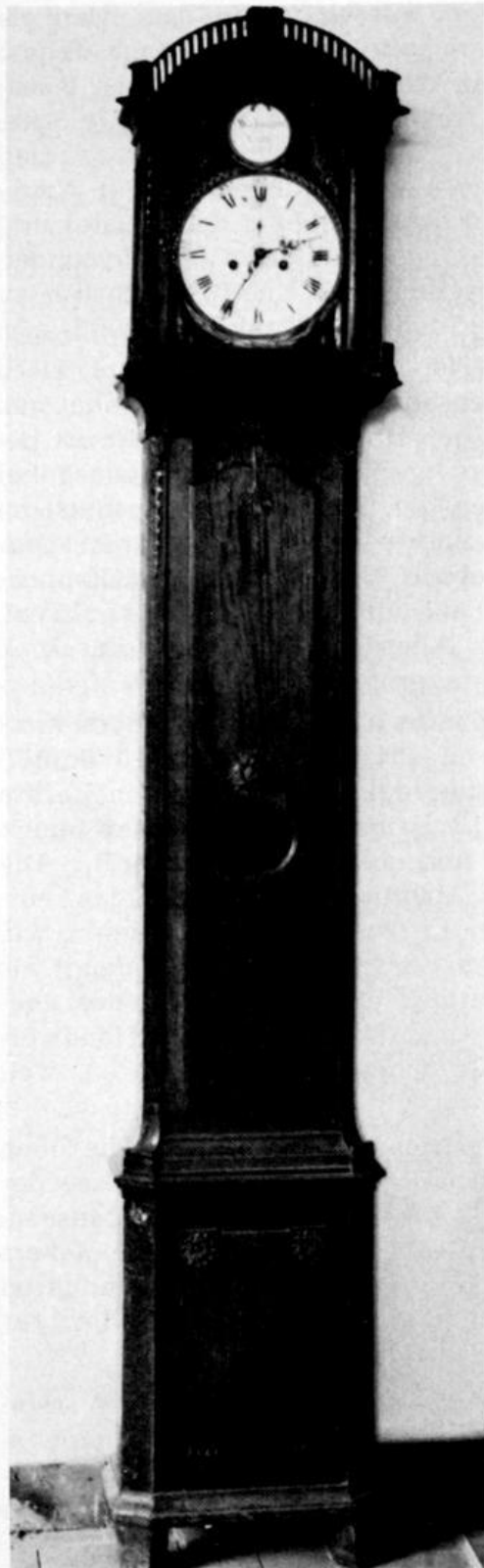


Altarleuchter des Vechtaer Zinngießers Joseph Mauritz Schmedes, Ende 18. Jahrh., Landesmuseum Oldenburg. (Foto: Landesmuseum Oldenburg)

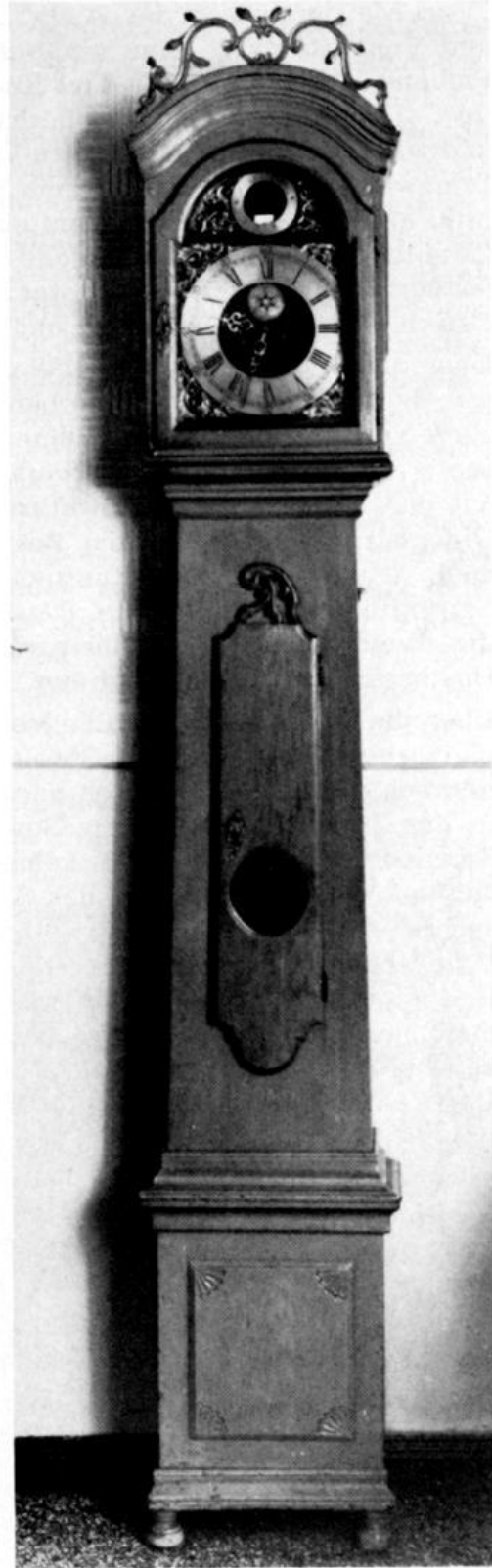
1545 gegeben. Die Artikel setzten die Voraussetzungen für die Aufnahme ins Amt fest, regelten die Organisation im Amt und enthielten auch Bestimmungen über den sozialen Kontakt der Amtsmitglieder, die sich gegenseitig beistehen und fromm und beständig sein sollten. Ein mittelalterliches Handwerkeramt war nicht nur eine Berufsgenossenschaft, sondern gleichzeitig eine Gemeinschaft der zum Amt gehörigen Familien in sozialer und religiöser Hinsicht.

Das Schlosser- und Schmiedeamt der Stadt Vechta bestand seit mindestens 1652. Aus diesem Jahr stammt nämlich das Siegel des Amtes, dessen Original im Landesmuseum Oldenburg aufbewahrt wird. Das Siegelbild enthält die Handwerkselemente, zwei gekreuzte Schlüssel und einen Hammer, darüber eine Krone und seitlich die Jahreszahl 1652. Die Umschrift lautet: „DAS SCHLO V SCHMIEDE AMBT SIGEL D STADT VECHT“³⁾. Das Original der Vechtaer Schmiedeamtsrolle ist verschollen. Doch existiert im Staatsarchiv Oldenburg eine neuere Amtsrolle, die am 13. März 1702 vom Bischof von Münster ausgestellt wurde, „da Ihre Rolle und Statuten nicht von hoher Obrigkeit bestätigt und angenommen, noch deren Lehrbriefe für gültig erkannt werden wollten“⁴⁾. Es wurde den Vechtaer Schmieden und Schlossern deshalb eine Rolle verliehen, die der münsterschen Schmiedeamtsrolle ähnlich war. Diese neue Rolle von 1702 enthält 27 Artikel über die Erlangung des Meisterrechts, das Verbot der Anfertigung von Nachschlüsseln, die Amtsversammlungen, das Einstellen von Lehrlingen, die Anfertigung des Meisterstücks usw.

Auch das Amt der Schuster bestand mindestens schon im 17. Jahrhundert. Aber auch für die Schuster ist erst eine Gilderolle von einer Neugründung des Amtes bekannt. Am 7. Dezember 1707 wurde die alte Gilderechtigkeit erneuert. Die damals verliehene Gilderolle beginnt mit den Worten: „Von Gottes Gnaden wir Franz Arnold, Bischof zu Münster und Paderborn . . . Thun kund und zu wissen hiemit Jedermänniglichen, als unsere Bürger und Eingesessenen der Stadt Vechte, so bisherzu das Schumacher Handwerk getrieben, unterthänigst zu erkennen gegeben, was gestallt sie zwar hiebevorn von unseren Vorfahren am Hochstift Münster gottseeligsten Andenkens mit einer Zunft oder Gilde, sammt darzugehörigen innungsarticulen begnädiget gewesen, dieselbe aber bey der in Vorfahren entstandenen grausamen Feuersbrunst mit dem mehresten Theil der Stadt eingeäschert und verbrandt worden, mit gehorsamster Bitte, daß wir sothane Gildengerechtigkeit ihnen in Gnaden zu erneuern oder von neuen zu verleihen geruhen möchten, daß wir zu mehreren Aufnahmen und Wohlfarth bedachter Stadt Vechte und der darinn gesessenen dem Schumacher Handwerk zugethanen Bürgeren sothaner bitte gnädigst statt gegeben und ihnen aus landesfürstl. Macht, eine Schumacher Gilde und Ordnung sammt dazu gehörigen Freiheiten und Privilegien verliehen haben“⁵⁾. Die alte Gilderolle ist also bei dem großen Vechtaer Stadtbrand des Jahres 1684 zerstört worden. In dem neuen Gildebrief wird auf eine Vereinbarung über die Ablegung der Amtsrechnung vom 29. Oktober 1627 Bezug genommen. Das Schusteramt ist deshalb schon 1627 oder noch früher gegründet worden. Die Überschriften einiger Amtsartikel der neuen Rolle mögen den Inhalt andeuten: „Wie das Amt zu gewinnen und zu erlangen seye“,



*Standuhr des Vechtaer Uhrmachers
Heribert Wichmann von 1799, Mu-
seumsdorf Cloppenburg.
(Foto: Archiv Museumsdorf)*



*Standuhr des Cloppenburger Uhrma-
chers Johann Läschen von 1791, Privat-
besitz Cloppenburg.
(Foto: Archiv Museumsdorf)*

„Von Meisterstücken des Amts“ (gefordert werden je ein Paar Männer- und Frauenschuhe, „item ein paar Manns toffeln, und ein paar Tripfen Frauens Toffeln“), „Wie viel Knechte ein Amts Meister zu halten mächtig“, „Daß keine Frömbde außerhalb der freyen Jahr Markten allhie Schu, und was zum Ambte gehörig, zu verkaufen“, „Von Scheltworten“ usw. Den Leinewebern oder Linnentuchmachern von Vechta wurde 1751 ein Amtsbrief ausgestellt, der besonders eingehend das Verhältnis der Meister und Gesellen zueinander behandelte und die gegenseitigen Verpflichtungen festlegte. So sollten die Meister den Gesellen oder Knechten jährlich zu Ostern, Pfingsten, Liebfrauen und Weihnachten eine Mahlzeit geben⁶⁾.

Über das Amt der Vechtaer Weißgerber ist bisher nichts bekannt. Doch war dieses Handwerk auch in benachbarten Städten, z. B. in Wildeshausen, stark vertreten und konnte seinen Mann gut ernähren. Ein Sprichwort besagt: „He is bi Kass as Gerbers, Farwers un Studenten“. Ein Glaspokal mit den aufgemalten Handwerkselementen der Gerber im Landesmuseum Oldenburg könnte aus dem Besitz der Vechtaer Weißgerberzunft stammen, da die für diesen Zunftpokal angegebene Herkunftsangabe Cloppenburg nicht richtig sein kann. Die Inschrift auf der Rückseite lautet: „Vivat, die Weißgerber, J. J. Hostbach 1768“. Allerdings erscheint ein J. J. Hostbach nicht in den Vechtaer Kirchenbüchern.

Über die Mitgliedszahlen der Vechtaer Zünfte läßt sich bisher noch nicht viel sagen. Die „Schröder-Geselschop“ von 1545 bestand aus 10 Schneidermeistern. 1816, also schon nach Auflösung der Zünfte, gab es in Vechta in den früher zunftmäßigen Gewerben 13 Schneider, 3 Schlosser und 4 Schmiede, 13 Schuster, 12 Leineweber und nur 1 Weißgerber⁷⁾. Die zunftmäßige Organisation des Vechtaer Handwerks mit 5 Gilden entspricht aber durchaus den Verhältnissen in vergleichbaren Städten wie Wildeshausen, Quakenbrück oder Meppen. Vechta erweist sich damit als lebendiger Mittelpunkt städtischen Gewerbes im östlichen Teil des ehemaligen Niederstifts Münster, zumal hier auch noch zahlreiche Handwerker tätig waren, die nicht in Zünften zusammengeschlossen waren, weil ihre Zahl zu gering war.

Die Vielfalt der außerhalb der Zünfte vertretenen Berufe zeigt die oben erwähnte Aufstellung. Noch heute finden sich zahlreiche Erzeugnisse der Vechtaer Handwerker aus alter Zeit im Lande selbst oder in den Museen, besonders im Museumsdorf. Hier sind die Zinngeräte des Zinngießers Joseph Mauritz Schmedes (1747–1801) zu nennen, die großen Standuhren des Uhrmachers Wichmann oder die Glocken der Gebrüder Petit, die 1791 eine Glockengießerei in Vechta errichteten.

Der Schmied Herbert Wichmann in Oythe (1669–1719) hatte sogar schon Anfang des 18. Jahrhunderts Glocken gegossen⁸⁾. Vechtaer Goldschmiedearbeiten, etwa von Franz Anton Auling (1772–1857), Karl Anton Niemöller (1786–1818), Wilhelm Niermann (1785–1863) oder den anderen Vechtaer Goldschmieden⁹⁾, sind bisher noch nicht bekannt geworden. Andere Vechtaer Handwerkserzeugnisse lassen sich wegen des Fehlens von entsprechenden Inschriften oder Meistermarken leider nicht identifizieren. So sind bestimmt zahlreiche Schränke, Anrichten und Truhen von den Tischlern hergestellt worden. Dasselbe gilt für die irdenen Geschirre

der Töpferei Kramer, die um 1779 von dem Töpfermeister Johann Ludolph Kramer gegründet wurde. Dieser war in Wildeshausen geboren, wo sogar eine Töpferzunft bestand.

Außer den Vechtaer Zünften gab es nur noch die bekannte Schmiedezunft in Friesoythe, über die schon Niemann¹⁰⁾ ausführlich berichtet und deren Amtsartikel er dem Inhalt nach mitgeteilt hat. Das Schmiedehandwerk hat in Friesoythe schon im Mittelalter geblüht und mit dazu beigetragen, daß die tecklenburgische Stadtgründung zu einer emsigen Markt-, Handels- und Gewerbestadt heranwuchs¹¹⁾. Urkundlich hören wir von der Friesoyther Schmiedezunft erstmals im Jahre 1599, als die Schmiedemeister in freier Übereinkunft ihre Amtsangelegenheiten regelten und insbesondere eine Stempelung ihrer Waren, der Sensen und Sicheln („Schwaden“), der Spaten und Schaufeln, Pflugscharen, Messer, Beile usw., festsetzten¹²⁾. Der Absatz der qualitätvollen Friesoyther Schmiedewaren ging ins Fürstbistum Osnabrück, ins Ammerland, nach Ostfriesland und Holland. Nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges setzten die damaligen 17 Schmiedemeister am 14. Juli 1660 eine neue Amtssatzung fest, die mit kleineren Änderungen im Jahre 1662 auch obrigkeitlich bestätigt wurde. Bis in das 19. Jahrhundert war Friesoythe vor allem eine Stadt der Schmiedewerkstätten, bis andere Fabrikationszentren, besonders das Sauerland um Iserlohn mit seiner aufstrebenden Kleineisenindustrie, Friesoythe den Rang abliefen.

In Cloppenburg, das 1435 zur Stadt erhoben wurde, hat das Handwerk bis weit in das 18. Jahrhundert hinein nur eine untergeordnete Rolle gespielt.



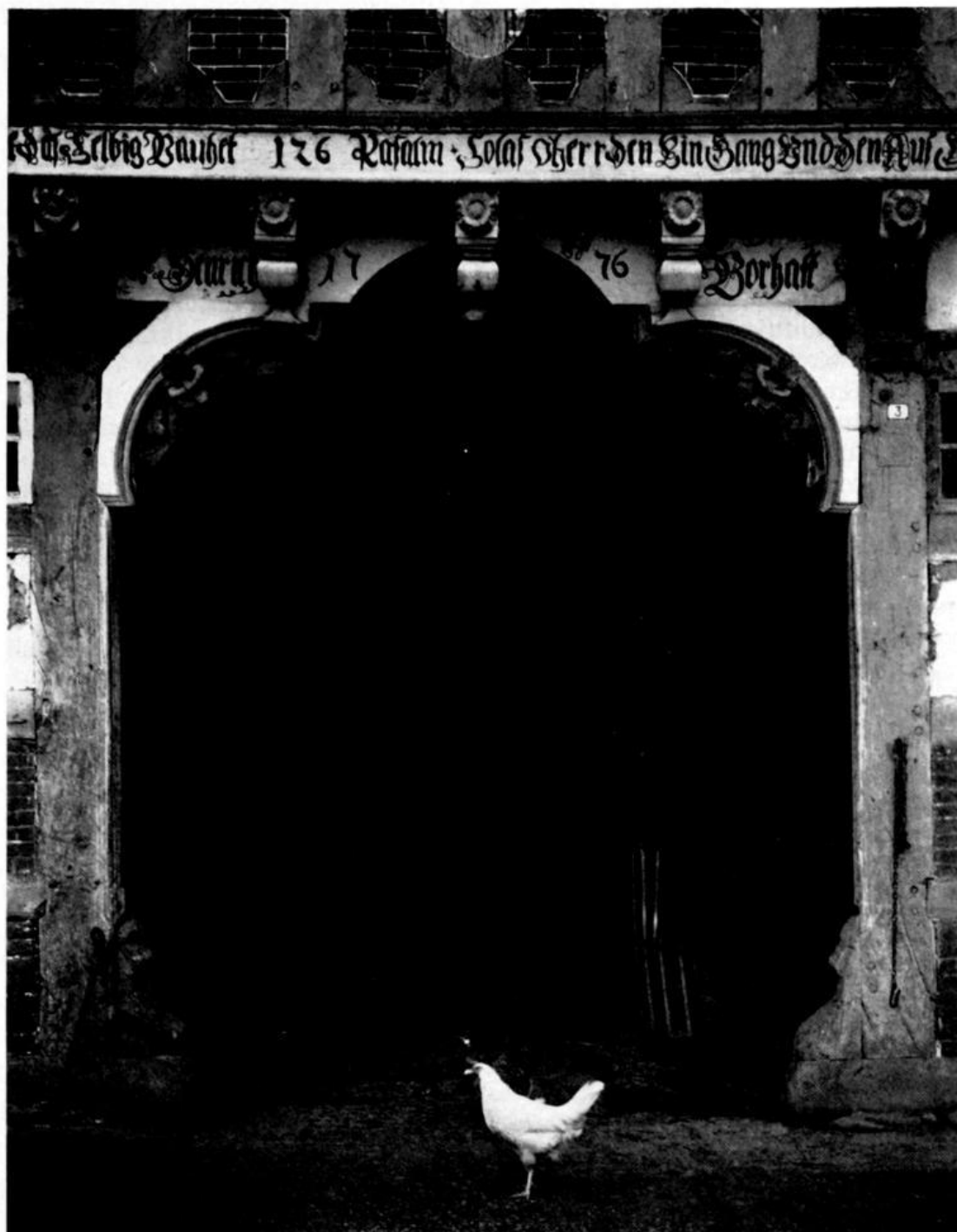
Siegel mit Meistermarken an einem Gildebrief des Friesoyther Schmiedeamtes von 1599, Staatsarchiv Oldenburg.
(Foto: Staatsarchiv Oldenburg)



Gestempelte Axt, Bodenfund aus Cloppenburg, wahrscheinlich in Friesoythe geschmiedet, Museumsdorf Cloppenburg. (Foto: Archiv Museumsdorf)

Es gibt zahlreiche Zeugnisse aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, daß Handwerker oder Handwerkserzeugnisse von auswärts herbeigeholt werden mußten. Die Cloppenburg Bürger ernährten sich in erster Linie vom Ackerbau. 1642 führte ein Glaser aus Quakenbrück Kirchenreparaturen aus und 1647 mußten sogar Zimmerleute aus Friesoythe herangezogen werden. Ein Personenschatzregister des Jahres 1672 verzeichnet nur 15 Handwerker, und zwar 5 Zimmerleute, 4 Schneider, 3 Altflicker, 1 Schuster, 1 Schmied und 1 Rademacher¹³). Zu den Cloppenburg Stadtprivilegien, die 1686 vom Bischof von Münster bestätigt wurden, gehörte auch die Gewerbefreiheit. Das heißt, daß in Cloppenburg keine Handwerkerzünfte eingerichtet werden durften und tatsächlich wegen der geringen Anzahl auch nicht eingerichtet werden konnten. Das im Diözesanarchiv in Münster aufbewahrte Seelenstandsregister von 1751 bringt allerdings schon einen ausführlicheren Katalog ansässiger Handwerker; aber erst um 1800 kann man in Cloppenburg eine Handwerkerschaft nachweisen, wie sie auch andere Städte aufzuweisen hatten. Im Jahre 1803 gab es in Cloppenburg folgende Handwerker: 18 Schuster, 13 Schreiner und Zimmerleute, 9 Schmiede und Schlosser, „wovon sich auch mehrere mit Uhrmachen abgeben, und 2 darunter recht gute Haus- und Turmuhren verfertigen“, 8 Knopfmacher, 8 Schlachter, 8 Weißbrot- und Kuchenbäcker, 7 Schneider, 6 Leineweber, 4 Weißgerber, 4 Faßbinder, 4 Drechsler, 4 Glaser, 4 Hutmacher, 3 Schwarzbrotbäcker, 2 Kupferschmiede und Blechschläger, 2 Strumpfweber, 2 Wagenmacher, 2 Färber, 2 Silberschmiede, 1 Zinngießer und 1 Sattler¹⁴).

1760 ließ sich der erste Blaufärber in Cloppenburg nieder. Es war der aus Wildeshausen gebürtige Theodor Becker, dessen Nachkommen in meh-



*Einfahrtstor des Hofes Enneking in Damme von 1776, jetzt im Museumsdorf.
(Foto: Archiv Museumsdorf)*

reren Generationen das Blaufärberhandwerk ausübten. Der erste Cloppenburg-
burger Zinngießer war der 1753 geborene Anton Hüllmann. Michael Anton
Drüding, geb. 1777, scheint der erste Goldschmied in Cloppenburg ge-
wesen zu sein. Als Uhrmacher arbeitete um 1800 der Meister Johann
Läschen. Diese Beispiele mögen genügen um zu zeigen, wie das Cloppen-
burger Handwerk erst um 1800 sich entfaltete.

Die Dorfhandwerker in älterer Zeit.

Es wurde schon erwähnt, daß auch die kleineren Marktflecken für die Niederlassung von Handwerkern privilegiert waren. Im Amt Vechta hatten Damme, Neuenkirchen und Goldenstedt in münsterischer Zeit dieses Privilegium¹⁵⁾. Im Amt Cloppenburg kommen vor allem Lönigen und Essen in Betracht. Aus Rechnungen der Jahre 1585/86 geht hervor, daß damals Ofen aus Lönigen bezogen wurden, weil nur dort ein Töpfer die Kacheln für die Stubenöfen brannte. Stammen vielleicht die Ofenkacheln, die bei der Ausgrabung der alten Cloppenburg gefunden wurden, aus dieser Löniger Kachelbrennerei? Der Glaser Johann Croll aus Lönigen reparierte die Fenster des alten Amtshauses¹⁶⁾.

In den kleinen Dörfern und Bauernschaften des Landes durften allerdings nur bestimmte Handwerker ihrem Beruf nachgehen. Der Katalog der im Fürstbistum Münster erlaubten Dorfhandwerker ist mir aber nicht bekannt. Zum Vergleich sei eine preußische Verordnung für Ostfriesland von 1767 herangezogen, in der bestimmt wurde, daß sich außerhalb der Städte und Flecken lediglich Leineweber, Grobschmiede, Zimmerleute, Rademacher, Schneider, Schuster, Bäcker, Böttcher, Maurer und Tischler niederlassen durften. Ähnlich werden die Verhältnisse im Fürstbistum Münster gewesen sein.

Eine Übersicht über die Handwerker in den Kirchspielen Damme und Neuenkirchen kann für das Jahr 1667 gegeben werden¹⁷⁾:

Im Jahre 1667 befanden sich im Kirchspiel	Damme	Neuenkirchen
Bierbrauer	11	20
Becker	2	—
Schmiede	2	—
Schuster	5	2
Schneider	2	1
Zimmerleuthe	1	—
Sagenschnieder oder Zimmerknechte	1	2
Pflug- oder Rahdemacher	1	2
Holscher oder Mollenhauer	5	1
Drechsler oder Stuhlmacher	1	1
Tischler oder Schreiner	1	1
Satteler oder Riemenschneider	—	1
insgesamt	32	31

Die Kaufleute, Krämer, Wirte usw. sind in diese Liste nicht mit aufgenommen. Die Handwerker gehörten zumeist dem Stand der Kötter und Heuerleute an. Das Gewerbe des Bierbrauens wurde aber auch von den Voll- und Halberben betrieben. Aus einer Vergleichsliste des Jahres 1772 ist besonders bemerkenswert, daß es damals in Neuenkirchen je 4 Tischler und Schreiner gab, in Damme aber 4 Knopfmacher, 3 Weißgerber und einen Kleinschnitzer. Leider ist aus den Listen nicht ersichtlich, wie sich die Handwerker auf die Orte Damme und Neuenkirchen und auf die umliegenden Bauerschaften verteilen. Diese Aufschlüsselung kann aber für das Kirchspiel Lohne für das Jahr 1703 gegeben werden¹⁸⁾:

Handwerker im Kirchspiel Lohne 1703

	im Ort	in den Bauerschaften	zusammen
Müller	1	1	2
Schneider	5	6	11
Schumacher	7	—	7
Zimmerer	5	5	10
Schmiede	2	—	—
insgesamt	20	12	30

Für die bäuerliche Kultur des Oldenburger Münsterlandes haben auch die Dorfhandwerker Bedeutendes geleistet. Hier sind vor allem die Zimmerleute zu nennen. Berühmt ist die Dammer Giebelkunst des 18. Jahrhunderts, für die der Ennekingsche Giebel am Dorfkrug des Museumsdorfes ein gutes Beispiel ist. Aufschlußreich sind auch die Untersuchungen von Heinrich Ottenjann über die Bauernmöbel des Oldenburger Münsterlandes¹⁹). Nach den Schnitzmotiven setzen sich die Truhen des Oldenburger Münsterlandes von den Truhen der benachbarten Landschaften (Artland, Hümmling, Ammerland) ab. Innerhalb des Oldenburger Münsterlandes lassen sich wieder mehrere „Ortskulturen“ feststellen. So gibt es Truhen des Friesoyther, des Cloppenburgers, des Löninger, des Dinklager, des Visbek-Goldenstedter und des Dammer Typs. Die Tischlerwerkstätten sind in den wirtschaftlichen Zentren, den Städten und den Kirchdörfern, zu suchen. Die Gruppe der Löninger Truhen hebt sich besonders deutlich heraus. Im südlichen Teil des Kreises Vechta scheint Neuenkirchen das Zentrum der Möbelherstellung gewesen zu sein, da dort für 1772 acht



Löniger Kufentrue von 1757, Museumsdorf Cloppenburg.

(Foto: Archiv Museumsdorf)

Tischler und Schreiner nachgewiesen sind, während damals in Damme kein Tischler ansässig war. Eine Vechtaer Gruppe ließ sich seltsamerweise nicht feststellen. Haben die Vechtaer Tischler vielleicht für das Visbek-Goldenstedter und das Dinklager Gebiet Truhen mit verschiedenen Schnitzmotiven hergestellt, wie sie von den bauerlichen Auftraggebern dieser Gebiete gewünscht wurden? Man könnte hierfür Parallelbeispiele anführen. Die Tischlerwerkstätten können aber auch in Goldenstedt und Dinklage selbst bestanden haben; denn auch die Dorftischler anderer Landschaften haben reichverzierte Bauernmöbel hergestellt²⁰). Neben den Zimmerleuten und den Tischlern haben vor allem noch die Schmiede an der Ausgestaltung des bauerlichen Hausrats mitgewirkt und besonders vielgestaltiges Herdgerät geschmiedet. Ohne die Tätigkeit der Dorfhandwerker wäre die bauerliche Kultur nicht von solcher Reichhaltigkeit, wie sie sich dem Forscher darbietet.

Die weitere Entwicklung des Handwerks im 19. Jahrhundert führte zu einem deutlichen Ansteigen der Dorfhandwerker. Gerade im ländlichen Bereich haben sich ältere Traditionen noch länger gehalten als in den städtischen Zentren. Deshalb wird im nächsten Jahrgang dieses Jahrbuches über das Handwerk des Oldenburger Münsterlandes im 19. Jahrhundert berichtet werden.

Anmerkungen:

- 1) Fr. M. Driver, Beschreibung und Geschichte der vormaligen Grafschaft nun des Amts Vechta im Niederstift Münster, Münster 1803, S. 111 f.
- 2) Zitiert nach E. Abel, Mittelalterliche Zünfte (Handwerksämter) in Vechta, Heimatblätter, 38. Jg. (1957), Nr. 1, S. 6
- 3) Abgebildet bei E. Abel, a. a. O. Dasselbe Siegel ist auch beschrieben und abgebildet bei M. Pieper-Lippe, Westfälische Zunftsigel, Münster 1963, S. 72 und Tf. XIII, 7; dort allerdings mit der Jahreszahl 1656. Diese Abweichung scheint auf Retusche des Fotos zurückzuführen sein, das der Abbildung zugrunde lag.
- 4) Zitiert nach E. Abel, a. a. O.
- 5) Staatsarchiv Münster, Best. Fürstentum Münster, Gilden und Zünfte, Nr. 122 (Fotokopie im Museumsdorf Cloppenburg)
- 6) Zur Geschichte des Handwerks im Münsterlande, in: Jubiläumsfestschrift der Oldenburgischen Volkszeitung, Vechta 1934 (aus einer Dissertation von Johannes Ricking)
- 7) L. Kohli, Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogthums Oldenburg, Bremen 1825, Bd. II, 1, S. 279
- 8) A. Rauchheld, Glockenkunde Oldenburgs, Old. Jahrb. 29 (1925), S. 132 ff.
- 9) Th. Kohlmann, Zum oldenburgischen Goldschmiedehandwerk in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Old. Jahrb. 65 (1966), S. 191 ff.
- 10) C. L. Niemann, Geschichte der alten Grafschaft und des nachherigen Münster'schen Amtes Kloppenburg, Kloppenburg/Münster 1873, S. 159 ff. und 268 ff.
- 11) Die Hansezugehörigkeit hat Friesoythe nach den Forschungen L. v. Winterfelds nicht besessen. Vgl. Der Raum Westfalen, Bd. II, 1, S. 255. Die Zunftartikel von 1599 sind abgedruckt im Old. Urkundenbuch, Bd. VIII, Nr. 412
- 12) W. Cloppenburg, Die Geschichte der Stadt Friesoythe, Volkstum und Landschaft, Nr. 44, 1958, S. 10 f.
- 13) B. Riesenbeck, Die Bevölkerung von Cloppenburg-Krapendorf im Jahre 1672, Volkstum und Landschaft 1939, S. 81 ff.
- 14) Ein Brief aus Cloppenburg aus dem Jahre 1803, Volkstum und Landschaft 1950, Nr. 6, S. 3 f.
- 15) Laut Aussage der Blaufärber von Vechta und Cloppenburg in Akten des Staatsarchivs Oldenburg, Best. 31—13, Nr. 68—13
- 16) A. Imsiecke, Aus vergangenen Tagen Cloppenburgs. Vom Handel und Gewerbe, Volkstum und Landschaft, 1935, S. 88
- 17) H. Wilder, Zur Geschichte von Handwerk und Gewerbe in den alten Kirchspielen Damme und Neuenkirchen während des 17. und 18. Jahrhunderts, Old. Jahrb. 43 (1939), S. 52 ff.
- 18) J. Ostendorf, Gewerbliches Lohne, Unser Oldenburger Münsterland, Heimatkundl. Lese- und Arbeitsbogen, Heft 2, Vechta 1957
- 19) H. Ottenjann, Alte deutsche Bauernmöbel, Hannover 1954
- 20) Vgl. U. Bauche, Landtischler, Tischlerwerk und Intarsienkunst in den Vierlanden, Hamburg 1965

Geistige Strömungen im Niederstift Münster zur Zeit der Aufklärung

VON WALTER KLOPPENBURG

Auf der Suche nach literarischen Zeugnissen aus dem 18. und 19. Jahrhundert über unsere Heimat, das Niederstift Münster oder das Oldenburger Münsterland, stieß ich kürzlich auf das siebenbändige Werk des aus Württemberg stammenden sarkastischen Essayisten und Freimaurers Carl Julius Weber (1767 bis 1832), dessen IV. Band mit dem Untertitel „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ (Stuttgart 1834) auf den Seiten 200 — 218 nur ganz wenig über das Oldenburger Münsterland enthält. Einleitend schreibt er zum X. Brief über das Herzogtum Oldenburg: „Traurig ist der Weg von Bremen über das unbedeutende Delmenhorst, wo etwa 1500 Seelen an der Delme horsten — nach dem angenehmen Oldenburg (18 Meilen), und schwer der Volks-sage zu glauben, daß zwischen letzterer Stadt und Delmenhorst (4 Post-meilen) einst die Eichhörchen von einem Baum auf den andern hätten springen können, ohne die Erde zu berühren. Das Land ist von Natur nicht mehr begünstigt als seine westphälischen Nachbarn, überall Spuren, daß es einst Meeresboden war — lauter Geest, Marsch und Strand, nur durch kostspielige Deiche geschützt gegen die Gewässer . . . Die Oldenburger leben zufrieden unter Fürsten, wie es ihrer nur wenige gibt, der letztverstorbene Herzog verbat sich sogar den ihm angetragenen Großherzogstitel — ein doppelt schönes Beispiel im Lande der Titel! Der neue Herzog, der doch gewiß weiß, daß auch die große Nachteule Grand duc heißt, nahm den Titel an aus Gründen, und es gilt gleich viel, denn auch er achtet den höheren Charakter indelebilis der Menschheit. Die Masse des Volkes bleibt rohe Masse, aber jener Charakter stets heiliger als der, den die römische Kirche zum Sakrament erhoben hat! — Man sieht die guten Folgen der gelösten Fesseln der Hörigkeit. In Oldenburg, dessen größere Hälfte dürftiges Moor ist, herrscht Fleiß und Wohlstand, in den fetten Marschgegenden sieht man das schönste Rindvieh, und wer kennt nicht Oldenburger Pferde? . . . Im Oldenburgischen liegen wie in ganz Westphalen die Wohnsitze der Bauern (Kempton) einzeln in der Mitte ihrer Grundstücke, der Hof ist mit einem Erdwall umgeben, bepflanzt mit Gehölze, und Äcker und Wiesen befriedigt durch Gräben; die Mineralien des Landes sind der Torf, der auch die Stelle des Holzes vertreten muß, wie die Stellen der Fabriken und Manufacturen das Garnspinnen und die Linnenweberei, an den Küsten aber Frachtschiffahrt. Der Bauer ist der wohlhabendste Stand, seine holländisch-reinliche Wohnung zieren schöne Mobilien, selbst silberne Caffee- und Thee-Kannen, Zuckerdosen neben dem Porcellain, und er hält sich auch wohl den Hamburger. Kein Wunder! Seine Kühe, die auf den üppigsten Wiesen von Mai bis September Tag und Nacht weiden (besser als Stallfütterung) und in der Regel dreimal gemolken werden, geben Milch und Butter wie in Ostfriesland, täglich 20 bis 24 Kannen Milch! Wenn die Bienen in gleichem



Verhältnis Honig geben, so ist Oldenburg und Ostfriesland das Land der Verheißung, wo Milch und Honig fließt! Der Adel ist hier und im Lübeckischen ziemlich unbedeutend, und in Birkenfeld ist gar keiner; aber durch die vormaligen Münsterischen Ämter Vechta und Kloppenburg und das weiland hannöversche Amt Wildeshausen überkam Oldenburg auch Edelleute und — Schulden, man denkt aber wie in Rußland — der Adel gibt gar keinen eigentlichen Rang, sondern der Staatsdienst. Jene Acquisitionen sind die traurigsten Striche Oldenburgs, von denen man nur *salva venia* sprechen kann, wie von dem hannöverschen Kreise Meppen, wo sich aber interessante alte deutsche Denkmäler finden, Opfersteine, Urnen, die sogenannte *Visbeker Braut*, die *Arkeburg*, sicher ein altgermanisches Werk mit Grabmälern umher, römische Waffen und Münzen etc., und so ist auch diese Gegend eine Göttergegend für deutsche — Antiquare. Zu dieser ganz stiefmütterlichen Natur gesellte sich noch Leibeigenschaft, die Oldenburg aufgehoben hat, und die gleich traurige Bigotterie und Unwissenheit, die sich leider nicht durch Befehle, sondern nur durch bessere Schul-Anstalten nach und nach beheben läßt . . . Oldenburg ist ein Ackerbau und Viehzucht treibender Staat, der Kunstfleiß unbedeutend, selbst Handel und Schifffahrt, denn die Hansen sind zu nahe. Wenn aber die Weser immer mehr versandet, könnte aus Brake ein zweites Bremen werden. Einst waren die Gänse und Gänsebrüste von Vechta so gesucht als die Pomerischen, aber es scheint, sie rupften die Gänse zu oft bei lebendigem Leibe, und so ging es ihnen wie der Frau Henne, die goldene Eier legte! Da fertigen sie desto mehr Matrosenstrümpfe . . . In ganz Westphalen habe ich mir nirgendwo so wohl gefallen als in der Vaterstadt Münnichs, Halems, Woltmanns und Seezens und werde Oldenburg nie vergessen, wenngleich hier ein Lethe fließt. Die schöne Bibliothek des Herzogs steht dem Publikum offen und im Schlosse sind drei große Gemälde Tischbeins: der Raub der Cassandra, Hectors Abschied und Christus, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt. Zwei herrliche italienische Landschaften von Strak beweisen, daß dieser so berühmt sein könnte als Hakert, — wenn — Göthe es gewollt hätte . . . Am interessantesten ist das sonderbare Ländchen an der Westgrenze Oldenburgs, an den Flüssen Marka und Oh, die bei Scharle vereint die Leda bilden, als Leda in die Soste gehen und mit der Soste in die Ems bei Leerort — das *Saterland*, das Millionen Deutschen, vielleicht selbst Gelehrten unbekannt ist. Es ist von allen Seiten mit Morästen, Brüchen, Moor und Haiden umgeben, folglich kaum in der trockenen Jahreszeit zugänglich, denn selbst die kleinen Pferdchen des Landes haben Holzschuhe, um nicht zu versinken. Am besten besucht man es zu Wasser und geht nach Ellerbruch, wo aber keineswegs Ellern sind, sondern zwei Wirtshäuser, zugleich Handels-Niederlage, und viele Bienenstöcke. Hieher bringen die Saterländer ihre Waare auf Booten, die sie, ihre Weiber und Kinder ziehen, und sich durch rothe Segel auszeichnen. Das ganze Saterland mag vier Quadratmeilen mit 2000 Seelen zählen. Diese wahre Merkwürdigkeit Deutschlands, die ich nicht aus eigener Ansicht kenne, schildere ich, um der Vollständigkeit meiner deutschen Reise willen nach Hoche (Reise in das



Saterland — Bremen 1800) und zweifle nicht, bei meinen Lesern Entschuldigung zu finden . . .“

Gegen Hohes Schmähstück hat sich gleich nach Erscheinen der Cloppenburgers Arzt und Gründer der ersten Apotheke in Cloppenburg, Dr. med. Joseph König († 1822), gewandt. Doch ist seine Rezension nirgendwo veröffentlicht worden, so daß C. J. Weber darauf hätte eingehen müssen. Uns zeigt dieser kursorische Auszug, daß es nach seinen Beobachtungen auch keinen Kunstfleiß gegeben habe. Diese geistige Armut war nur scheinbar, weil es damals keine Kommunikationsmittel gab, diese negative Meinung zu korrigieren. Das können wir erst heute, allerdings mit der Einschränkung, daß der Kunstfleiß auf literarischem Gebiete recht minimal und klerikal gewesen ist. Das wenige, was wir bislang aus Archiven und Bibliotheken ausgegraben haben, wollen wir an dieser Stelle zeigen. Zur Zeit der Aufklärung — verbunden mit den Namen der Rationalisten: den Engländern John Locke († 1704) und David Hume († 1776), den Franzosen Montesquieu († 1755), Voltaire († 1778), Rousseau († 1778) und den Enzyklopädisten, den Deutschen Leibnitz († 1716), Wolff († 1754), Lessing († 1781) und Kant († 1804) — waren die humanistischen Bildungsstätten für die talentierten Jungen des Niederstiftes das Franziskaner-Gymnasium in Vechta und die Jesuiten-Gymnasien in Meppen und Osnabrück, deren Unterrichtssystem, die ‚ratio studiorum‘ auch manche individuelle Züge, die modern anmuten, aufwies. Eine negative Begleiterscheinung der Aufklärung, selbst in unserer katholischen Region, war die Feindseligkeit gegen die Jesuiten, denen wir doch die Rekatholisierung verdanken. Ihnen warf man eine besondere Abneigung gegen die aufklärerischen Ideen vor; man bezichtigte sie der religiösen Intoleranz. Der damalige Papst Clemens XIV. stand so sehr unter dem Einfluß der französischen Rationalisten, daß er dem Drängen der Bourbonischen Hofclique nachgab und den Jesuitenorden im Jahre 1773 aufhob. Weil die Franziskanerpatres sich des besonderen Wohlwollens des dem Rationalismus zugewandten Münsterschen Ministers und Generalvikars Franz Freiherrn von Fürstenberg (1729 — 1810) erfreuten, wurden ihnen in Osnabrück und Meppen Unterricht, Bildung, Residenz und Kirche anvertraut. Obwohl ein weit günstigeres Ergebnis zu erzielen wäre, beschränkten wir uns auf die literarischen Produkte der aus dem Gymnasium Antonianum zu Vechta hervorgegangenen Gelehrten. Von den 307 Abiturienten aus der Klosterzeit (1740 — 1813) sind 91 (= 30 Prozent) Geistliche geworden, von denen kaum einer die Grenzen des Niederstiftes Münsters beruflich überschritten hat. Nach ihren Gymnasialstudien widmeten sie sich dem Studium der Theologie an den Jesuitenkollegien Coesfeld und Münster, vereinzelt in Dillingen. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens ließen sie sich an der im Herbst des gleichen Jahres von Fürstenberg gegründeten theologischen Fakultät (an der geplanten Universität) Münster zum Studium der dogmatischen, der Moral- und der Pastoral-Theologie, der Kirchengeschichte (inklusive Bibel-Exegese) und des kanonischen Rechts immatrikulieren, um anschließend in dem 1776 gegründeten Priesterseminar auf die heiligen Weihen vorbereitet zu werden. Innerhalb ihres geistlichen Berufes haben sich folgende Theologen des (jetzigen) Oldenburger Münsterlandes schriftstellerisch betätigt:



Der Osnabrücker Domprediger Joseph Bernhard Herft aus Damme (1745 — 1812) hat gedruckte Passions-Predigten und -Betrachtungen, ferner „Auserlesene Sonn- und Festtagspredigten“ hinterlassen. Da die Archivalien des Gymnasiums Carolinum beim Bombenangriff 1944 vollständig vernichtet worden sind, war nichts Näheres einstweilen festzustellen.

Franz Joseph Schwietering, Sohn des Vogtes in Neuenkirchen bei Vörden (1772 — 1827), Vechtaer Abiturient vom Herbst 1790, hat als Kaplan von Crapendorf eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele geschrieben, die erst nach seinem Tode vom Verlag J. H. Stalling in Oldenburg 1832 gedruckt und herausgegeben worden ist.

Johann Bernhard Tangelmann aus Damme (1767 — 1832), Osnabrücker Abiturient, Kaplan in Voltlage, Domvikar in Osnabrück, Pfarrer von Bersenbrück und Badbergen, Landdechant, hat folgende Predigten drucken lassen: Predigt am Osterfest (Osnabrück 1804); Jesus Christus, unserer und aller Menschen Hochachtung und Verehrung würdig — eine Predigt am Palmsonntag (1807); Wohltätigkeit — des Christen erste heilige Pflicht (1810); Predigten am Begräbnistag einer armen großen Dulderin (1817); Predigten über die Sonntagsevangelien für den Landmann, drei Teile (Münster, 1. Aufl. 1831, 2. Aufl. 1835); Gedichte (1815).

Anton Siemer aus Hagen bei Vechta (1775 — 1843), Vechtaer Abiturient vom Herbst 1796, Vikar in Vechta, Kooperator in Goldenstedt, 1804 — 1814 (also auch während der Franzosenzeit) Pfarrer in Oldenburg, 1814 — 1843 Pfarrer und Landdechant in Bakum, stand beim Herzog Peter Friedrich Ludwig nach seiner Rückkehr aus Rußland in hoher Gunst wegen seines mannhaften Auftretens während der französischen Okkupation. Neben seinen Ämtern als Landdechant und Examinator synodalis wurde er von der Theologischen Fakultät der Akademie Münster zum Dr. theol. h. c. promoviert. Auf Grund seines Einflusses beim Herzog blieb das Gymnasium Antonianum nach Aufhebung des Franziskanerklosters und nach dem Tode des Generaldechanten Haskamp (1823) bestehen unter seiner kollegialen Direktion mit dem Amtmann, Pastor und Bürgermeister von Vechta, bis der erste Offizial Dr. Joseph Herold 1831 die Direktion allein übernehmen konnte. Zu seiner Zeit muß der Meineid wohl eine Seuche gewesen sein, sonst hätte er keine Veranlassung gehabt, einen klaren und verständlichen „Unterricht über den Eid“ (Münster 1819) zu schreiben. Seine katechetischen Predigten über das erste bis sechste Gebot liegen zwar im Manuskript vor, sind aber wegen seines plötzlichen Todes am 2. Mai 1843 nicht mehr gedruckt worden.

Kirche und Schule gehören eng zusammen, auch wenn es manche nicht wahr haben wollen. Ein Förderer des öffentlichen höheren Schulwesens war der bereits erwähnte gelehrte Staatsmann Franz Freiherr von Fürstenberg. Nach seiner Auffassung erfordere die Vorbildung der künftigen Seelsorger, Juristen und Mediziner ein gut eingerichtetes Gymnasium, welches seine Zöglinge richtig denken, vollständig umfassen und sich deutlich mit zweckmäßiger Beredsamkeit ausdrücken lehre. Im Gegensatz zur bisherigen jesuitischen Unterrichtsweise forderte er die Abschaffung der plattdeutschen Sprache, die besondere Pflege der hoch-

deutschen Sprache, den Unterricht in der Mathematik, um die Schüler zur Richtigkeit und Gründlichkeit im Denken zu führen, und in der Erfahrungsseelenlehre, die für den wichtigsten Teil menschlicher Kenntnisse als Grundwissenschaft angesehen werden müsse. Bevor Fürstenberg mit seiner Unterrichtsreform um 1763 begann, hatte er wählend, prüfend, ermunternd, anregend und belohnend mitten unter den Lehrern und Schülern des Gymnasiums Paulinum in Münster gestanden. Seine praktizierte Erfahrung und visuelle Beobachtung ergänzte er auf vielen inoffiziellen Visitationen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, mehr noch durch einen weit gespannten Briefwechsel — um diese Zeit ist der Briefwechsel genau so eine Literaturgattung wie das Epos, die Ballade, der Roman, das Drama — mit hervorragenden Zeitgenossen, wie z. B. mit dem holländischen, zum Kreis der Fürstin Gallitzin in Münster gehörenden Gelehrten Hemsterhuys, dem Düsseldorfer Philosophen F. H. Jacobi und dem poetischen Mathematiker A. G. Kästner. Sein Entwurf zur „Verordnung, die Lehrart in den Schulen betreffend“ fand in Vechta zunächst keinen Beifall, das Gelübde des Gehorsams zwang die Franziskanerpatres, diese Ordnung auf ihre Brauchbarkeit hin zu überprüfen. Die voreilige Ablehnung verwandelte nach und nach die unmutigen und tadelnden Stimmen in überzeugende und nachzueifernde, was Fürstenberg 1778 zu der lobenden Stimme veranlaßte: „Die Patres der strengen Observanz in Vechta hätten angefangen, dem Münsterschen Gymnasium nachzustreben.“ Aus der Fülle der Vorschläge des Fürstenberger Modells greife ich nur einen heraus, weil er uns heute unverständlich erscheint und weil er mit dem Namen des „Erfinders“ ausgezeichnet ist, also „Import-Gedanken“ sind, von denen wir für die damalige Zeit so wenige nominell erfassen können. Den Schülern des Gymnasiums Antonianum — in den ältesten Schulprogrammen das „Antonische Schulhaus“, „Gymnasium Antonio-Seraphica“, im Volksmunde „Studentenschule“ genannt — wurde befohlen, sich im Druck den Gottsched von der deutschen Sprache anzuschaffen, und außerdem sich ein besonderes Buch einbinden zu lassen, um darin die ersten Gründe der Geschichte und Rechenkunst zu schreiben

Johann Christoph Gottsched (1700 — 1766), Professor der Philosophie, Dichtkunst, Logik und Metaphysik in Leipzig, war ein Schüler des schlesischen Philosophen Christian Wolff (1679 — 1754), neben Leibniz (1646 — 1716) und Thomasius (1655 — 1728) der Mitbegründer der selbständigen, bewußt nationalen, um Sprengung der englischen und französischen Fesseln ringenden, deutschen Aufklärung. Der aus Juditten bei Königsberg stammende Universalgelehrte war ein echter deutscher Patriot friderizianischer Prägung und der Verfechter einer deutschen Gesamtliteratur, welche sowohl Germanistik als auch die Dichtung in sich schließe. In klarem, nüchternem Stil hat er die Lehrbücher „Redekunst, Sprachkunst und Lehrbuch der Weltweisheit“ verfaßt. Sein Leben lang hat er sich ehrlich, oft wenig überzeugend abgemüht, die hochdeutsche Schriftsprache durchzusetzen und die deutsche Dichtung nach der französischen klassischen, dem deutschen Geiste widersprechenden auszurichten. Er hat Regeln aufgestellt für die Pflege einer korrekten, klaren deutschen Schriftsprache, er hat das Theater von den Hanswürsten, dem Stegreifspiel und den



blutrünstigen Schauerlichkeiten gesäubert. Für ihn war die Dichtkunst, die durch Ergötzen belehren sollte, etwas Erlernbares, und die Haupterfordernisse für sie waren Regelmäßigkeit der Form und Verständigkeit des Gedankeninhaltes. In dieser Hinsicht erinnert er an die Meistersinger. Als er gegen aufstrebende Talente, die für seine Pedanterie kein Verständnis aufbringen konnten, zu Felde zog, als er den literarischen Markt mit einer Menge von trockenen, geist- und witzlosen Schriften gleichsam überschwemmte, die er in seinem Selbstbewußtsein und in seiner Selbstüberhebung für mustergültig hielt, fand er Gegner, die ihm gewachsen waren und ihm die angemessene Sprach-Diktatur entrissen, vor allem die Schweizer Bodmer und Breitinger.

Nachahmer dieser Dichtkunst-Theorie sind mir nicht bekannt geworden. Als Gymnasiallehrer fungierte **Johann Heinrich Meyer** aus Schleddehausen bei Bakum (1753—1829), der nach seiner Priesterweihe im Jahre 1778 am Gymnasium in Münster unterrichtet hat. Aus der Unterrichtspraxis heraus ist sein Lehrbuch „Unterricht in der Rechenkunst, zum Teil für Anfänger, zum Teil für Schüler, die sich ferner üben wollen (Coesfeld 1805)“ entstanden. Seine Didaktik gab er auf, als er nach einjährigem Vikariat in Lohne 1798 zum Pfarrer von Wüllen im Kreise Ahaus ernannt wurde.

Aus derselben Bauerschaft Schleddehausen stammte der nachmalige, von Napoleon zum Pfarrer von Essen i. O. ernannte Pfarrer **Bernhard Mönning** (1777—1848), Vechtaer Abiturient vom Herbst 1795. Sein revidiertes Schulsystem galt nicht dem Vechtaer Gymnasium, sondern den Bauerschaftsschulen des räumlich weit auseinander liegenden Kirchspiels Essen i. O. Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gab es keine Volksschulen in bisherigem Sinne. Wer lehrte? Handwerker, Tagelöhner, Heuerleute, ausgediente Soldaten, verkrachte Studenten, Kandidaten der Theologie — einwandfreier sittlicher Lebenswandel vorausgesetzt — unterrichteten gegen Naturalien nur wintertags die Jungen. Was wurde gelehrt? Mangelhaftes Lesen, selten Schreiben und Rechnen. Die Religions- und Sittenlehre beschränkte sich meistens auf das gedankenlose Auswendiglernen der Biblischen Geschichte und des Katechismus. Die Organisation des Landschulwesens im Hoch- und Niederstift Münster hatte Fürstenberg 1783 dem Kaplan von Everswinkel **Bernhard Overberg** (1754 — 1826), den er auf seinen Visitationen als tüchtigen Theologen und Religionslehrer kennengelernt hatte, übertragen. Dieser arbeitete den Entwurf für eine geplante Normalschule und für Normalschulkurse für heranzubildende Volksschullehrer in Münster aus. Das gute Beispiel Münsters wirkte und fand Nachahmung sogar in dem damals unter einem protestantischen Fürsten stehenden Bistum Osnabrück. Dieses schickte Schullehrer und Geistliche zur besseren pädagogischen Ausbildung nach Münster. Nebenher lief die Erstellung von Schulbüchern. Dabei unterstützte ihn der Essener Pastor **Bernhard Mönning**. Er hat folgende Schulbücher verfaßt: Handbüchlein vom Schreiben und Rechnen (Osnabrück 1821); Neues Handbüchlein (Vechta 1840); Mittelbüchlein, in späteren Umarbeitungen als „neues“ und „neuestes“ Mittelbüchlein gedruckt mit Zugaben. Für den Gottesdienst schrieb er das „Deutsche Landes- und

Vesperbuch" (Osnabrück 1815), welches Meß-, Vesper- und sonstige Andachten enthält. Durch zahlreiche Nachträge, wie Bruderschaftsbuch, Andachten, Ablässe und Christenlehre wurde das Vesperbuch nach und nach ergänzt.

Mit der Erziehung der weiblichen Jugend befaßte sich der in der gleichen Gemeinde amtierende Kaplan **Bernhard Hackstedt** aus Bokern bei Lohne (1806 — 1846): Freundlicher Wegweiser oder Lehren, Ermahnungen und Warnungen für die weibliche Jugend (Münster 1940). Wiederholt aufgelegt und obligatorisch für die Schulen des Officialatsbezirks Oldenburg war seine „Kurze und faßliche und ziemlich vollständige deutsche Sprachlehre mit Übungsstücken nebst einer kurzen Anweisung zur Abfassung von Briefen und anderen Aufsätzen mit manchen Mustern, zunächst für Volksschulen" (Vechta 1841). Während der Mission gegen den Mißbrauch des Alkohols 1840 — 1848 unterstützte er den Kaplan von St. Johann in Osnabrück, **Johann Matthias Seling** (1792 — 1860), genannt der 13. Apostel, durch Dichten von Volks- und Mäßigkeitsliedern, so daß neuerdings die Frage aufgetaucht ist, welche der Nationallieder von Cappeln, Damme, Dinklage, Emstek, Essen, Lindern, Löningen, Steinfeld, Vestrup, Visbek und dem Saterland Seling oder Hackstedt gedichtet hat?

Als Nichttheologe zählt zu den Jugendschriftstellern der Vestruper Lehrer und Küster **Anton Heinrich Wilking** aus Oythe (1802—1870). Mit seiner Versetzung nach Langförden 1862 wurde er zum ordentlichen Mitglied der Prüfungskommission der Schulamtskandidaten beim Oberschulkollegium in Vechta ernannt. Seine veröffentlichten Jugendschriften sind: Julius oder wunderbare Fügungen der göttlichen Vorsehung (Vechta 1835) und die Tuchnadel — eine Erzählung für die reifere Jugend (Münster 1843).

Politischen Charakter hat **Matthias Joseph Wolffs** (1750 — 1824) am 31. Juli 1803 in der Pfarrkirche zu Löningen gehaltene „Rede von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre Regenten, bei Gelegenheit des gloriwürdigsten Regierungsantrittes und der Besitznahme der Ämter Kloppenburg und Vechta von Seiner Herzoglichen Durchlaucht usw. über Römer XIII". Trotz weitreichender Korrespondenz ist es mir bis heute nicht gelungen, diese gedruckte Rede in einer Bibliothek aufzustöbern.

Ein anerkannter Archäologe war der aus Brockdorf bei Lohne stammende Pfarrer von Strücklingen **Franz Heinrich Trenkamp** (1775 — 1824), der seine wissenschaftlichen Ergebnisse in den „Beiträgen zum Oldenburger Wochenblatt zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse II. und III. Band" publiziert hat. Da er auch anonym geschrieben hat, ist es schwer, ihm manche Abhandlung zuzuschreiben, auch wenn der Stil dem seinigen entspricht.

Wilhelm Hönig aus Cloppenburg, Vechtaer Abiturient vom Herbst 1784, Domvikar in Osnabrück hat im Westfälischen Anzeiger und im Oldenburger gemeinnützigen Wochenblatt über die Bedeutung und den Nutzen der Klöster geschrieben. Mit dem Raub des Kirchengutes zur Zeit der Säkularisation befaßt sich seine in Reval 1800 herausgegebene Monographie „Über das Recht, Klosterstiftungen aufzuheben, in besonderer Hinsicht der geschehenen Suppression des Klosters Bersenbrück im Hochstift Osnabrück und der Verwendung dessen Einkünfte".

Das dreibändige Werk des Lohner Gemeinheits-Commissairs Carl Heinrich Nieberding (1779 — 1851) „Geschichte des ehemaligen Niederstiftes Münster und der angrenzenden Grafschaften Diepholz, Wildeshausen etc. — Ein Beitrag zur Geschichte und Verfassung Westphalens“ (Vechta 1840 ff.) ist so gefragt, daß es die Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH in diesem Jahr in Neuauflage und ursprünglicher Form herausgebracht hat.

Neben dem Pfarrer Trenkamp aus Strücklingen hat der aus Vechta gebürtige Assessor und Doktor beider Rechte Friedrich Matthias Driver (1754 — 1809) Beiträge verschiedenen Inhaltes in der „Oldenburgischen Zeitschrift“ veröffentlicht. Im September 1803 erschienen von einem Anonymus „X“ sieben Briefe über das Amt Kloppenburg in dieser Zeitschrift. Aus den Briefen geht hervor, daß der anonyme Briefschreiber ein Kenner sowohl der Materie als auch des Lokalkolorits gewesen ist. Ich habe an anderer Stelle nachgewiesen, daß Fr. M. Driver (Vechtaer Abiturient vom Herbst 1771) der Verfasser dieser Briefe gewesen ist; er hatte bereits zwei Jahre zuvor eine „Beschreibung und Geschichte der vormaligen Grafschaft, nun des Amtes Vechta im Niederstift Münster“ veröffentlicht. Aus dieser Abhandlung geht hervor, daß er ebenso wie Carl Julius Weber die „Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Gro(e)ningen“ des Rödinghäuser Predigers J. G. Hoche (erschienen bei Friedrich Wilmans in Bremen 1800) gekannt hat. J. G. Hoche macht unter anderem die Bemerkung, daß das kleine Oldenburg eine ziemliche Anzahl gelehrter Männer besitze, welche durch die Museen an diese nicht reizende Gegend gefesselt seien. Hoche bezieht diese Bemerkung nur auf Nordoldenburg. Meine Ausführungen zeigen an, daß der Kreis der Gelehrten auf Südoldenburg ausgedehnt werden muß. Hohes Feststellung erweckt den Anschein, als ob wir nichts Gleichrangiges anzubieten gehabt hätten. Was die Geistesgeschichte anlangt, so konnten sich die Südoldenburger „Westphalen“, wie sie sich gern bis 1803 nannten, mit den Nordoldenburgern messen. In schöngeistiger Hinsicht wurden sie von einem kleinen literarischen Kreis auf dem Hümmling, der unmittelbar an das Amt Kloppenburg grenzt, übertroffen. Die westfälische Dichterin Katharina Busch (1791 — 1831) wurde durch ihre Heirat (1813) mit dem Herzoglich Arembergischen Amtmann Dr. Paulus Modestus Schücking von Dülmen nach Sögel-Clemenswerth verschlagen. Dort erhielt sie ein inniges Verhältnis zur Natur, das Verhältnis, welches sie in Rousseaus „Emile“ zur Erziehung der Kinder in der Natur vorgezeichnet fand, das sie fortan selbst bei der Erziehung ihrer Kinder exerzierte. Die Verbannung in die menschenleere Heide, in das geheimnisvolle Moor und in die wildreichen Wälder regte sie so an, daß wir aus dieser Zeit eine Reihe von Gedichten in den literarischen Blättern unter ihrem Pseudonym Pauline von Kl(emenswerth) lesen können. Da wir für unser Münsterland nichts Gleichwertiges haben, müssen wir für das Verstehen von Land und Menschen während dieser Epoche diese Gedichte ausleihen. Eine kleine Probe lesen wir auf ihrem klassizistischen Grabstein in Neu-Arenberg (Gehlenberg). Ihren ältesten Sohn Levin (1814 — 1883) wollte sie während seiner Gymnasiastenzeit in Münster von ihrer jüngeren Freundin Annette von

Droste-Hülshoff betreut wissen. Sie ahnte nicht, daß aus dieser Obhut später ein so herzliches und anregendes Verhältnis entstehen würde, daß fast aus der jüngeren Freundin, die neidlos in der älteren die größere Dichterin verehrte, eine Schwiegertochter geworden wäre. Levins Lebenserinnerungen enthalten so manchen Spazierweg, den auch wir durch Heide und Moor gegangen sein könnten, so manchen Bardengesang, den auch wir gesungen haben könnten. Wir werden erinnert an die Lieder des alten schottischen oder gälischen Sängers Ossian, den Klopstock aus der Verkennung wieder hervorgeholt hatte, Klopstock, den Fürstenberg aus Weimar, dem Brennpunkt des geistigen Lebens in Deutschland, in das katholische Gegenstück zu dem führenden Weimarer Kreis, in den Kreis der um die Fürstin von Gallitzin in Münster gescharten hochbedeutenden Persönlichkeiten holen wollte. Ja, Klopstock hatte selbst einmal den Wunsch geäußert, diesen literarischen Freundeskreis kennenzulernen. Fürstenberg schrieb ihm am 2. August 1775: „Das Gemächlichste für Sie würde wohl der Sejour von Clemenswerth wegen der Nähe von Bremen seyn . . .“ Allein die Konfession bildete die Schranke, vor der Klopstock umkehrte.

In dem Briefwechsel Fürstenbergs mit der Fürstin Gallitzin fand ich noch einen Hinweis, den ich als Import-Gedanken bezeichne, weil ich denselben beim Lohner Kirchenbau gefunden habe: „Deinen Auszug von Büsch habe ich in Mitris Hand gesehen; er braucht nicht abgeschrieben zu werden, ich werde ihn so besser lesen . . .“ Der Kommentator schreibt dazu: „Die Werke des Hamburger Nationalökonomen Johann Georg Büsch (1728 — 1800) scheinen zum vorzüglichsten Arbeitsmaterial der Fürstin Gallitzin bei der Unterrichtung ihrer Kinder gehört zu haben. Handschriftliche Ausarbeitungen der Fürstin befinden sich im Buchholtz-Nachlaß“.

Ex bibliotheca Oldenburgensi habe ich sieben Bände von Johann Georg Büsch, Professor in Hamburg, „Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens“ IV. Auflage (Hamburg 1798) entliehen; z. T. waren die Bände noch nicht einmal aufgeschnitten, d. h. also von niemandem gelesen worden. J. G. Büsch versteht unter Mathematik nicht nur die reine Mathematik wie Arithmetik, Geometrie und Algebra, sondern auch Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik, Aerometrie, optische Wissenschaften wie Optik, Katoptrik, Dioptrik und Perspektive, sphärische, theoretische und physische Astronomie, Astrologie, Geographie und Wissenschaft der Seefahrt, Chronologie, Gnomonik, gemischte Mathematik, bürgerliche Baukunst, Wasserbaukunst, Schiffsbaukunst, Kriegswissenschaften, Artillerie, Fortifikation, Taktik, Castramentation, die Verbindung der Mathematik und der Naturlehre, kurz alle Disziplinen, die heute auf einer Technischen Hochschule gelehrt werden. In seinen nationalökonomischen Anschauungen verharnte er in dem Colbert'schen Merkantilsystem Ludwigs XIV., d. h. Umwandlung des Staates in ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, Stärkung von Handel und Gewerbe durch Schutzzölle, Hebung der Ausfuhr von Industrieerzeugnissen, Gewinnung neuer Absatzgebiete durch Kolonien, die als Ausgleich Rohstoffe und Nahrungsmittel liefern sollten.

Wenn wir noch einmal die lange Liste seiner mathematischen Disziplinen durchlesen, werden wir auch verstehen, weshalb der Hauptmann Otto Lasius (1752—1833) aus Oldenburg in einem Gutachten vom 2. Juli

1810 über den baulichen Zustand der katholischen Kirche in Lohne auf das Urteil zeitgenössischer Schriftsteller wie Weiland Büsch in Hamburg hinweist. Der dritte Teil des ersten Bandes der Mathematik enthält nämlich die praktische Darstellung der Bauwissenschaft oder der bürgerlichen Baukunst (Hamburg bei Benjamin Gottlob Hoffmann 1800). Aktuellen Wert haben seine allgemeinen historischen Anmerkungen über den Ursprung, Fortgang und jetzigen Zustand der bürgerlichen Baukunst. So spricht er von der Neugotik und meint die Zeit der II. Hälfte des 13. Jahrhunderts mit dem Bau des Kölner Domes und der Elisabethkirche über dem Grab der hl. Elisabeth in Marburg an der Lahn. Unter Altgotik versteht er den Gedanken, daß Bogen und Gewölbe den heiligen Hainen der Germanen nachgebildet seien. In so mancher gut gebauten altgotischen Kirche falle die Nachahmung insofern auf, als die schlanken Pfeiler, die solche Gewölbe tragen, Stämme der Bäume, und die Rippen der durch sie getragenen Gewölbe Äste derselben darstellen sollen. Hauptmann Lasius wird wohl das Kapitel von der einem Gebäude zu gebenden Festigkeit seinem Gutachten zugrunde gelegt haben.

Das Niederstift Münster ist zu keiner Zeit ein Genieländchen gewesen. Die Produkte seiner Intellektuellen sind nicht riesig und weltbewegend, wohl aber erwähnenswert.

Benutzte Literatur (außer der im Text angegebenen):

- Hch. Ottenjann, König contra Hoche, in: Heimatblätter, Zeitschrift des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Nr. 2/22. 2. 1936 (Vechta)
- Hch. Ottenjann, Aus Cloppenburgs vergangenen Tagen. — Die Geschichte einer alten Cloppenburg Familie (König). Selbstverlag des Verfassers, 1928
- W. Kotthoff, Kampf um die Fürstenbergische Schulordnung, in: Festschrift zur Feier des 200jährigen Jubiläums des Großherzoglich Oldenburgischen Katholischen Gymnasium Antonianum zu Vechta am 12.—14. August 1914, S. 73—78
- Festschrift aus Anlaß des 150. Todestages (16. September 1960) des Freiherrn Franz von Fürstenberg = Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde, 39. Bd., Heft 1/2 (Münster 1961)
- Hch. Hinrichs, Die Tätigkeit der Jesuiten in Meppen und im Emsland, in: Festschrift zur 600-Jahr-Feier der Stadt Meppen (1960), S. 45—51
- K. Knapstein, Das Gymnasium Meppen im Verlauf seiner Geschichte, in: ebda. S. 69—76
- L. Schirmeyer, Das Gymnasium Carolinum (in Osnabrück) von der Gründung bis 1800, in: 1150 Jahre Gymnasium Carolinum Osnabrück — Festschrift zum Gedenkjahr 1954, S. 14—25
- Bernhard Overberg als pädagogischer Führer seiner Zeit — Festschrift zum Hundert-Jahr-Gedächtnis seines Todestages am 9. November 1826 (Münster 1926)
- K. Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, 5 Bände (Köln 1898 ff.), passim
- Aus dem Nachlaß Willohs, in: A. Kohnen, Oldenburger Kriegs- und Heimatbuch (Vechta 1916), S. 123—139
- Kl. Weber, Katharina Schücking — Ein Erziehungs- und Lebensbild aus dem Anfang des 19. Jhs. Handschriftliche Dissertation vom 8. November 1918 (Münster)
- Annette und Levin — Zur Erinnerung an den 100. Todestag Annette von Droste-Hülshoffs am 24. Mai 1948, von der Droste-Gesellschaft ausgegeben (Münster 1948)
- J. Hagemann, Levin Schücking — Der Dichter und sein Werk (Emsdetten 1959)
- H. Kluge, Geschichte der deutschen National-Literatur (Altenburg 1923)
- Der Kreis von Münster. Hrsg. von S. Sudhof, Vorwort von E. Trunz — Briefe und Aufzeichnungen Fürstenbergs, der Fürstin Gallitzin und ihrer Freunde. I. Teil, 1. Hälfte: Texte; 2. Hälfte: Anmerkungen (Münster 1961)

Spätromanische Madonnen von Ramsloh und Ondrup

Die ältesten Marienbildnisse des Oldenburger Münsterlandes

VON HELMUT OTTENJANN

Obschon das Oldenburger Münsterland von den bedeutendsten niedersächsischen und rheinisch-westfälischen Kunstzentren des Mittelalters weit abgelegen war, verblieb es dennoch nicht bar aller Kunst und abseits aller Kulturströmungen. Dies überzeugend dargelegt zu haben, ist das Verdienst von Dr. Heinrich Ottenjann, der mit seinem leider vergriffenen Buch über „Das Marienbild in der plastischen Kunst des Oldenburger Münsterlandes“¹⁾ erstmalig auf die im Landkreis Cloppenburg und im Landkreis Vechta bis dato mehr oder minder unbekannt gebliebene, relativ große Fülle an Werken einfacher, aber auch höherer Kunst aufmerksam gemacht hat. Die gleiche Absicht lag auch der letztjährigen Sonderausstellung des Museumsdorfes in der Burg Arkenstede zugrunde, die anlässlich der internationalen Museumswoche mit dem Thema „Mariensculpturen des Oldenburger Münsterlandes aus sieben Jahrhunderten“²⁾ nachdrücklichst dokumentieren konnte, daß auch in einer kleinen niederdeutschen Landschaft noch eine überraschende Zahl an Kunstwerken entdeckt und erforscht werden kann. Diese viel besuchte Marienausstellung erbrachte zudem auch manch neue wissenschaftliche Entdeckungen; zahlreiche Skulpturen konnten aus diesem Anlaß einer exakten Restaurierung unterzogen werden, und nicht wenige Plastiken wurden nach Herkunft und ursprünglichem Standort eindeutiger identifiziert³⁾. Daß nunmehr auch über die Ramsloher und Ondruper Madonna genauere Angaben gemacht werden können, ist ebenfalls als Ergebnis der genannten Ausstellung zu werten.

Rang und Adel der thronenden Ramsloher Marienfigur vermochte bei der Erstveröffentlichung noch nicht allgemein erkannt zu werden, da vor der Restaurierung die Gesichtszüge durch eine neuzeitliche, häßliche Ölfarbenfassung entstellt und alle Feinheiten an Gewand und Gliedern zugeeschlemmt und stark vergrößert waren. Trotz der nur noch in Spuren erhaltenen Farbbehandlung erstrahlt jetzt die Ramsloher Figurengruppe in einem neuen, aber verständlicheren „Glanze“. Die Ramsloher Madonna⁴⁾, Landkreis Cloppenburg, 1. Hälfte 13. Jahrhundert (Höhe 68 cm, Breite 36 cm, Tiefe 19 cm, Thronhöhe 23 cm; Eichenholz, Abb. 1 u. 2): In betont feierlicher Haltung und in streng frontaler Ausrichtung sitzt Maria auf einem mit einem Kissen belegten, einst rot gefaßten Thron, dessen in Durchbruchsarbeit gestaltete Seitenstützen mit frühgotischem Maßwerk (Dreipaß und Rundbogenarkaden) verziert sind. Im Sitzkissen finden sich beiderseits der Figur jeweils zwei gut 4,5 cm tiefe Bohrlöcher, von denen die zwei zurückliegenden jeweils eine geschmiedete Nagelspitze und die vorderen je einen Holzdübel enthalten. Die Marienfigur ist hinten ausgehöhlt und einstmals durch eine jetzt fehlende Thron-





Abb. 1: Thronende Madonna von Ramsloh, Ldkr. Cloppenburg. Sammlung Museumsdörfl.
(Foto: Archiv Museumsdörfl.)



*Abb. 2: Thronende Madonna von Ramsloh, Ldkr. Cloppenburg. Sammlung Museumsdorf.
(Foto: Archiv Museumsdorf)*

rückwand mit drei großen Holzdübeln verschlossen gewesen. Auch das einst durch sieben Holznägel befestigte Sockelbrett ist nicht mehr vorhanden. Ein Hang zur Symmetrie ist in der Gesamtgestaltung der Gottesmutter zu beobachten, obwohl Abweichungen davon vor allem in der oberen Gewandpartie Mariens feststellbar sind, bedingt durch den Jesusknaben, der auf dem linken Knie der Gottesmutter sitzt. Durch die strenge Frontalität und die Neigung zur Symmetrie wird der kultbildhafte Ausdruck der Plastik unterstrichen. Das gleichfalls frontal gestaltete Haupt Mariens mit den edlen Zügen wendet den Blick nicht geradeaus in irreale Ferne, sondern dem Beschauer zu. Das Haar fällt gleichmäßig zu beiden Seiten herab auf die Schultern, und es hat ganz den Anschein, daß die Haarspitzen abgewittert und in späterer Zeit ungekonnt überschitzt worden sind, eine Beobachtung, die für die Brust- und Halspartie auch aus einem anderen Hinweis gefolgert werden kann. Auf dem Scheitel befindet sich ein Bohrloch von 1,5 cm Durchmesser, das mit einem Holzdübel abgedichtet war. Dieser Holzdübel ragte aber nur zur Hälfte in das 8 cm tiefe Bohrloch hinein, dessen untere Hälfte mit kleinsten Holzsplitterchen und kalkartigen Ablagerungen (Abb. 3) vollgestopft war. Zu beiden Seiten des Kopfes sind — wie das Röntgenbild⁵⁾ eindeutig erkennen läßt — jeweils zwei Schmiedenägel eingeschlagen, die einst sicherlich dazu dienten, den Kronreif zu befestigen. Auch eine ringsumlaufende Kerbe am Kopf bestätigt das ursprüngliche Vorhandensein einer Krone, das Kennzeichen königlichen Charakters. Über schmale Schultern und vorgestreckte Arme legt sich in engen aber fließenden Faltenzügen, die sich aus der Haltung des Körpers ergeben, der ursprünglich malachitgrün gefaßte Mantel Mariens. Er fällt einerseits — von den Armen hochgezogen — seitlich auf den Thronszitz, andererseits über die Knie und endet sodann als Zipfel zwischen den Fußspitzen. Dabei bildet er zwischen den Unterschenkeln zahlreiche muldenbildende, v-förmige Falten. In dieser Gewanddrapierung ist der bekannte „Muldenfaltenstil“ zu entdecken, wie er in klassischer Ausführung auch bei der sog. „Aachener Madonna“ (Abb. 11) auftritt. In geglücktem Kontrast hierzu breitet sich seitlich das wie plissiert wirkende, einst gold bemalte und unten weit auslaufende Gefältel des Untergewandes aus. Obwohl die Finger der rechten Hand der Gottesmutter nur noch im Ansatz erhalten sind, ist dennoch eindeutig zu erkennen, daß sie einst ein Zepter umfaßte, außer der Krone das andere Symbol ihrer königlichen Würde. Das auf dem linken Oberschenkel Mariens mit überkreuzten Beinen sitzende vollgekleidete Christuskind — angetan mit einem langen, ehemals roten Gewand — ist nicht abnehmbar für sich gestaltet, sondern mit der Marienfigur aus einem Stück gearbeitet. Die linke Hand des Jesusknaben trägt eine Kugel, die Weltkugel, das Symbol der christlichen Weltherrschaft, während die rechte an die Brust der Mutter gelegte Hand in der dem Mittelalter verständlichen Sprache der Segensgeste hoch erhoben ist. Dieser segnenden Hand fehlt der Mittelfinger, der ursprünglich entsprechend dem Segensgestus wie der Zeigefinger ausgestreckt war und offensichtlich dem Überschneiden der Brust- und Halspartie zum Opfer gefallen ist. Weder in der Blickrichtung noch in der Gebärde besteht zwischen der Mutter und dem Kind eine spielerische oder spürbar mütterliche Beziehung, so daß diese Figuren-

Abb. 3:
Ramsloher Madonna

Das Röntgenbild läßt deutlich die seitlichen Nägel zur Befestigung des Kronreifs sowie den Holzdübel und das noch tiefere Bohrloch im Haupt erkennen; siehe Anmerkung 5.

(Foto:
Archiv Museumsdorf)



gruppe noch eindeutig an die feierliche und strenge spätromanische Form der sog. Sedes sapientiae (Thron der Weisheit) erinnert, deren geistiges Zentrum der segnende Weltenheiland, der Salvator mundi, darstellt.

Die Ondruper Madonna⁶⁾, Landkreis Vechta, 2. Hälfte 13. Jahrhundert (Höhe 87 cm, Breite 50 cm, Tiefe 35 cm, Thronhöhe 35 cm; Eichenhol, Abb. 4 u. 5): Auch die Ondruper Madonna ist auf einer Thronbank als Sitzfigur gestaltet und bleibt in ihrer betonten Frontalität noch ganz dem spätromanischen Vorbild der Sedes sapientiae (Thron der Weisheit) verhaftet, wenn auch der Hang zur Symmetrie, wie er noch bei der Ramsloher Gottesmutter zu beobachten ist, durch einen völlig anderen, bewegungsreicheren, „barockeren“ Faltenwurf verdrängt worden ist. Auch der aufgelockerte und freundliche Gesichtsausdruck sowie die engere Beziehung zwischen Mutter und Kind lassen bereits wesentliche Unterschiede gegenüber der Ramsloher Gruppe in zeitlicher wie auch formal-stilistischer Hinsicht erkennen. Die ganze Tiefe der Ausdruckskraft Mariens und des Jesusknaben kann, ehe eine Restaurierung nicht durchgeführt ist, unter der grellen, die feinen Gesichtszüge verzerrenden Bemalung aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nur erahnt werden. Zudem wird der Ge-



Abb. 4: Thronende Madonna von Ondrup, Ldkr. Vechta. (Foto: Archiv Museumsdorf)



Abb. 5: Thronende Madonna von Ondrup, Ldkr. Vechta. (Foto: Archiv Museumsdorf)

samteindruck noch gemindert durch die neuzeitlich ergänzte, plumpe Thronrückwand der hinten ausgehöhlten Marienfigur. Dennoch bleibt ersichtlich, daß auch die Ondruper Gottesmutter von jenem hohen Adel beseelt ist, der die thronenden Marienfiguren des 12. und 13. Jahrhunderts allgemein auszeichnet. Die Gottesmutter ist mit einem über den Kopf gezogenen, faltenschweren Mantel bekleidet, der, die Brust diagonal überquerend, seitlich von der linken Hand Mariens zusammengezogen und festgehalten wird. Die beiderseits auf der Thronbank sich stauenden Mantelfalten sind entsprechend unterschiedlich gestaltet. Auch die auseinandergestellten Knie sind gänzlich vom breitfließenden Mantel bedeckt, und nur an den Seiten ist das grobfaltige Untergewand sichtbar. Das Haupt Mariens ist mit einem Kronreif bedeckt, der aus einem Stück mit der Figur gearbeitet und dessen hölzerne Bekrönungszier abgebrochen ist. Offensichtlich war diese Krone mit Edel- bzw. Halbedelsteinen besetzt, da noch mehrere größere seitliche Vertiefungen am Kronreif vorhanden sind. Maria ist hier also in gleicher Weise als Königin und Mutter dargestellt. Der Blick der Gottesmutter neigt sich aber noch nicht in mütterlicher Fürsorge dem Jesusknaben, sondern wie bei der Ramsloher Figur dem Betrachter zu. Der Jesusknabe hingegen, der auf dem linken Oberschenkel Mariens sitzt und seine ausgestreckten Füße auf ihrem rechten Oberschenkel abstützt, hebt den Kopf zur Mutter, ihren Blick suchend, so daß hier die romanische Strenge aufgehoben und eine mütterliche Beziehung in der Figurengruppe angedeutet wird. Die erhobene, zu groß geratene Hand des Jesusknaben ist nicht ursprünglich, sondern eine spätere Ergänzung, doch darf gefolgert werden, daß sie auch ehemals nicht in der Art des mittelalterlichen Segensgestus, wohl aber in der des Redegestus ausgestreckt war. In der noch originalen linken Hand hält der langgewandete Jesusknabe statt der Weltkugel ein aufgeschlagenes Buch, ein in romanischer Zeit häufig auftretendes und „lesbares“ Attribut⁷⁾. Dies aufgeschlagene „Buch des Lebens“ zeigt an, daß der „jugendlich erwachsene Jesusknabe“ als Salvator mundi, als Weltenheiland verstanden sein will. Während bei der Ramsloher Figurengruppe der Jesusknabe eine Kugel hält, die als Weltkugel zu deuten ist, trägt bei der Ondruper Plastik die Gottesmutter eine Kugel, die in diesem Fall aber als Apfel-Attribut ausgedeutet werden muß. Fraglos ist die rechte Hand Mariens eine Ergänzung aus späterer Zeit, dennoch darf im Hinblick auf die ungebrochene Tradition gefolgert werden, daß die Ondruper Marienfigur auch ursprünglich einen Apfel und nicht etwa ein Zepter in Händen gehalten haben wird. Der Apfel — in der Kunst häufiger in symbolischer Bedeutung verwendet — ist dem Christentum zwar das Symbol der Verlockung und des Bösen, die Unheil bringende Frucht im Paradies, er wird aber in der Hand Mariens zum Symbol der überwundenen Sünde durch die „neue Eva“⁸⁾. Dies Apfelsymbol in der Hand Mariens findet sich im Gebiet nördlich der Alpen schon im 11. Jahrhundert z. B. bei der berühmten Mariendarstellung der „Goldenen Madonna“ von Essen⁹⁾. Der Apfel in der Hand der Ondruper Madonna bedeutet daher nach „romanischer Lesart“, daß Maria hier gesehen werden soll als die „zweite Eva des Heils“, die sich der „ersten Eva des Unheils“ entgegenstellt.



Abb. 6: Beschrifteter Reliquienzettel aus dem Sepulcrum der Ondruper Madonna. Aufschrift: Reliquie XI M vi(rginu)m, d.h. Reliquien der 11 000 Jungfrauen. Länge 4,3 cm. (Foto: Archiv Museumsdorf)

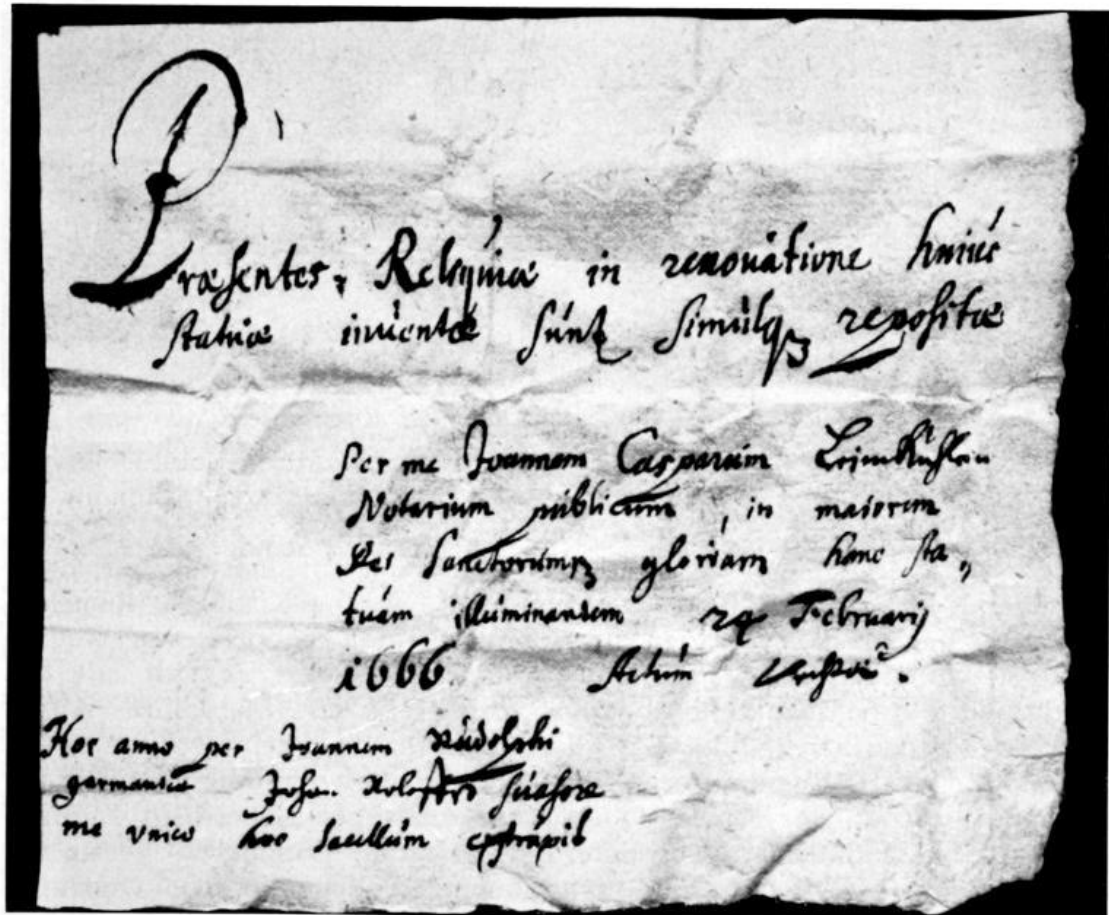


Abb. 7: Papierzettel, in dem die Reliquien aus dem Sepulcrum der Ondruper Madonna eingewickelt waren. Größe: 10 cm x 8,5 cm. (Foto: Archiv Museumsdorf)



Abb. 8: Die in Leinen gewickelten und mit einem Pergamentzettel versehenen Reliquien aus dem Kopf-Sepulcrum der Ondruper Madonna; Länge der Reliquienbeutel 3 cm. (Foto: Archiv Museumsdorf)

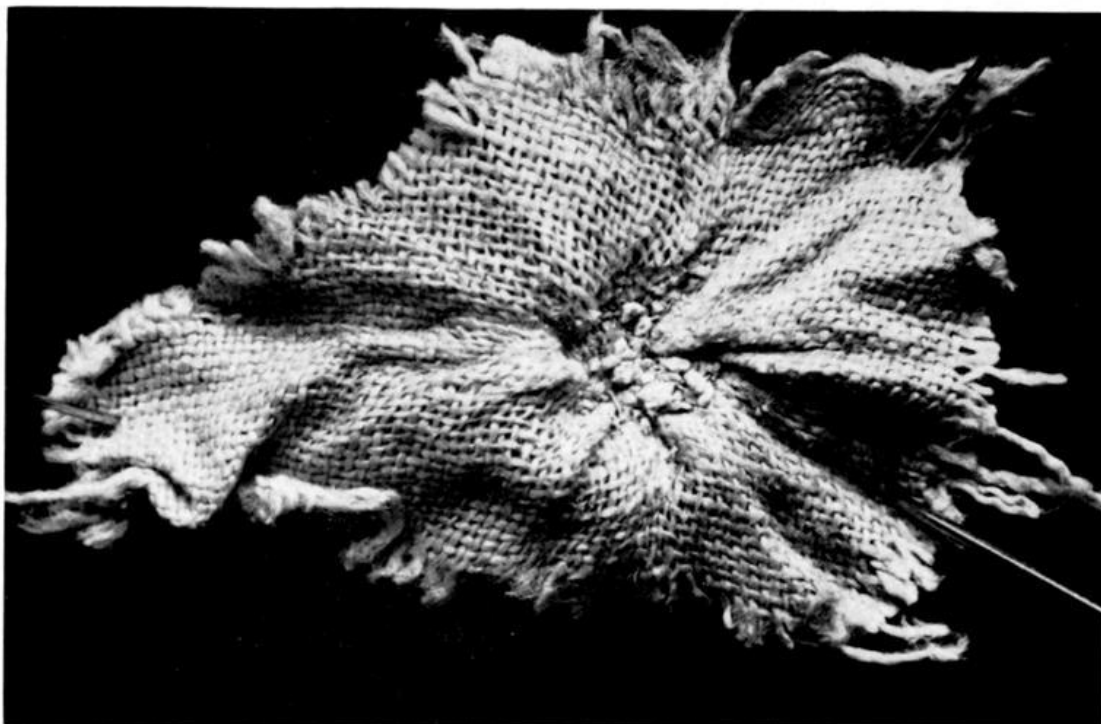


Abb. 9: Geöffneter Reliquienbeutel mit kleinsten Knochenpartikeln aus dem Sepulcrum der Ondruper Madonna. (Foto: Archiv Museumsdorf)

Von ganz besonderem Interesse für die hier behandelten spätromanischen Marienfiguren ist die Frage nach dem ursprünglichen Standort. Es kann festgestellt werden, daß die Ramsloher Madonna einstmals in der alten, vermutlich im 13. Jahrhundert errichteten St.-Jacobus-Kirche zu Ramsloh, der Vorgängerin des jetzigen um 1900 erbauten neugotischen Gotteshauses, gestanden hat. Ganz anders dagegen verhält es sich mit der Ondruper Marienplastik, für die von vornherein auf Grund ihres Alters und ihrer Bedeutung gefolgert werden kann, daß sie niemals von Anfang an nur für ein Heiligenhäuschen, eine Wegkapelle, geschaffen worden ist. Der späte Einzug der Marienfigur in das Ondruper Kapellchen ist auch noch in der mündlichen Überlieferung lebendig¹⁰⁾, dennoch vermochte bisher niemand den ursprünglichen Standort anzugeben. Die Ondruper Marienfigur hat aber bislang getreulich das Geheimnis ihres einstigen Standortes „in sich“ bewahrt: Im Haupt der Ondruper Madonna befindet sich nämlich eine Aushöhlung, die durch eine quadratische Blechplatte verschlossen war. Nach Abheben dieser viermal vernagelten Deckplatte zeigte sich eine 2,5 cm breite und 7 cm tiefe, sich im inneren noch ausweitende Öffnung, in der — im Gegensatz zur Ramsloher Figur — noch einige zusammengefaltete Papiere sowie kleinste Stoffbündel enthalten waren. Dieser Befund eines sog. Sepulcrums, eines „Reliquien-Grabes“, im Kopf der Ondruper Madonna, steigert den kulturgeschichtlichen wie auch mariologischen Aussagewert dieser kunsthistorisch an sich schon bedeutsamen Plastik erheblich. Das Sepulcrum im Kopf der Marienfigur beinhaltet für diese spätromanische Plastik eindeutig, daß sie einstmals auf einem Altar oder in unmittelbarer Altarnähe gestanden hat. Sie ist nicht aus vordergründigen, formal-ästhetischen Überlegungen geschaffen

worden, sondern aus gottesdienstlichen Forderungen entstanden, in der Liturgie als Reliquiar, als Reliquiengefäß zu dienen. Deshalb sind „die beweglichen Figurenplastiken des romanischen Stils keine plastischen Bilder im heutigen Verstand, sondern größtenteils Reliquiengefäße, deren plastische Gestalt in einem uns nicht mehr zugänglichen Sinne zum Gefäß des Heiligen wird“¹¹⁾. Diese, dem Mittelalter eigene Betrachtungsweise macht es verständlich, warum für die Entstehung der sakralen Plastik gerade der Reliquienkult von so außergewöhnlicher Bedeutung gewesen ist¹²⁾.

Mit freundlicher Unterstützung des Niedersächsischen Staatsarchivs in Oldenburg ist es gelungen, die im Kopf-Sepulcrum entdeckten Schriftstücke zu entziffern. Lateinischer Text und Übersetzung des größeren Papierzettels (Abb. 7), in dem die beschrifteten eigentlichen Reliquien eingewickelt waren, lauten demnach folgendermaßen:

Praesentes Reliquiae in renovatione huius statuae inventae sunt
simulque repositae

Per me Joannem Casparum Leimkuhlen

Notarium publicum, in maiorem dei Sanctorumque gloriam hanc
statuam illuminantem

24 February 1666.

Actum Vechtae.

Hoc anno per Joannem Rudolphi germanice Johan Roloffen suasore
me unico hoc Sacellum extruxit.

Die vorliegenden Reliquien wurden bei der Renovierung dieser Statue gefunden und gleich zurückgelegt durch mich, Johann Caspar Leimkuhl, öffentlicher Notar, der ich zur größten Ehre Gottes und der Heiligen diese Statue illuminieren (neu bemalen) ließ. Geschehen zu Vechta am 24. Februar 1666.

In diesem Jahr ist durch Johann Rudolf, zu deutsch Johan Roloff, auf meine (Johann Caspar Leimkuhl) alleinige Veranlassung hin diese Kapelle gebaut (worden)¹³⁾.

Dieses Schriftstück des Jahres 1666 enthält bereits wertvolle Angaben über die Marienfigur von Ondrup, da hier von dem auch aus anderen Urkunden bekannten Notar J. C. Leimkuhl beglaubigt wird¹⁴⁾, daß diese Plastik zur angegebenen Zeit renoviert und neu in Farbe gesetzt worden ist und Reliquien in der Plastik aufgefunden und zurückgelegt, also nicht durch andere ausgetauscht worden sind. Aus dem Vermerk „actum Vechtae“ darf wohl gefolgert werden, daß diese Statue im Jahre 1666 in Vechta selbst einer Untersuchung und Renovierung unterzogen worden ist. Erst danach, aber noch im Jahre 1666 gelangt diese restaurierte Marienfigur auf Anraten des Notars Leimkuhl in die eigens dafür neu erbaute Wegkapelle Ondrup auf dem Hofe Rolfes, auf dem sie dann bis zum heutigen Tage wohl verwahrt die Zeiten sicher überlebt hat. Diese Urkunde gibt also den ersten Hinweis, daß diese Marienfigur erst seit dem Jahre 1666 den Namen Ondruper Madonna mit Berechtigung führen kann und daß sie zuvor in Vechta gewesen ist. Ein weiteres Indiz zur Herkunftsbestimmung der Ondruper Marienfigur liefert der glücklicherweise noch leserliche Reliquienzettel, der mit einem einfach gedrehten Flachsfasen mit

den beiden puppenartigen Reliquienbeuteln festgebunden war. Nach der Interpretation des Niedersächsischen Staatsarchivs in Oldenburg steht hierauf in gotischer Fraktur folgendes Bemerkenswerte, kurz aber eindeutig geschrieben (Abb. 6 u. 8):

Reliquie XI M vi (rginu) m, d. h. Reliquien der „11 000 Jungfrauen“¹⁵⁾. „Elftausend Jungfrauen“ unternahmen nach der bereits seit dem 5. Jahrhundert bekannten Legende zusammen mit der britischen Königstochter, der hl. Ursula, eine Wallfahrt nach Rom und wurden auf der Rückkehr in Köln von den Hunnen, die diese Stadt belagerten, ermordet und erlitten also in Köln den Märtyrertod¹⁶⁾. Nach Aussage des Reliquienzettels befinden sich also in den zwei kleinen, festverschnürten Leinenbeutelchen Reliquienpartikel der „Elftausend Jungfrauen“ und zwar in Form kleinster Knochensplitter (Abb. 9 u. 10). Die Winzigkeit dieser Knochenreliquien mag verwundern, doch zur überpersönlichen Natur der Reliquien gehört es — nach mittelalterlicher Tradition, — daß sie in den kleinsten Partikeln genau so mächtig sein können wie in einer Hand, einem Arm oder im ganzen Leib¹⁷⁾.

Bei der Suche nach den Kirchen oder Altären im Oldenburger Münsterland, die zu Ehren der hl. „Elftausend Jungfrauen“ geweiht wurden, läßt sich nun interessanterweise feststellen, daß im gesamten Süddoldenburg

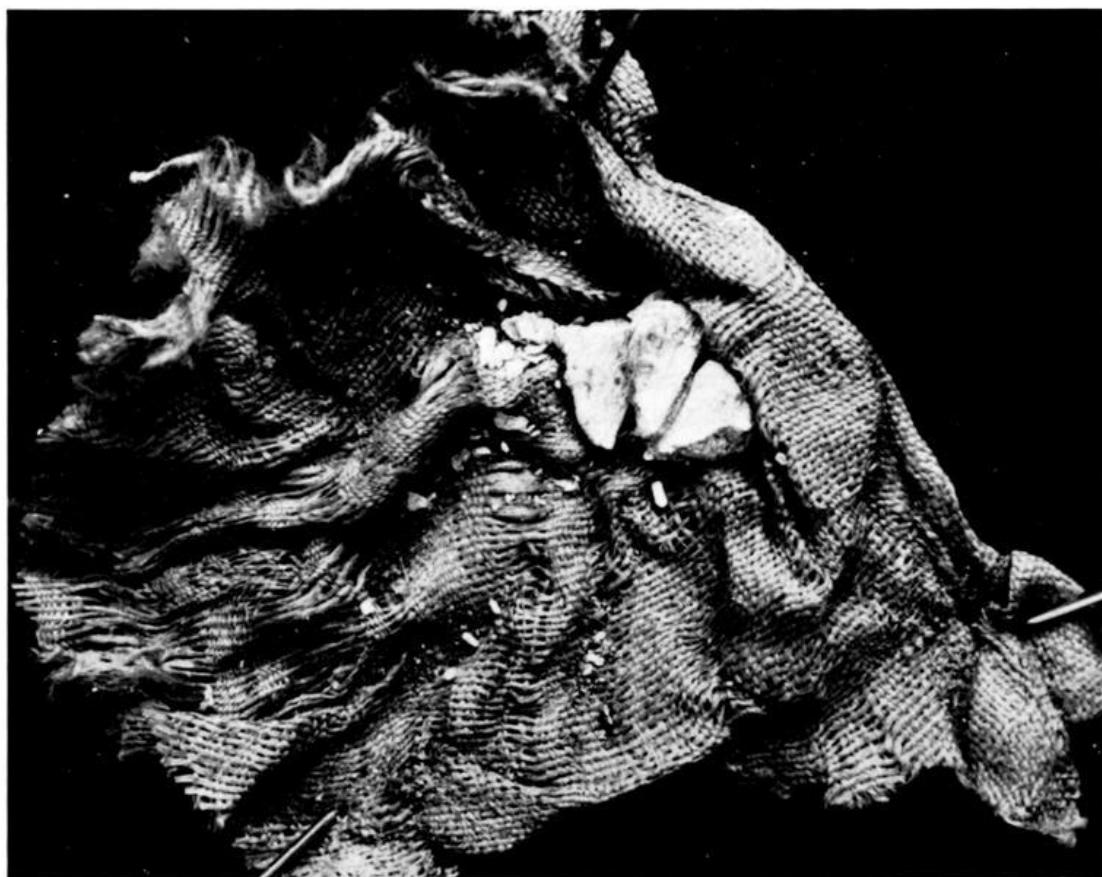


Abb. 10: Geöffneter Reliquienbeutel mit kleinen Knochensplittern aus dem Sepulcrum der Ondruper Madonna. (Foto: Archiv Museumsdorf)

nur ein einziges Altarpatrozinium zu Ehren dieser „Elftausend Jungfrauen“ bestanden hat, und zwar in der St.-Georgs-Pfarrkirche zu Vechta¹⁸⁾.

In seiner Geschichte der katholischen Pfarreien kann K. Willoh mehrere Urkunden anführen, die eine Vikarie, ein Altarpatrozinium der „11 000 Jungfrauen“ in der Georgspfarrkirche zu Vechta zweifelsfrei bezeugen¹⁹⁾. Dennoch wird die Vikarie „undecim millium martyrum“ oder virginum oder wie sie im Volksmund bezeichnet wurde „ton hilgen Elven duzend megeden“ erstmalig 1498 in einer im Vechtaer Pfarrarchiv abschriftlich vorhandenen Urkunde aufgeführt. In der lutherischen Zeit Südoldenburgs, 1543 — 1613, wird das Benefizium der „11 000 Jungfrauen“ in einem Verzeichnis aller in der Stadt Vechta bestehenden Benefizien im Jahre 1587 gleichfalls erwähnt. Nachdem der Magistrat nochmals am 27. Februar 1587 zur Berichterstattung über den Stand der Benefizien in Vechta vor den „Stadtholdern“ in Münster aufgefordert worden war, berichtet er am 15. September 1589 über „das Benefizium undecim millium virginum“ („11 000 Jungfrauen“): „Zur Zeit Collator Pastor verus zu Vechta. Besitzer einer Hermannus Düvell, sich allhie zu Vechta verhaltendt. Davon eine darangehörnde Hausstette permutirit in Wiedererstattungh erlangett Drei Scheffel sadige Landes und 10 Rthr. Noch davon ablösen lassen 25 Goldgulden“. Seitdem ist von der Vikarie nicht mehr die Rede. Als 1613 der Kommissar Hartmann in das Niederstift kam, war das Benefizium („Elftausend Jungfrauen“) verschwunden“²⁰⁾.

Da das Sepulcrum im Haupt der Ondruper Madonna bezeichnete Reliquien der „Elftausend Jungfrauen“ enthält, ein mehrfach bezeugtes Altarpatrozinium der „Elftausend Jungfrauen“ im Oldenburger Münsterland aber einzig und allein in der St.-Georgs-Pfarrkirche zu Vechta belegt ist und die sog. Ondruper Madonna noch im Jahre 1666 nach schriftlicher Mitteilung durch den Notar Leimkuhl in Vechta weilte, darf wohl für wahrscheinlich gehalten werden, daß diese Marienfigur in unmittelbarer Nähe oder auf einem Altar zu Ehren der „Elftausend Jungfrauen“ in der Vechtaer Georgspfarrkirche ihren ursprünglich angestammten Standort gehabt haben wird. Nach Auflösung dieses Benefiziums — allem Anschein nach in lutherischer Zeit — wechselte diese Marienplastik offensichtlich in Privatbesitz über und hat dann ab 1666 auf Veranlassung von J. C. Leimkuhl in der eigens dafür errichteten Wegkapelle zu Ondrup einen rettenden Platz gefunden.

Auf Grund der angeführten Indizien darf mit ziemlicher Gewißheit gefolgert werden, daß die Ondruper Madonna ebenso wie die Ramsloher auch ursprünglich ihren Standort stets in Südoldenburg gehabt hat. Auf der Suche nach der geistigen Heimat, dem eigentlichen Herstellungsort dieser Plastiken, kann mit Gewißheit gefolgert werden, daß sie nicht in Südoldenburg selbst geschaffen sein können. Die Ramsloher und die Ondruper Plastiken zählen nicht zur ländlich-volkstümlichen Kunst; da aber in unserem engeren oder auch weiteren Bereich die erforderlichen Grundlagen für die Entfaltung spezialisierter Bildhauerwerkstätten oder zunftartig gegliederter Bildschnitzerschulen nicht gegeben waren, müssen diese gelungenen Bildwerke aus anderen Kunstlandschaften bezogen

worden sein. Die Charakteristik beider Madonnen zeigt bereits, daß sowohl die Ramsloher als auch die Ondruper Figur durch Haltung und Ausdruck in der romanischen Auffassung der thronenden Gottesmutter, der *Sedes sapientiae*, dargestellt sind und in ihrer betont frontalen Ausrichtung noch kultbildhafte Strenge ausstrahlen. Gleichzeitig verkörpern sie auch jenen hohen Adel, der letztlich ein Erbteil der französischen Madonnen des 13. Jahrhunderts ist. Die verwandte geistige Grundtendenz beider Marienplastiken wird auch dadurch erkenntlich, daß der „jugendlich Erwachsene“ auf dem Knie thronende Jesusknabe stets als eigentlicher Mittelpunkt der Figurengruppe gestaltet wurde und die Marienfigur in beiden Fällen durch eine Krone mit königlichen Insignien ausgestattet ist. Augenfällige Unterschiede zwischen beiden Madonnen äußern sich dagegen in der gänzlich andersartigen Gewanddrapierung, wodurch deutlich markiert wird, daß wir hier Bildwerke aus verschiedenen und nicht zeitgleichen Kunstzentren vor uns haben.

Es mag auf den ersten Blick überraschen, für die Ramsloher Plastik in stilistischer Hinsicht die berühmte sog. „Aachener Madonna“ aus dem Rhein-Maas-Gebiet (um 1220) als vergleichbare Parallele anzuführen (Abb. 11)²¹). Sicherlich ist die Ramsloher Madonna in ihrer steiferen Haltung und vergrößerten Formgestaltung nur als entfernte Verwandte dieser viel vornehmeren Marienplastik anzusprechen, dennoch scheint uns dieser Bezug möglich. Wenn nun — wie allgemein anerkannt — der flüssige Gewandstil der „Aachener Madonna“ mit der Chartreser Cathedralplastik in Verbindung gesetzt wird — vermittelt durch den Straßburger Ecclesia-Meister — und schließlich in diesem Zusammenhang auch auf die belgisch-rheinische Goldschmiedekunst in der Nachfolge des Nikolaus von Verdun verwiesen wird, dann kann damit auch für die Ramsloher Plastik mit gewisser Berechtigung die ungefähre Richtung angezeigt werden, wo die bildnerischen Kräfte wirksam waren, die zur Ausformung oder zur Anregung der Gestaltung der Ramsloher Figurengruppe geführt haben können: Im Rhein-Maas-Gebiet oder wohl noch naheliegender im rheinisch-westfälischen Kunstkreis.

Der Gewandstil wie auch der Gesamtaufbau der thronenden Gottesmutter von Ondrup verweisen dagegen auf Parallelen aus einer anderen, aber nicht weniger schöpferischen Kunstlandschaft Niederdeutschlands. Als Verwandte, wenn auch ältere „Schwestern“ der Ondruper Madonna, sei einmal auf die gleichfalls als Reliquiar gestaltete silbervergoldete Gottesmutter aus dem Domschatz zu Minden²²) (zweites Viertel des 13. Jahrhunderts, Abb. 12) und zum anderen auf die thronende Madonna aus der Liebfrauenkirche in Halberstadt²³) (um 1210) verwiesen. Alle drei Marienfiguren sind mit einem über den Kopf gezogenen überaus faltenreichen und weit ausladenden Mantel angetan, der jeweils seitlich von der Linken Mariens in einer schwungvollen Falte zusammengehalten wird. Am engsten verwandt sind zweifelsfrei die Mindener und die Ondruper Madonna, was sich vor allem in der zur Gottesmutter aufblickenden Kopfhaltung des Jesusknaben dokumentiert. In der Reihe der drei genannten Mariendarstellungen ist die Ondruper eindeutig die jüngere (2. Hälfte 13. Jahrhundert), aber in künstlerischer Hinsicht auch die an Qualität

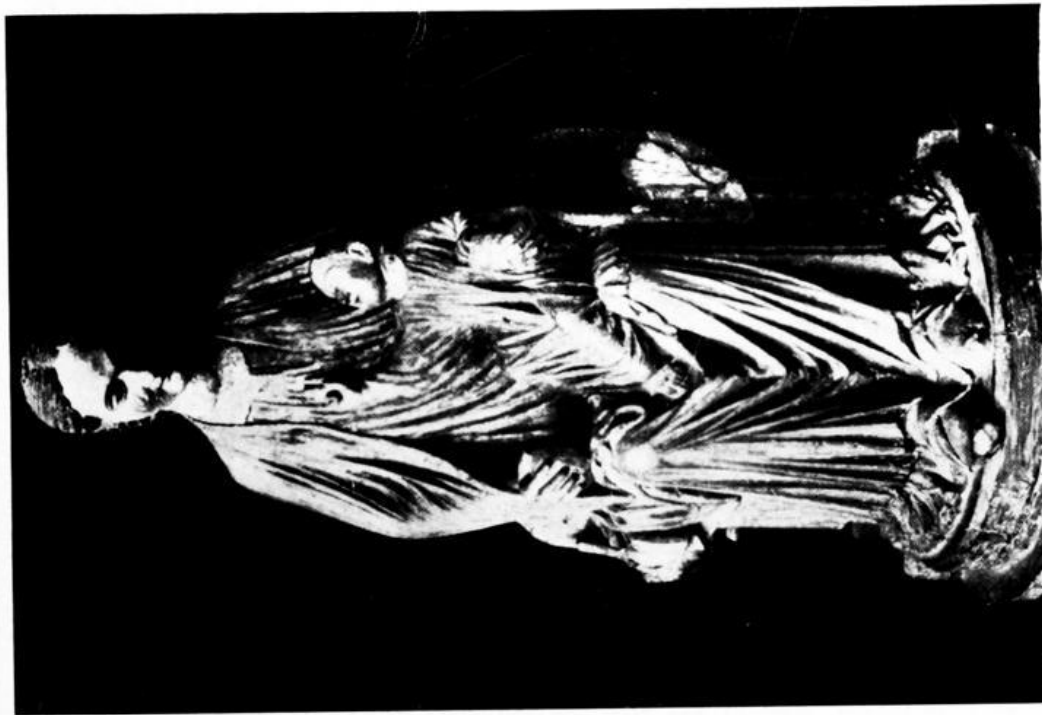


Abb. 11: Sog. „Aachener Madonna“ aus dem Rhein-Maas-Gebiet. Anmerkung 24.



Abb. 12: Silbervergoldete Madonna aus dem Dom-schatz zu Minden. Anmerkung 21.

mindere. Wesentlicher noch als die Qualitätsstufe ist die kulturhistorische Ausdeutungsmöglichkeit, daß der Ursprung der Ondruper Figurengruppe auf Anregungen und Vorbilder aus dem Umkreis der Halberstädter und Mindener Madonnenfiguren oder im weiteren Sinne gesprochen, aus dem sog. sächsisch-ostfälischen Kulturraum zurückführbar sein dürfte; ein Kunstzentrum, daß sich vor allem seit der Zeit unter Bischof Bernward von Hildesheim (1015) zu eigenständiger und selbstschöpferischer Blüte entfalten konnte.

Die Ramsloher und Ondruper Figurengruppen sind für die Kulturgeschichte des Oldenburger Münsterlandes auch insofern höchst bedeutsam, da sie sowohl die ersten noch überlieferten Mariendarstellungen als auch die ältesten Vollplastiken dieses Landes überhaupt darstellen. Während für den Kulturraum nördlich der Alpen als frühestes Marienbild auf eine Halbfigur am Fuß des berühmten Tassilo-Kelches in Kremsmünster in Oberösterreich aus dem 8. Jahrhundert verwiesen wird, tritt uns die früheste Mariendarstellung Südoldenburgs also erst fünf Jahrhunderte später entgegen, und zwar zunächst in Gestalt der thronenden Madonna von Ramsloh. Diese Darstellungsweise der Maria mit dem Kind, losgelöst aus dem biblischen Geschehen der Anbetung der Könige und zum selbständigen Andachts- bzw. Kultbild erhoben, ist neben der Darstellung Christi das Hauptthema der deutschen Plastik des Mittelalters. Dieses Thema klingt bereits in der altchristlichen Kunst an. Aber das Thema der „Madonna“ wurde eigentlich erst seit dem 6. Jahrhundert in der byzantinischen Kunst „geschaffen“. Die byzantinische Kunst „beschränkte sich aber auf ganz wenige, starre und starr wiederholte Typen der sitzenden oder stehenden Himmelskönigin mit dem Kind auf dem Schoß. Großartige Madonnenstatuen entstanden in Frankreich und dienten den deutschen Künstlern als Vorbild, auffallend gering sind aber die Grundtypen. Allerdings liegt vielleicht gerade darin die Bedeutung der französischen Plastik, daß sie es verstand, diese wenigen Typen nicht nur abzuwandeln, sondern immer wieder neu zu sehen, neu zu formulieren und stets mit Leben und Intensität zu erfüllen. Dagegen kennzeichnet die deutsche Kunst von Anfang an der nahezu unbeschränkte Reichtum der Möglichkeiten, die Vielfalt der Darstellungsformen eines im Grunde immer gleichen einfachen Vorwurfs“²⁴⁾). Als beeindruckende Beispiele niederdeutscher Madonnenbildnisse und als überzeugende Belege niederdeutscher Frömmigkeitsgeschichte des Mittelalters verdienen die spätromanischen Marienplastiken von Ramsloh und Ondrup entsprechende Beachtung und sorgsamste Pflege.

1) Heinrich Ottenjann, Das Marienbild in der plastischen Kunst des Oldenburger Münsterlandes, Oldenburg, 1949.

2) Die Sonderausstellung des Museumsdorfes Cloppenburg in der Burg Arkenstede: „Marienskulpturen des Oldenburger Münsterlandes aus sieben Jahrhunderten“, vom 29. September bis zum 31. Dezember 1967, wurde von 16 500 Personen besucht. Ausstellungskatalog in: „Volkstum und Landschaft“, Heimatblätter der Münsterländischen Tageszeitung, Nr. 70, 29. Jahrgang.

3) Vgl. Katalog „Volkstum und Landschaft“ a. a. O., 29. Jahrgang, Nr. 3; Nr. 8 und Nr. 16 mit Heinrich Ottenjann, Das Marienbild, a. a. O., Nr. 2; Nr. 20 und Nr. 32. Die Annaselviert-Gruppe — jetzt im Besitz der Molberger Kirche — stammt ursprünglich nicht aus Campe oder Barßel, sondern aus dem emsländischen Kloster Wietmarschen (laut Aus-

sage des Molberger Pfarrarchivs); darüber wird an anderer Stelle ausführlicher berichtet werden.

4) Sammlung Museumsdorf Cloppenburg, Inv. Nr. 813.

Bericht über die Restaurierung der Ramsloher Madonna nach den Angaben von Restaurator G. Drews, Kestermuseum, Hannover.

Die Figurengruppe trug vor der Restaurierung eine geschmacklose, entstellende, neuzeitliche Ölmalerei-Fassung mit Vergoldungen in Mixturentechnik. Der Marienmantel war himmelblau mit grünem Futter und wurde durch eine Ölmalerei am Hals und an den Rändern abgeschlossen. Das Kind trug ein schmutzig-weißes Obergewand mit Goldmalerei an den Rändern. Das grell-rosa Inkarnat beider Figuren war in Ölmalerei angelegt. Der Thron war schmutzig-weiß, die Kissen reseda-grün. Die Schuhe waren lusterfarben gestrichen. Über einer Ölmalerei lag in dünner, aber ungleichmäßiger Schicht das Rot des Untergewandes. Schon mit der Übermalung war zu erkennen, daß die Rechte Mariens stark verkittet war und ursprünglich ein Zepter hielt.

Behandlung: Erste Proben ließen eine verhältnismäßig einheitliche Fassung mit einem relativ guten, wenn auch späten Inkarnat vermuten. Daher wurden zunächst die rechte Kopf- und Halshälfte bis auf dieses Inkarnat freigelegt. Es lagen darauf eine dünne Ölmalereischicht und das äußere Inkarnat. Es zeigte sich, daß auf der Schädelkalotte der Ölmalereischicht keine Farbe mehr lag, jedoch die Locken ehemals dunkelbraun waren. Die Farbspuren an den Locken ließen sich jedoch nicht erhalten. Bei der Freilegung des „roten“ Mantels stellte sich heraus, daß es sich bei diesem Rot, das einheitlich über Mantel und Untergewand der Maria und des Kindes lag, um einen Bolus für eine ehemalige Vergoldung handelte. Da einerseits dieses gleichmäßige Rot die Plastizität der Figuren zunichte macht, unter dem Rot an den Seiten aber noch grüne Malachitspuren unter einer gelblichen Kreidegrundschemme, auf der der Bolus lag, in größerem Umfange gefunden wurden, Plinthe, Schuhe und Thron einheitlich mit einer dicken Azuritschicht zugestrichen waren, wurde die Figur bis auf die letzten, sehr wahrscheinlich originalen Fassungreste freigelegt. Danach dürfte die letzte Fassung folgendermaßen ausgesehen haben: Der Mantel Mariens war in grünem Malachitton mit rotem Innenfutter gefaßt, das Untergewand Mariens war golden und gleichfalls mit rotem Futter versehen. Der Mantel des Jesusknaben war ebenso in Rot angelegt wie der Thron der Gottesmutter.

Das halb freigelegte Inkarnat blieb bis zur völligen Freilegung der übrigen Teile erhalten. Da es jedoch als sehr spätes Inkarnat überhaupt nicht mit den stehengebliebenen originalen Fragmenten zusammenhing, wurde es schließlich auch fortgenommen. Die späteren Verkittungen an der Schädelkalotte, an der rechten Hand, in den Tiefen der Falten und an der Plinthe wurden entfernt. Dabei traten am Schädel Nagelreste zum Vorschein, die wahrscheinlich ehemals die Krone hielten. Die Freilegung der Figur bis auf die letzte Schicht bzw. bis auf das Holz, zeigte eindeutig, daß die Marienfigur in der Brustpartie sowie der rechte Arm des Kindes stark überschnitzt sind. Das gleiche gilt wohl auch für die Locken des Kinderhaares. Das Holz wurde mit Oxalsäure gebleicht, neutralisiert und dann vorgeleimt. Die Kanten des Fassungsfragments wurden mit Aquarell eingestimmt, und die Fragmente mit Zyklohexananharz in Terpentin gefirnißt; zum Schluß wurde die gesamte Gruppe mit reinem Bienenwachs leicht gewachst und frottiert.

5) Die hier abgebildete und zahlreiche weitere Röntgenaufnahmen (Archiv Museumsdorf) wurden im Röntgen-Institut Dr. W. Heukamp, Cloppenburg, unter freundlicher Mitwirkung des wissenschaftlichen Beraters der Fa. Adox-Dupont, Herrn W. Hofmann, Ganderkesee-Bremen, angefertigt, wofür wir uns auch an dieser Stelle besonders bedanken möchten.

6) Die Ondruper Madonna ist Besitz des Hofes B. Rohlfes-Athmann in Ondrup. Cl. Pagenstert, Die Bauernhöfe im Amte Vechta, 1908, S. 534 f., schreibt über diesen Hof: Rolfes, 44 ha groß. 1568 Rolwes Hinrich tho Ondorpe, 1593 Roloffs Hinrich. 1458 wurde Hinrich van Elmendorpe mit Rolwes erve belehnt. Später war die Stelle eigenhändig an den Grafen von Galen, fiel aber diesem wegen übermäßiger Schulden anheim. Rolfes blieb als Zeitpächter auf der Stelle. 1832 kaufte Bernd Ferdinand Rolfes die Stelle von dem Grafen für 1200 rt mit der Verpflichtung, daß er sich mit den Gläubigern abfinde und daß in franz. Zeit gewonnener Markplacken dem Grafen verbleibe. Monatsschatz in münst. Zeit 3 rt. An das Amt 1 Sch. Gerichtsg. An den Pastor 21/4 Sch. Rg. An den Küster 1 Sch. Rg.

7) Zahlreiche Beispiele für das Attribut „Buch des Lebens“ bei Madonnendarstellungen in der Hand des Jesusknaben: Ausstellungskatalog „Villa Hügel“, Essen, Marienbild in Rheinland und Westfalen, Essen, 1968, Kat.-Nr. 1, 12, 15, 17, 19, 20.

8) Ausstellungskatalog „Villa Hügel“, Essen, Marienbild a. a. O., S. 21 f.: „Immer wieder begegnet in den folgenden Jahrhunderten dieser Antitypos „Eva — Maria“ den Hieronymos († 419) auf die Formel brachte: Mors per Evam, vita per Mariam (Tod durch Eva, Leben durch Maria).“

Ernst Guldán, Eva und Maria, Eine Antithese als Bildmotiv, Graz-Köln 1966, S. 14: Mit der Hildesheimer Miniatur (um 1015) beginnt die Geschichte des eigentlichen Eva-Maria-Bildes. Widmung des Bischofs Bernward von Hildesheim:

PORTA PARADISI PRIMA EVA(M)	Die Pforte des Paradieses,
CLAUSA PER AEVAM	durch die erste Eva verschlossen,
NUNC EST PER S(AN)C(T)AM	ist nun durch die heilige,
CUNCTIS PATEFACTA MARIA(M)	Maria allen aufgetan worden.

- ⁹⁾ B. Schmitt, Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. I, S. 748 ff.
- ¹⁰⁾ Aussage der Familie Rohlfes. In den Hofakten, die beim völligen Niederbrennen des Hofes im Jahre 1851 insgesamt vernichtet wurden, sollen sich angeblich auch Schriftstücke über den Bau der Wegkapelle und über die Herkunft der Plastiken befunden haben.
- ¹¹⁾ A. Henze, Westfälische Kunstgeschichte, Recklinghausen 1967, S. 109.
- ¹²⁾ H. Schrader, Zur Frühgeschichte der mittelalterlichen Monumentalplastik, Westfalen, Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde, 1957, 35. Bd., S. 33 ff.
- ¹³⁾ Die Übersetzung von Rudolphi, Rudolph zu Roleff mag unwahrscheinlich klingen, aber daß der Notar J. C. Leimkuhl dies zeitentsprechend vornimmt, bezeugen Beispiele aus dem Oldenburger Urkundenbuch, Bd. V, Nr. 641 (Rodolphus de Lutten = Johannes Rudolphi); Bd. III, Nr. 70 (Edelherr Rudolf von Diepholz = Roloff edelherr to Depholt).
- ¹⁴⁾ Herr Staatsarchivdirektor Dr. E. Crusius vom Niedersächsischen Staatsarchiv Oldenburg machte uns freundlicherweise darauf aufmerksam, daß der Notar Leimkuhl im Aufsatz von F. L. Knemeyer, Das Notariat im Fürstbistum Münster, Westfälische Zeitschrift, 114. Bd., 1964, S. 1 ff. zwar nicht aufgeführt ist, aber in anderen in Vechta ausgestellten und von ihm selbst geschriebenen Urkunden, z. B. aus dem Jahre 1663 und 1666, genannt wird (Niedersächs. Staatsarchiv Oldenburg 272—17, Nr. 213 und 218).
- ¹⁵⁾ Nach freundlicher Mitteilung des Niedersächsischen Staatsarchiv Oldenburg ist die Schrift auf dem Reliquienzettel „soweit die wenigen Buchstaben überhaupt eine Datierung zulassen, nicht vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts“ auszusetzen. Da die Ondruper Plastik fraglos noch in das 13. Jahrhundert zu datieren ist, müßten die Reliquien der Elftausend Jungfrauen“ gut ein Jahrhundert später in das Sepulcrum eingesetzt worden sein. Sollte die Schriftdatierung noch eindeutiger bestätigt werden können, wäre vielleicht ein Terminus gegeben, wann erstmals ein Altarpatrozinium zu Ehren der „Elftausend Jungfrauen“ in der Georgskirche zu Vechta eingesetzt wurde.
- ¹⁶⁾ H. Kampschulte, Die westfälischen Kirchen-Patrocinien 1867, fotomechanischer Nachdruck 1963, S. 146 f. Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Kröner Taschenbuchausgabe, Bd. 127, S. 553, Stichwort: Nehalania.
- ¹⁷⁾ H. Schrader a. a. O., Westfalen 1957, S. 51 f.
- ¹⁸⁾ E. Hennecke, H.-W. Krummiede, Die mittelalterlichen Kirchen- und Altarpatrozinien Niedersachsens, Göttingen 1960, S. 235.
- ¹⁹⁾ K. Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Bd. III, S. 182 ff. Oldenburg UB. VII Nr. 258.
- ²⁰⁾ K. Willoh, a. a. O., S. 183
- ²¹⁾ Ausstellungskatalog Aachen, Unsere Liebe Frau, Aachen 1958, S. 49, Nr. 1. E. Grimme, Deutsche Madonnen, Köln 1966, S. 98, Nr. 2.
- ²²⁾ Für die neuentdeckte thronende Madonna von Börstel, Landkreis Bersenbrück, (1. Hälfte 13. Jhrdt.), die in der Anordnung des Untergewandes Verwandtschaft mit der Ramsloher Madonna zeigt, verweist R. Poppe in ihrer Abhandlung „Mittelalterliche Plastik in Börstel“ (Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. V, 1966, S. 138 ff.), gleichfalls auf Parallelen, die ihre Herkunft aus dem Rhein-Maas-Gebiet verspüren lassen.
- ²³⁾ Ausstellungskatalog „Villa Hügel“, Essen, a. a. O., S. 64, Kat.-Nr. 21.
- ²⁴⁾ H. Appuhn, Meisterwerke der niedersächsischen Kunst des Mittelalters, Bad Honnef, 1963, S. 54, Kat.-Nr. 76.
- ²⁵⁾ A. Ehrhardt und H. Wentzel, Niederdeutsche Madonnen, Hamburg, 1940, S. 9.

Die Münzfunde von Timmerlage und Lönigen

Zu zwei Neuerwerbungen des Museumsdorfes

VON THEODOR KOHLMANN

Das Museumsdorf hat sich seit seinem Bestehen auch die Erfassung und Sicherung von Münzfunden aus dem Oldenburger Münsterland angelegen sein lassen. Das Sammeln von Münzfunden gehört zu dem Aufgabenbereich, den das Museumsdorf von dem 1922 gegründeten Heimatmuseum für das Oldenburger Münsterland übernommen hat. Besonders die Schatzfunde sind eine wichtige Quelle für die politische Geschichte, die Wirtschaftsgeschichte und die Münzgeschichte des heimischen Raumes.

Von den früheren Erwerbungen sind besonders der bedeutende Linderner Talerfund aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1925 und der wichtige Friesoyther Sterlingfund aus der Zeit des Stedinger-Kreuzzuges (1234) im Jahre 1934 zu erwähnen. Diese und weitere Münzfunde sind auch in den letzten Jahren in der Burg Arkenstede, in der Landessparkasse Cloppenburg und in der Landessparkasse Oldenburg gezeigt worden. Da bei diesen Ausstellungen ein großes Interesse der Öffentlichkeit an alten Münzen und Münzschatzfunden zutage trat, soll an dieser Stelle über zwei wichtige Neuerwerbungen des Museumsdorfes berichtet werden.

Im Jahre 1967 erwarb das Museumsdorf von Landwirt Alfons Rolfes in Timmerlage, Gemeinde Lastrup, 124 Silberpfennige oder Denare des Osnabrücker Bischofs Dietrich von Horne (1376—1402). Es handelte sich hier um den noch im Besitz der Finderfamilie befindlichen Rest des schon 1899 entdeckten Münzschatzes von Timmerlage, der ursprünglich aus etwa 1000 Silberpfennigen und etwa 80 Goldgulden bestand, die in einem irdenen Topf auf drei Füßen um 1393 vergraben worden waren. Der münstersche Numismatiker Prof. Dr. Berghaus hatte 1951 noch 143 Pfennige begutachten können. Die Verringerung auf jetzt 124 Münzen zeigt, daß solche Schatzfunde in Privatbesitz doch nicht entsprechend gehütet werden können. Deshalb ist dem Besitzer zu danken, daß er sich von seinem Schatz getrennt und ihn in museale Obhut gegeben hat. Drei Osnabrücker Silberpfennige aus dem Timmerlager Fund hatte das Museumsdorf übrigens schon in früheren Jahren geschenkt bekommen¹⁾.

Leider ist der Fund nie wissenschaftlich erfaßt worden. In einer kurzen Notiz aus dem Jahre 1899²⁾ wird berichtet, daß auf den Goldmünzen der hl. Michael, der hl. Vitus und Bischöfe im Ornat zu erkennen seien. Die Silbermünzen seien fast alle gleich. Auf der einen Seite sehe man ein Rad, einen Stuhl mit Lehne und anderes. Hier handelt es sich um die Osnabrücker Prägungen mit einem Bischofsbrustbild mit Krummstab und Buch auf der Vorderseite und mit einer Mauer mit Turm, Kreuzen und einem sechsspeichigen Rad auf der Rückseite. Das Rad ist das Osnabrücker Wappenbild. Die Umschriften „THIDERICVS EPISCOPVS“ auf der Vorderseite und „MONETA OSNABRVGENSIS“ auf der Rückseite sind auf den Mün-



*Der Schatzfund von Timmerlage, Landkreis Cloppenburg; Sammlung Museumsdorf.
(Foto: Archiv Museumsdorf)*

zen nicht zu erkennen, weil die Prägestempel dieser Münzen größer waren als die Schrötlinge, denen das Münzbild aufgeprägt wurde.

1901 wird in der Frankfurter Münzzeitung erwähnt, daß die Berliner Münzsammlung aus dem Timmerlager Fund eine Anzahl Goldmünzen aufgekauft habe. Dr. Berghaus konnte in Berlin die folgenden Münzen feststellen³⁾:

1901 Goldgulden aus dem Timmerlager Fund

55 Oberwesel, Werner von Trier	2
56 Trier, Werner von Trier	1
57 Coblenz, Werner von Trier	7
58 Bingen, Johann von Mainz	5
59 Höchst, Johann von Mainz	5
60 Bingen, Konrad von Mainz	1
61 Bingen, Adolf von Mainz	4

25

Der Timmerlager Schatz ist in seiner Zusammensetzung aus rheinischen Goldgulden und westfälischen Silberpfennigen am besten mit dem Schatzfund von Oberbauer⁴⁾, Kreis Tecklenburg, zu vergleichen. Beiden Schätzen fehlen Münzen, die auf weiterreichende Handelsbeziehungen hinweisen. Der Timmerlager Schatz, der ein beträchtliches Vermögen darstellt, ist sicher auf dem Land angesammelt worden.

Um 1393 wurde er in den Kriegswirren der Tecklenburger Fehde einem sicheren Versteck im Erdboden anvertraut. 1393 fielen die Tecklenburger Burgen Cloppenburg und Friesoythe in die Hände der Truppen der Bi-

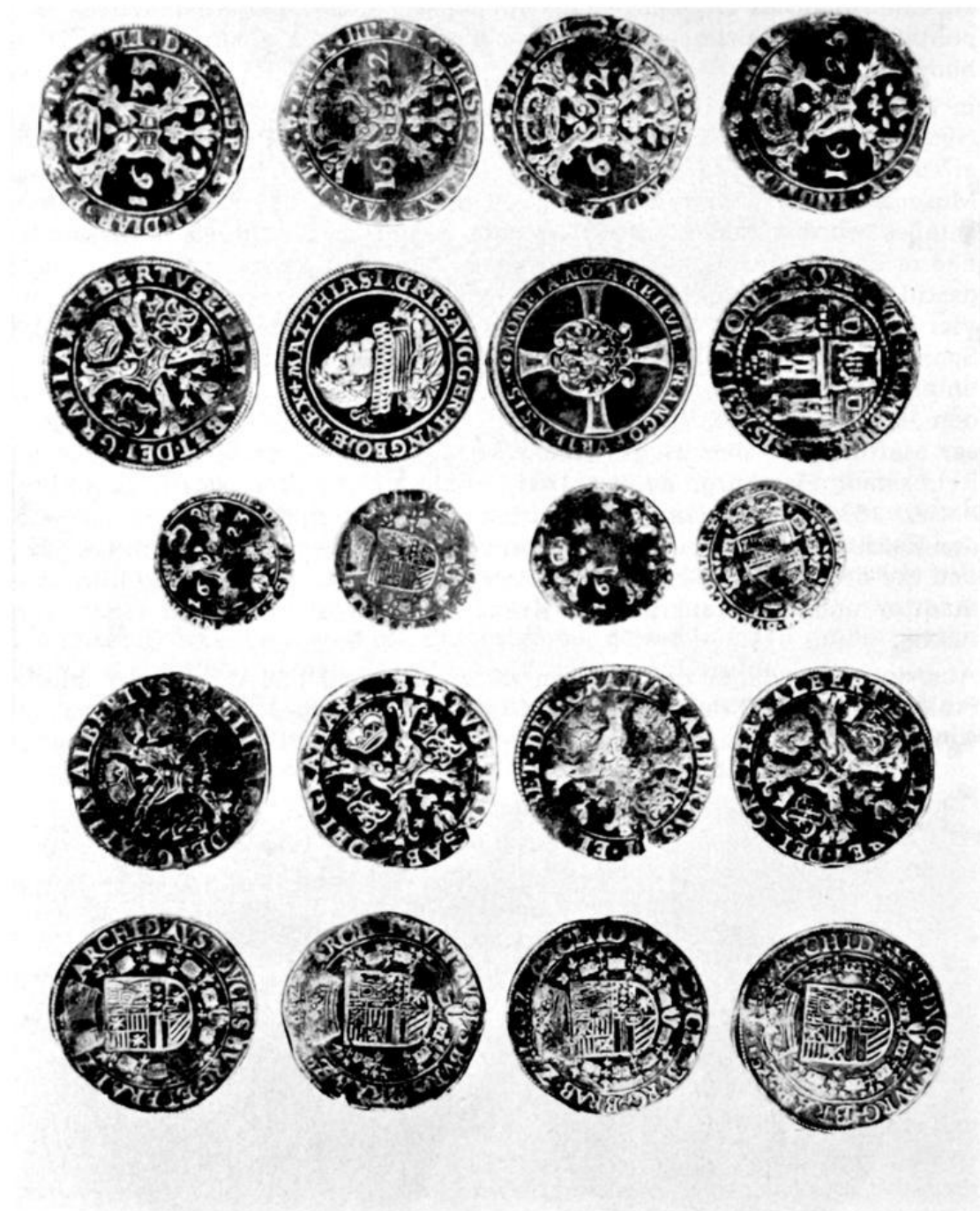
schöfe von Osnabrück und Münster. 1400 wurde auch die Tecklenburg selbst erobert und im gleichen Jahr die Fehde mit der Abtretung des tecklenburgischen Besitzes um Cloppenburg und Friesoythe beendet. Der Timmerlager Schatzfund ist zusammen mit etwa zehn weiteren Schatzfunden⁵⁾ ein eindringliches Quellenzeugnis für diese Zeit kriegerischer Wirren und politischer Umwälzungen im Weser-Ems-Gebiet am Ende des 14. Jahrhunderts.

In die verhängnisvolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges führt die zweite Neuerwerbung des Talerfundes von Lönigen. 1952/53 wurden bei Erdarbeiten im Ortskern von Lönigen 20 Silbermünzen gefunden, die vom Museumsdorf 1966 erworben werden konnten⁶⁾. Die Tonscherben des Fundgefäßes wurden leider achtlos beiseite geworfen. Der Finder versicherte, daß er damals nicht mehr als 20 Münzen gefunden habe, so daß der Schatz geschlossen in sicherem Museumsbesitz ist. Er besteht auf 16 Talern und vier Vierteltalern. 13 Taler und die vier Vierteltaler sind Prägungen der Spanischen Niederlande, sogenannte Kreuztaler oder Patagons. Sie wurden unter Albert und Elisabeth (1598—1621) und Philipp IV. (1621—1665) in den Jahren 1616—1633 geprägt. Die drei restlichen Taler stammen von Kaiser Matthias aus dem Hause Habsburg (1612—1619), datiert 1619, von der Reichsstadt Hamburg, datiert 1631, und von der Reichsstadt Frankfurt, datiert 1635. Die beiden reichsstädtischen Taler tragen auf der einen Seite den Reichsadler und Namen und Titel von Kaiser Ferdinand II. (1619—1637), und auf der anderen Seite die Stadtwappen, bei Hamburg ein dreitürmiges Stadttor und bei Frankfurt ein Kreuz mit dem Stadtadler in einer Kartusche.

Aus den Prägedaten der Münzen ist zu ersehen, daß der relativ kleine Schatz im wesentlichen während des Dreißigjährigen Krieges gesammelt wurde. Das ist ein wichtiger Hinweis für die heimische Wirtschaftsge-



Vorder- und Rückseite eines Osnabrücker Silberpfennigs (Denar) aus dem Timmerlager Münzschatz; Sammlung Museumsdorf. (Foto: Archiv Museumsdorf)



*Der Talerfund von Löningen, Landkreis Cloppenburg; Sammlung Museumsdorf.
(Foto: Archiv Museumsdorf)*

schichte. Trotz des Krieges war es noch möglich, einen Besitz an Bargeld zusammenzubringen. Die Tatsache, daß der Hauptteil des Schatzes aus Talern der Spanischen Niederlande stammt, erweist das wirtschaftliche

Übergewicht der niederländischen Gebiete zu Beginn des 17. Jahrhunderts.

Da der Schatz mit den Frankfurter Talern noch eine Münze des Jahres 1635 enthält, ist er nach diesem Zeitpunkt vergraben worden. Damit kommen wir in die zweite Phase des Dreißigjährigen Krieges. Zum erstenmal verlagerten sich die Kriegshandlungen im Jahre 1622 in das Oldenburger Münsterland. Aus dieser Zeit stammt der erwähnte Talerschatz von Lindern⁷⁾, der ebenfalls hauptsächlich während der ersten Kriegsjahre gesammelt worden war und bei dem auch etwa 50 Prozent der Taler aus den Niederlanden stammen. Seit 1633 wurde unser Gebiet zum zweitenmal durch das Eingreifen der Schweden in den Krieg in Mitleidenschaft gezogen. Der Löniger Talerschatz ist also in der Schwedenzeit kurz nach dem Jahre 1635 vergraben worden.

Zeitlich läßt sich am besten der 1921 entdeckte Münzschatz von Badbergen⁸⁾, Kreis Bersenbrück, vergleichen, da auch dieser Schatz um 1635 vergraben wurde. Er bestand aber ausschließlich aus Kupfermünzen der Stadt Osnabrück. Ebenfalls aus der Schwedenzeit stammt der um 1640 vergrabene Talerfund von Steinbild⁹⁾, Kreis Aschendorf-Hümmling, mit über 300 Talern. Auch dieses beträchtliche Vermögen eines größeren Bauern ist hauptsächlich während des Krieges angesammelt worden, wobei wieder die niederländischen Taler den Hauptteil ausmachen.

Anlaß zur Verbergung eines Barvermögens bestand seit 1635 genug. Im Herbst 1635 versuchte der General Luttersum, die Schweden aus dem Niederstift zu vertreiben. Haselünne, Cloppenburg, Quakenbrück und andere Städte wurden von ihm besetzt. In einem Gefecht bei Haselünne aber wurde er geschlagen und gefangen genommen. Der schwedische Oberst Krassenstein besetzte erneut die Ämter Cloppenburg und Vechta. Die Cloppenburg wurde am 20. Januar 1636 erobert. Aber schon im Februar mußte er sie vor anrückenden kaiserlichen Truppen wieder räumen. 1637 wurde das Niederstift wieder von einem schwedisch-hessischen Heer besetzt. Da Lönigen an der wichtigen Ostwestverbindung der „Flämischen Heerstraße“ zwischen Cloppenburg und Haselünne liegt, wurde es im Verlauf dieser Kriegshandlungen seit dem Herbst 1635 oftmals von feindlichen Truppen durchzogen. Der Talerfund von Lönigen berichtet von diesen kriegserischen Zeiten.

Anmerkungen:

- 1) Museumsdorf Cloppenburg, Inv. Nr. 1623 und 3240. Vgl. die Eintragung im Tagebuch des Museumsdorfes vom 2. 6. 1937. Die neuerworbenen Münzen haben die Inv. Nr. 10054. Vergl. P. Berghaus, Westfälische Münzschatzfunde 1952—1953, Westfalen 32 (1954), S. 35
- 2) Antiquitäten Zeitung 7 (1899), S. 106 f.
- 3) Mitteilung von Prof. Dr. Berghaus, Münster
- 4) P. Berghaus, Westfälische Münzschatzfunde, S. 32 ff.
- 5) Vgl. K. Kennepohl, Der Osnabrücker Raum im Spiegel seiner mittelalterlichen und neuzeitlichen Münzschatzfunde, Osn. Mitteilungen 67 (1956), S. 56 ff.
- 6) Museumsdorf Cloppenburg, Inv. Nr. 9761
- 7) K. Kennepohl, Fund von Lindern, Kreis Cloppenburg, Hamburger Beiträge zur Numismatik 4 (1950), S. 114 ff.
- 8) K. Kennepohl, Ein Fund Osnabrücker Kupfermünzen, Blätter für Münzfreunde NF 2 (1922), S. 233 ff.
- 9) P. Berghaus, Der Talerfund von Steinbild (Kreis Aschendorf-Hümmling), Jahrb. d. Emsländ. Heimatvereins 7 (1960), S. 52 ff.

Kreis- und Gemeindewappen des Landkreises Vechta

VON FRANZ HELLBERND

Seit dem Jahre 1955 führen alle Stadt- und Landgemeinden des Landkreises Vechta und der Landkreis selber ein Wappen. Wir begegnen den Wappen immer wieder in vielfältiger Form, auf Schildern an der Kreisgrenze, vor den Stadt- und Gemeindeverwaltungen, auf Briefbogen als Amtszeichen oder bei besonderen Anlässen farbig als Briefbogenschmuck oder als Siegelbild in offiziellen kommunalen Schreiben. Die Zusammenfassung aller Wappen des Landkreises möge die vielschichtige Verbundenheit der Gemeinden mit der Geschichte deutlich machen und das Wissen darum das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken. In der nächsten Folge des Jahrbuches werden die Wappen des Landkreises Cloppenburg veröffentlicht.

Begriffe und Entwicklung.

Nach D. L. Galbreath sind Wappen „erbliche oder bleibende, auf dem mittelalterlichen Bewaffnungswesen fußende, Personen oder Körperschaften repräsentierende, farbige Abzeichen“¹⁾. Wappen kommt vom mittelhochdeutschen „wapen“, also Waffen. Schon die Benennung leitet zum Ursprung hin. Als nämlich die durch Helm und Rüstung fast ganz verhüllten Krieger für Freund und Feind nicht mehr erkennbar waren und in den Kreuzzügen die Ansammlung gewaltiger Heerhaufen den Überblick immer schwieriger machte, ergab sich die Notwendigkeit weithin sichtbarer Abzeichen. Sie wurden hauptsächlich auf Schild und Helm, später auch auf Waffenröcken und Pferddecken angebracht. Die ältesten Wappen stammen aus der Zeit von 1125 bis 1150. Die Weiterentwicklung des Wappenwesens, insbesondere die Aufstellung allgemeiner Richtlinien, erfolgte vor allem durch die Ritterturniere und die bei ihnen amtierenden Herolde. Diese führten Wappenregister, nach denen sie die auf dem Turnier gezeigten Wappen überprüften, und schufen für die Wappenbeschreibungen (Blasonierungen) eine eigene Fachsprache. Die Kunde vom Wappenwesen wird mit Recht „Heraldik“ genannt. Dazu gehören auch Wappenkunst und Wappenrecht. Zum ursprünglichen kriegerischen Zweck kam der Gebrauch des Wappens als Schmuck- und Rechtssymbol. Namentlich in Siegeln wurden Wappen verwendet. Die große Ausbreitung des Wappenwesens förderten besonders die Siegel, weil diese seit dem 12. Jahrhundert zum Beweis der Echtheit von Urkunden wachsende Bedeutung errangen. Zwischen Wappen und Siegel besteht jedoch ein grundsätzlicher Unterschied. Während Wappen Erkennungs- und Eigentumszeichen bedeuten, sind Siegel rechtlich wirksame Beglaubigungs- und Beweismittel.

Wappenbestandteile:

Der Schild

Hauptbestandteile eines Wappens sind Schild, Helmzier und Helmdecken. Notwendig für das Wappen ist aber nur der Schild. Die Formen des

Schildes wandelten sich vom großen mandelförmigen, sog. normannischen Schild des 12. Jahrhunderts über den frühgotischen Dreieckschild des 13. Jhs., den spätgotischen Halbrundschild des 15. Jhs. und den Renaissancechild des 16. und 17. Jhs. zum Barockschild. Die beiden letzteren zeigten mit den Ausbuchtungen und Verschnörkelungen bereits Spuren des Verfalls. Heute bevorzugt man wieder den schlichten Dreieckschild oder den halbrunden Schild. Die Beschreibung des Schildes erfolgt vom Standpunkt des Schildträgers. So sind die Bezeichnungen rechts und links (bzw. vorne und hinten) dem Standpunkt des Beschauers entgegengesetzt. Weil der Schild am linken Arm getragen wurde, ist ein „gelehnter“ (d. h. schräg geneigter Schild) Schild nach rechts zu lehnen. Die vorrangigen Plätze im Schild sind rechts und oben, sofern sie nicht von Herz- oder Mittelschilden beansprucht werden.

Die Wappenfarben

Die Heraldik kennt nur vier Farben, die ohne Tönungen und Schattierungen kräftig und ungebrochen verwendet werden: Rot, Blau, Schwarz, Grün. Hinzu kommen die Metalle Gold und Silber, die meistens durch Gelb und Weiß ersetzt werden. Für unbedeckte Körperteile ist „Naturfarbe“ zulässig. Weil man die Wappen aus großer Entfernung klar erkennen sollte, wechselte man helle und dunkle Farben und kam so zur sog. Farbregele der Heraldik, die besagt, daß niemals Metall auf Metall und Farbe auf Farbe stehen darf. Das gilt auch sogar für das Aneinandergrenzen der Metalle und Farben. Für den Schwarz-Weiß-Druck entwickelten sich seit dem 17. Jh. allgemein verbindliche Schraffierungen: Kreuzweise Gitterung für Schwarz, senkrechte Schraffur für Rot, schräge für Grün, waagerechte für Blau, Punktierung für Gold, Silber bleibt ohne Schraffur. Von den Schraffierungen zu unterscheiden sind die „Damaszierungen“ (Feldmusterungen), die nach dem Vorbild der Damaszenerklingen in geometrischen Mustern, Ranken und Arabesken große Leerflächen im Schild beleben sollten.

Die Wappenbilder

Man unterteilt die Wappenbilder in zwei große Gruppen: Heroldsbilder und „Gemeine Figuren“. Wenn die Farben allein und ohne gegenständliche Figuren im Schild stehen, spricht man von Heroldsbildern.

Aus der Fülle der mehr als 3000 möglichen Heroldsbilder seien nur einige vorgestellt. So bewirken waagerechte Schnitte „Teilungen“ und „Balken“. Senkrechte Schnitte ergeben „Spaltungen“ und „Pfähle“. Vom Dachsparren kommen die Begriffe „Sparren“ und „sparrenweise Teilung“. Ein senkrechter und waagerechter Schnitt bilden die „Vierung“ oder „Quadrierung“. Werden die sich kreuzenden Linien vervielfältigt, so entsteht aus der „Vierung“ das „Schach“, aus der schrägen Vierung das „gerautete“ oder „geweckte Feld“. Beliebt sind auch die Schräg- und Wellenbalken. Rückt man die Teilungslinie nach oben, entsteht ein „Schildhaupt“, verschiebt man sie nach unten, ein „Schildfuß“. Auch die verschiedenartigsten Formen von Kreuzen gehören zu den Heroldsbildern, wenn sie den Schild durchgehend bis zu den Rändern aufteilen.

Alle Schildzeichen, die nicht zu den oben genannten Heroldsbildern zu rechnen sind, werden „Gemeine Figuren“ genannt. Darunter versteht man Gegenstände der Natur, der menschlichen Kultur und Zivilisation, Menschen, Tiere und Phantasiegebilde. Durch Vereinfachung oder Übertreibung ihrer besonderen Kennzeichen werden sie oft stilisiert und weichen von der natürlichen Gestalt ab. Sie sollen den Schild möglichst weitgehend ausfüllen.

Helm, Helmzier und Helmdecken werden unter dem Begriff „Oberwappen“ zusammengefaßt. Da im Oldenburger Münsterland kein Gemeinde- bzw. Kreiswappen ein solches Oberwappen führt, kann auf eine weitere Behandlung verzichtet werden.

Zur Entwicklung des kommunalen Wappenwesens

Die Deutsche Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935 bestimmte im § 11: „Die Gemeinden führen ein Dienstsiegel. Die Gemeinden führen ihre bisherigen Wappen und Flaggen. Der Reichsstatthalter kann den Gemeinden das Recht verleihen, Wappen und Flaggen zu führen. Er kann Wappen und Flaggen ändern. Die Gemeinde ist vorher zu hören.“ In den Ausführungsbestimmungen vom 22. März 1935 hieß es u. a.: „Für die Verleihung und Änderungen von Wappen werden folgende Richtlinien gegeben:

a) Die Wappen der Gemeinden dürfen in ihrer äußeren Form und Anlage nicht gegen solche Regeln der Wappenkunde verstoßen, die auf historischen, künstlerischen und praktischen Gesichtspunkten beruhen (Bedeutung, Einfachheit, Klarheit, Übersichtlichkeit). Das schließt jedoch nicht aus, daß an Stelle alter Symbole auch solche Formen und Bilder verwendet werden, die der modernen Umwelt entlehnt, dem Volke gemeinverständlich und für die betreffende Körperschaft charakteristisch sind. Das Wappen des Reichs, der Länder oder Gemeindeverbände darf im Gemeindewappen nicht verwendet werden. Familienwappen dürfen nur mit Genehmigung der wappenberechtigten Familie übernommen werden.

b) Den Gemeinden wird empfohlen, sich vor der Aufstellung neuer oder der Änderung bestehender Wappen mit der zuständigen staatlichen Archivbehörde in Verbindung zu setzen. . .

Soweit die Gemeinden das Recht zur Wappenführung besitzen, sind sie ohne weiteres berechtigt, ihr Wappen auch im Dienstsiegel zu führen.“

Bis zum Jahre 1935 führten nur Vechta, Lohne (1912), Damme (1928) und Steinfeld (1931) ein Wappen. Das Oldenburgische Staatsarchiv unter Leitung von Dr. Lübbling hatte bereits 1934 alle Gemeinden in einem Schreiben gebeten, sich ein Gemeindewappen zu beschaffen. In der Folgezeit erstellte das Staatsarchiv eine ganze Reihe von Wappen, die am 3. Dezember 1936 vom Minister des Innern in Oldenburg den Gemeinden verliehen wurden und in erster Linie für die Siegel Verwendung fanden. Die farbige Festlegung erfolgte vielfach erst nach dem zweiten Weltkrieg, wobei es hier und da zu kleinen Korrekturen kam. Außerdem erhielten die durch die Verwaltungsreform von 1933 aufgelösten, nun aber wieder neugegründeten Gemeinden ihr Wappen und schließlich wurden alle noch schwe-

benden Wappenfragen im Jahre 1955 zum Abschluß gebracht. Die Landkreise des Verwaltungsbezirks Oldenburg führen erst seit neuester Zeit ein Wappen: Ammerland (17. März 1952), Cloppenburg (3. September 1959), Friesland (26. April 1962), Oldenburg-Land (1934 bzw. 1965), Vechta (27. Dezember 1955) und Wesermarsch (2. Februar 1953).

Die rechtlichen Grundlagen des kommunalen Wappen- und Siegelwesens im Gebiet des Landes Niedersachsen hat Josef König 1963 in dem Artikel „Zur Entwicklung des kommunalen Wappen- und Siegelwesens in Niedersachsen“²⁾ ausführlich dargelegt, ohne auf die besonderen Verhältnisse im Lande Oldenburg vor 1935 einzugehen. Er vermerkt lediglich: „Zu der Wappenverleihung vor dem Ersten Weltkrieg gehören die von Wilhelmshaven (1892) durch Wilhelm II. von Preußen, sowie der Städte Rüstringen (1908), Brake (1911), Elsfleth (1911), Lohne (1912) und Nordenham (1912) durch den Großherzog von Oldenburg. Es ist nicht bekannt, aufgrund welcher Grundlagen diese Wappen verliehen wurden, da die oldenburgischen Gesetze darüber nichts aussagen. Fest steht, daß in Oldenburg das Haus- und Zentralarchiv und später das Staatsarchiv entscheidend an der Erstellung der Gemeinde- bzw. Städtewappen beteiligt war und dadurch grobe Verstöße gegen die Heraldik sowie die schlimmen Folgen nationalsozialistischer Tendenzen im Wappenwesen vermieden wurden. Sicherlich hätte nach dem Kriege eine Gemeinde des Kreises Vechta ein ganz neues Wappen erstellen müssen, wenn das Staatsarchiv 1934 dem Vorschlag ihres Bürgermeisters gefolgt wäre und ein Wappen nach seinen Wünschen erstellt hätte: „... Da es hier an alten geschichtlichen Ereignissen sowohl wie auch an alten Baudenkmalern fehlt, möchte ich für die Gemeinde ... folgendes Siegelbild vorschlagen: Anknüpfend an die neue Zeit Deutschlands bitte ich, in die Mitte des Siegels drei bäuerliche Figuren zu stellen, die sich einigend die Hände reichen. Umrahmt wird dieses Bild mit der Denkschrift: Alles für Deutschland ...“ Wenn in Preußen laut Erlaß vom 15. Dezember 1937 keine Bilder aus der Welt des Mittelalters, insbesondere Darstellungen von Heiligen und sonstiger ausgesprochen kirchlicher Embleme „im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers“ bei Wappenverleihungen mehr geduldet wurden, so behandelte man diese Frage in Oldenburg zurückhaltender. In die neuen Wappen kamen zwar keine kirchliche Symbole mehr hinein und bei den bestehenden Wappen mit kirchlichen Symbolen machte man Vorschläge diese „zur Verbesserung der Wirkung“ herauszunehmen, doch bestand man nicht ausdrücklich auf ihre Entfernung. In einigen Fällen hatte auch der Krieg zunächst eine aufschiebende und später eine erledigende Wirkung. Einsicht und Können der Heraldiker und Gutachter im Staatsarchiv haben die Gemeinden des Kreises Vechta damals vor Mißgriffen im Wappenwesen bewahrt, so daß die Arbeit nach dem Krieg gradlinig in Verbindung mit dem Niedersächsischen Staatsarchiv in Hannover als Obergutachter fortgesetzt und zum Abschluß gebracht werden konnte.

Zu einer genaueren gesetzlichen Festlegung des kommunalen Wappen- und Siegelwesens kam es in Niedersachsen erst durch die Niedersächsische Gemeindeordnung vom 4. März 1955 und durch die Niedersächsische Land-

kreisordnung vom 31. März 1958, ergänzt durch deren Ausführungsbestimmungen sowie durch den Runderlaß des Nieders. Ministers des Innern vom 19. Mai 1958, der seine Zuständigkeit im Wappenwesen der Gemeinden auf die Regierungs- bzw. Verwaltungspräsidenten übertrug. Die Genehmigung der Kreiswappen liegt weiterhin beim Minister des Innern. In Niedersachsen ist auch die frühere „Verleihung“ von Wappen, Siegeln und Flaggen der Gebietskörperschaften durch den Staat in eine „Genehmigung“ umgewandelt worden.

Die Motive der verliehenen bzw. genehmigten Gemeindewappen im Landkreis Vechta sind in den meisten Fällen der Geschichte und Tradition der Gemeinde (Wappen der Grafen von Oldenburg und Ravensberg — Vechta, der Bischöfe von Münster und vieler adliger Familien) entnommen. Weitere Sinnbilder weisen hin auf die in der Gemeinde betriebene Landwirtschaft (Damme), auf Gewerbe und Industrie (Holdorf, Lohne) oder auf die Kirchenpatrone (Steinfeld, Damme). Auch die Möglichkeit der sog. redenden Wappen (Visbek, Steinfeld) ist angewandt worden.

Bei der Farbgebung (Tingierung) wurden durchweg die Ravensburger Farben, Rot und Silber, die Farben des Fürstbistums Münster, Rot und Gold und die vollständigen Farben Oldenburgs, Rot, Gold und Blau verwendet.

Das Kreisamt Vechta hat die Wappen aller Gemeinden seines Bereiches mit den entsprechenden Akten gesammelt. Bereitwillig wurden dem Verfasser die Durchsicht des Materials gewährt und die Wappenzeichnungen zur Klischierung überlassen. Der Landkreis Vechta ermöglichte außerdem die farbige Wiedergabe der Wappen. Für alle Unterstützung sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Dank gilt auch dem Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg dafür, daß es mehrere Gemeindewappen in der Originalzeichnung zur Verfügung stellte.

¹⁾ Galbreath, D. L., Handbüchlein der Heraldik, Lausanne 1930.

²⁾ König, Joseph, Zur Entwicklung des kommunalen Wappen- und Siegelwesens in Niedersachsen; in: Festschrift 75 Jahre Heraldischer Verein „Zum Kleeblatt“ (Hannover 1963). 1596 begann der Nürnberger Wappenzeichner Johann Sibmacher mit der Sammlung der Wappen. Sibmachers Wappenbücher erlebten immer neue Erweiterungen und Neuauflagen. O. T. Hefner erhob die Heraldik zur historischen Hilfswissenschaft (Handbuch der theoretischen und praktischen Heraldik 1861).

Otto Hupp begann 1894 sein Werk „Die Wappen und Siegel der deutschen Städte, Flecken und Dörfer“. Seine Wappenzeichnungen wurden seit 1911 durch „Kaffee Hag“ publiziert und verbreitet.

Weitere Literatur:

Stadler, Klemens, Deutsche Wappen, Band 1, Bremen 1964; Band 2 1966; Band 3 1967; Band 4 1965.

Barner, Wilhelm, Wappen und Siegel des Kreises Alfeld, Hildesheim 1953.

Kittel, Erich, Die Wappen und Siegel der Gemeinden, repräsentative Symbole der Heimat, in: Lippische Heimat, 31. Jhg. (1955).

Kittel, Erich, Die Kreiswappen des Reg.-Bez. Detmold in: Festschrift Regierung Detmold (1961). Wappenbuch Landkreis Duderstadt, Duderstadt 1960.

Crusius, Eberhard, Heraldik in Niedersachsen und Westfalen, Katalog der Archivalienausstellung in Osnabrück (Göttingen 1957).

Kiefer-Schmid, Die deutsche Gemeindeordnung, Stuttgart und Berlin 1937.

Der Landkreis Vechta

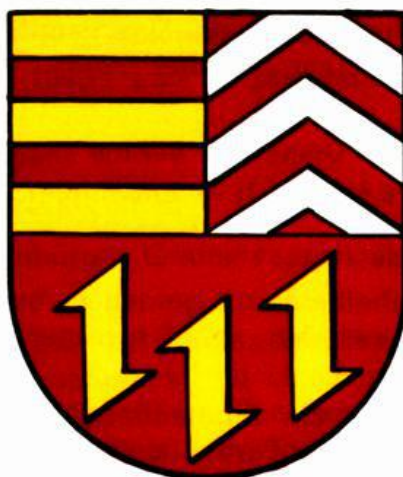
Größe: 760,05 km² ¹⁾ — Einwohner: 83 557 ¹⁾

Beschreibung des Wappens ²⁾: Schild geteilt, obere Hälfte gespalten.

Vorn in Gold zwei rote Balken.

Hinten in Silber zwei rote Sparren ganz, oben zwei rote Sparrenansätze und unten eine rote Sparrenspitze.

Untere Schildhälfte in Rot drei goldene Wolfsangeln oder Forsthaken, 2:1 gestellt.



Begründung ²⁾

Die Oldenburger Balken sind dem oldenburgischen Landeswappen entnommen und deuten darauf hin, daß der nördliche Teil des Kreises zum Lerigau gehörte, in dessen nördlichstem Bereich die Grafen von Oldenburg dominierende Territorialmacht wurden. Oldenburg ist zugleich das Territorium, in dessen Verband der Kreis Vechta seit 1803 eingegliedert ist.

Die Ravensberger Sparren erinnern an die Grafen von Vechta-Ravensberg, die über das Kreisgebiet hinaus ein eigenes Territorium entwickelten, dessen zeitweilige Verbindung mit der Herrschaft Ravensberg von schicksalhafter Bedeutung wurde. Im 12. Jahrhundert gründeten sie die Stadt Vechta und verkauften die Grafschaft 1252 an den Bischof Otto II. von Münster.

Die Galenschen Wolfsangeln weisen auf die bedeutende Rolle hin, die diese Familie als Erbdrosten zu Vechta von 1641 bis 1803 spielte. Dies Wappenfeld ist zugleich eine Erinnerung an die jahrhundertealte Zugehörigkeit des Kreises zum Territorium des Fürstbistums Münster, in dessen Auftrag die Grafen von Galen das Erbdrosteamt bekleideten. Schließlich weist das Galensche Symbol auf die „Herrlichkeit Dinklage“ hin, die von 1667 bis 1827 bestand, reichsunmittelbar war und eine eigene Gerichtsbarkeit besaß.

¹⁾ Die Zahlen sind den Statistischen Berichten vom 31. 12. 1967 entnommen.

²⁾ Der Wortlaut der Wappenbeschreibungen und Begründungen ist weitgehend von den amtlichen Verleihungs- bzw. Genehmigungsschreiben übernommen worden.

Das Wappen wurde nach längeren Verhandlungen trotz des „reichlich vielen Rot“ am 27. Dezember 1955 vom Nieders. Minister des Innern genehmigt.

Die Anordnung der Sparren im Feld 2 gibt vielfach zu der Mißdeutung Anlaß, als ob silberne Sparren im roten Feld ständen. Gemeint sind jedoch rote Sparren in Silber, wie auch die Landkreise Bielefeld, Minden und Halle (NRW) wegen der ehemaligen Zugehörigkeit zur Herrschaft Ravensberg sie führen. Aus heraldischen Gründen mußte die Aufteilung so erfolgen, damit nicht die gleichen Farben der einzelnen Felder aneinanderstoßen. Aus gleichem Grund erfolgte in der unteren Schildhälfte die umgekehrte Farbgebung des Galenschen Wappens. Das Familienwappen zeigt richtig drei rote Wolfsangeln in einem goldenen Feld.

Gemeinde Bakum

Größe 78,68 km² ¹⁾ — Einwohner: 4819 ¹⁾

Beschreibung des Wappens:

In Gold ein blauer Kübelhelm mit goldenem Beschlag und einem roten Schwingenpaar. Oben zwischen den Schwingen ein blaues Schrägkreuz oder Schragen.

Dem Farbvorschlag liegen die altoldenburgischen Farben Gold und Rot, die auch die altmünsterschen Farben sind, in Verbindung mit dem neuoldenburgischen Blau zu Grunde.



Begründung:

In der Gemeinde Bakum lagen die meisten adligen Güter in Südoldenburg. Darauf deutet der Ritterhelm hin, der mit einem stilisierten Flügelpaar geschmückt ist. Gleichzeitig ist der Ritterhelm ein Wappenbild der Familie von Schagen, die einst in der Gemeinde reich begütert war (Lohburg — Gut Lohe) und eine große Rolle spielte. Das Schrägkreuz (Andreaskreuz oder Schragen) auf dem Helm (Helmschmuck) deutet auf eine zweite ehemals mächtige Ritterfamilie hin, von Sutholte, die 3 solche Schragen im Wappen führte. Das Wappenbild ist also eine Verkörperung der bewegten geschichtlichen Vergangenheit der Gemeinde Bakum.

¹⁾ Die Zahlen über Flächengröße und Einwohner wurden von den Gemeinden angegeben und entsprechen dem Stande vom 30. Juni 1968.

Das Wappen wurde am 3. Dezember 1936 der Großgemeinde Bakum — gebildet aus Bakum, Langförden und Vestrup — verliehen. In ihr lagen in früherer Zeit 12 Adelsgüter (Bakum, Lohe, Norberding, Daren, Harmen, Südholz-Tribbe, Südholz-Rhaden, Südholz-Quernheim, Blankenfort, Strohe, Vardel und Bomhof). Nachdem Langförden 1945 wieder selbständig wurde, blieb die Gemeinde Bakum mit 9 ehemaligen Adelsgütern die „güterreichste“ Gemeinde in Süddoldenburg.

Das Wappen wurde der Gemeinde mit geringen Änderungen am 2. September 1950 durch den Nieders. Minister des Innern neu verliehen.

Gemeinde Damme

Größe 104,11 km² — Einwohner: 11 068

Beschreibung des Wappens :

Der Schild ist quadriert.

1. Feld: Das alte Oldenburger Grafenwappen, 2 rote Balken in goldenem Felde.
2. Feld: Die Figur des heiligen Viktor in silberner Rüstung mit weißem Gewand und Mantel, umgeben von einem goldenen Heiligenschein. In der rechten Hand trägt St. Viktor eine Lanze mit weißer Fahne, auf der ein rotes Kreuz angebracht ist; die linke Hand ist gestützt auf einen silbernen Schild, auf dem sich ein rotes Kreuz befindet. Die ganze Figur steht auf schwarzem Grunde.
3. Feld: Eine silberne Pflugschar auf grünem Grunde.
4. Feld: Das sogenannte Delmenhorster Kreuz auf blauem Grunde.



Begründung:

Die Felder 1 und 4 sind dem Oldenburger Landeswappen entnommen. Das Feld 2 zeigt St. Viktor, den Kirchenpatron von Damme.

Das Feld 3 deutet auf die überwiegende landwirtschaftliche Tätigkeit der Bevölkerung hin.

Das bereits am 4. September 1928 vom Minister des Innern in Oldenburg genehmigte und vom Ministerialrat Rauchheld entworfene Wappen sollte 1938 umgestaltet werden, weil es Landes- und kirchliche Symbole

enthielt. Wegen des beginnenden Krieges kam es jedoch nicht dazu. Die Einwände verstummten aber auch nach dem Kriege nicht. Am 14. August 1954 schrieb das Staatsarchiv in Oldenburg der Gemeinde: „Das Wappen ist willkürlich zusammengesetzt. Vor den strengerem Anforderungen der heutigen Kritik hält es nicht stand, schon weil das Zusammenstoßen der Felder 2, 3 und 4, deren jedes eine heraldische Grundfarbe enthält (Schwarz-Grün-Blau), den Anforderungen der Heraldik widerspricht, daß diese Farben durch eine sog. Metallfarbe (Gold bzw. Silber) voneinander getrennt sein müssen.“ Es wurde, wie schon 1938, ein neues Wappen vorgeschlagen mit Pferdeköpfen und einem Symbol für die Dammer Berge. Am 5. Juli 1955 teilte die Gemeinde Damme dem Landkreis Vechta mit, daß es sein Wappen wegen der kleinen heraldischen Mängel nicht ändern wolle, da es einen guten Anklang gefunden und sich ganz bei der Bevölkerung eingebürgert habe.

Gemeinde Dinklage

Größe: 72,57 km² — Einwohner: 8522

Beschreibung des Wappens:

In Gold ein roter Forsthaken (Wolfsangel), davor ein rotes Schrägkreuz (Schragen), dahinter eine rote Rose mit goldenem Kelch und grünen Kelchblättern.



Begründung:

Der Forsthaken ist ein Bestandteil des Wappens der Grafen von Galen, die von 1677 bis 1827 hier eine eigene „Herrlichkeit“ mit landesherrlicher Gerichtshoheit besaß und auch sonst für die Geschichte der Gemeinde große Bedeutung hatte. Aus dem Wappen ihrer Vorgänger, der mittelalterlichen Herren von Dinklage, sind der Schrage und die Rose übernommen. Die Vereinigung dieser wesentlichen Motive aus den Wappen der bedeutendsten alten Familien der Gemeinde ist ein heraldisch wirkungsvoller Ausdruck der Gemeindeggeschichte.

Bereits am 3. Dezember 1936 erhielt die Gemeinde ein Wappensiegel mit den obengenannten Motiven. Das vorliegende Wappen wurde am 26. April 1955 beschlossen und am 22. November 1955 vom Nieders. Minister des Innern genehmigt.

Gemeinde Goldenstedt
Größe: 72,01 km² — Einwohner: 5391

Beschreibung des Wappens:

In Gold eine nach rechts zeigende blaue Axt, vor und hinter dem Axtschaft je 3 rote „Münzen“.



Begründung:

Das Wappen geht davon aus, daß zu Goldenstedt in alter Zeit ein „Holzgericht“ bzw. Gogericht „Sutholz“ bestand, mit dem die Grafen von Diepholz vom Bischof von Münster belehnt waren. Dies Holzgericht wird durch die Holzaxt angedeutet, die die in der Holzmark berechtigten Markgenossen führten.

Die rechts und links der Axt gezeigten „Münzen“ oder „Goldpfennige“ deuten auf eine Sage hin, die in der Oldenburgischen Sagensammlung von Strackerjan zur Erklärung des Namens „Goldene Brücke“ bzw. „Goldenstedt“ gegeben wird:

Graf Rudolf von Diepholz kehrte mit seiner Gemahlin Marina und mit großen Schätzen in seine Heimat zurück. Seine Untertanen empfingen ihn an der Grenze des Kirchspiels Goldenstedt, wo die Brücke über die Hunte führt. Die Gräfin warf eine Menge Goldmünzen unter das Volk, und von dieser Zeit an führt die Brücke den Namen „Goldene Brücke“, wie das ganze Kirchspiel und der Kirchort den Namen „Goldenstedt“.

Der Entwurf von Lübbling vom 18. 1. 1950 hatte für die Münzen heraldische Symbole der benachbarten Territorien, deren Goldstücke im Mittelalter in Goldenstedt in Verkehr waren, vorgesehen:

Hinter dem Schaft

oben: Grafschaft Oldenburg-Wildeshausen

Mitte: Grafschaft Oldenburg-Bruchhausen

unten: Grafschaft Hoya

Vor dem Schaft:

oben: Grafschaft Oldenburg- Wildeshausen

Mitte: Grafschaft Diepholz

unten: Grafschaft Hoya

Aufgrund eines Gutachtens des Nieders. Staatsarchivs Hannover wurden die Symbole auf den sechs Münzen fortgelassen, weil sie zu klein seien. Das am 3. Dezember 1936 verliehene Wappen zeigte die Axt und vor dem Axtschaft 3 Münzen, dahinter nur eine. Am 20. Oktober 1951 genehmigte der Nieders. Minister des Innern das oben beschriebene Wappen.

Gemeinde Holdorf

Größe: 54,86 km² — Einwohner: 4648

Beschreibung des Wappens:

Das Wappen der Gemeinde Holdorf zeigt auf goldenem Grunde ein rotes Spinnhaspelrad.



Begründung:

Für die Farbgebung spricht, daß Gold und Rot die altmünsterischen sowie die altoldenburgischen Farben sind. Nach Überlieferungen soll in früheren Jahren die Arbeit am Webstuhl besonders in der Gemeinde Holdorf gepflegt worden sein, und zwar als Heimarbeit. Die Haspel ist ein typisches Gerät der bäuerlichen Heimindustrie.

Da Holdorf von 1933—45 zur Großgemeinde Neuenkirchen gehörte, wurde das Wappen nach dem Kriege neu geschaffen und vom Nieders. Minister des Innern durch Verfügung vom 12. Januar 1949 verliehen.

Gemeinde Langförden

Größe: 33,86 km² — Einwohner: 3451



Beschreibung des Wappens:

In Silber ein roter Turm mit Rundbogenportal, worin eine blaue Tür, mit doppelten blauen Schallöffnungen unter einem Rundbogen, und mit einem spitzen blauen Schindeldach mit Knauf und Kreuz. Rechts von der Turmspitze schweben ein roter Turnierkragen, darunter die lateinischen Zahlzeichen MXI. Links von der Turmspitze schwebend eine rote fünfblättrige Rose mit goldenem Kelch und grünen Kelchblättern.

Begründung:

Das Wappen von Langförden zeigt als Hauptsymbol den für die Gemeinde charakteristischen frühmittelalterlichen Kirchturm, der als Beizeichen mit der Jahreszahl 1011 (Gründungsjahr) und den Symbolen aus dem Wappen der für Langförden früher bedeutsamen Ritterfamilie Rüsch zu Vardel und später zu Strohe (2 Rosen, darunter ein Turnierkragen) kombiniert wurde.

Das Wappen wurde nach dem Kriege neu geschaffen, weil Langförden von 1933 bis 1945 zur Großgemeinde Bakum gehörte. Der Nieders. Minister des Innern verlieh es durch Verfügung vom 20. Juli 1948.

Stadt Lohne

Größe: 90,66 km² — Einwohner: 15 604

Beschreibung des Wappens:

Der Schild ist quadriert. Oben rechts, auf goldenem Grunde zwei rote Balken. Oben links, auf grauem Grunde eine in roten Ziegeln aufgeführte Kirche mit drei Türmen. Unten rechts, auf rotem Grunde ein silberner Schwanenfittich, der sich aus einer goldenen Krone erhebt. Unten links, auf blauem Grund ein goldenes Kreuz mit rechtsseitiger Schattierung (Delmenhorster Kreuz).

**Begründung:**

1. Die Felder 1 und 4 (Balken und Kreuz) sollen das staatsrechtliche Verhältnis zum früheren Großherzogtum zum Ausdruck bringen.
2. Feld 2 soll den Stadtcharakter von Lohne wiedergeben. Da Lohne einer Kirchengründung seine Entstehung verdankt, ist ein kirchliches Gebäude gewählt, das zugleich als Ausdruck der christlichen Weltanschauung der Lohner angesehen werden kann.
3. Feld 3 ist der Lohner Industrie gewidmet. Zur Versinnbildlichung der Federfabrikation (als erste Industrie in Lohne) ist ein Schwanenfittich zur Darstellung gebracht, der sich aus einer goldenen Krone erhebt. Die Krone soll den Lohn und Preis der bürgerlichen Regsamkeit versinnbildlichen.

Das Wappen wurde Lohne, das seit 1907 Stadt ist, erstmals am 3. Januar 1912 vom Großherzog von Oldenburg verliehen. Der Entwurf stammt vom Geheim. Archivrat Sello. Nach einem Schreiben vom 16. August 1938 sollte das Wappen umgestaltet werden, da nach den damaligen Vorschriften kirchliche Symbole und Symbole der Zugehörigkeit zu einem Lande nicht mehr zulässig waren. Das Staatsarchiv schlug vor, nur das

3. Feld als Wappen zu verwenden. Es kam jedoch zu keiner Änderung. Die farbige Gestaltung wurde in vorliegender Form am 28. Juli 1954 vom Präsidenten des Nieders. Verw.-Bezirks Oldenburg genehmigt.

Gemeinde Lutten

Größe: 16,48 km² — Einwohner: 1672

Beschreibung des Wappens:

Das Wappen der Gemeinde Lutten zeigt auf goldenem Grund eine in Rot gehaltene geflügelte sogenannte heraldische Pferdebremse.



Begründung:

Für die Farbengebung spricht, daß Gold und Rot sowohl die altmünsterischen wie auch die altoldenburgischen Farben sind. Die geflügelte Pferdebremse findet sich in mittelalterlichen Siegeln der Herren von Lutten und ist demzufolge für die Gemeinde Lutten historisch berechtigt. Die Pferdebremse war ein in Südoldenburg mehrfach als Wappenzeichen anzutreffendes Instrument der Pferdezüchter, eine mit Knebel anzuziehende Zange, die den ungebändigten Pferden über die Zunge geschoben wurde und sie völlig fromm machen soll. Die Flügel sind heraldisches schmückendes Beiwerk.

Das Wappen wurde der Gemeinde, die von 1933 bis 1945 zu Goldenstedt gehörte, mit Verfügung vom 13. August 1948 des Nieders. Ministers des Innern verliehen.

Gemeinde Neuenkirchen

Größe: 38,88 km² — Einwohner: 3134



Beschreibung des Wappens:

In Silber oben ein blaues Wurfbeil, unten ein blaues Hifthorn mit rotem Band und goldenem Ringbeschlag. In der Mitte ein roter Jagdpfeil.

Begründung:

Die Gemeinde umfaßt Ausläufer der waldreichen Dammer Berge, die früher ausgedehnte Jagdgründe für Wild aller Art boten. Darauf beziehen sich die drei alten Jagdgeräte. Mit dem Wurfbeil, das an einem Seil befestigt war, wurden wilde Tiere erlegt, desgleichen mit dem Jagdpfeil. Das Horn ist nicht nur für die Jagd von Bedeutung, sondern erinnert historisch an das Wappenbild der Herren von Horne, die im Mittelalter ein Freiengericht zu Bieste besaßen.

Das Wappen wurde der Großgemeinde Neuenkirchen (mit Holdorf) zuerst am 3. Dezember 1936 verliehen. Nach der Abtrennung von Holdorf fügte man bei der Farbgebung den Jagdpfeil ein. Die Verleihungsurkunde des Nieders. Ministers des Inneren datiert vom 13. März 1954.

Gemeinde Steinfeld

Größe: 59,74 km² — Einwohner: 6391

**Beschreibung des Wappens:**

Das Wappen ist quadriert.

1. Feld: Auf goldenem Grund 2 rote Balken.
2. Feld: Der heilige Johannes der Täufer, der Schutzpatron der Kirche in Steinfeld, hinter seinem Haupte liegt das Schwert als Zeichen seines Martyrertodes.
3. Feld: Fünf stilisierte Steine zum Anklang an den Namen Steinfeld; im farbigen Wappenbild stehen die weißen Steine auf grünem Grunde.
4. Feld: In Blau ein goldenes Nagelspitzkreuz (Delmenhorster Kreuz).

Begründung:

Die Felder 2 und 3 enthalten die Besonderheiten der Gemeinde Steinfeld. Die Felder 1 und 4 deuten auf die Zugehörigkeit der Gemeinde Steinfeld zum Freistaat Oldenburg an.

Das Wappen wurde durch Verfügung des Ministeriums des Innern in Oldenburg am 23. September 1931 genehmigt. Der Entwurf stammt von Ministerialrat Rauchheld. Das frühere, bis 1945 gültige Siegel, enthielt nur 5 stilisierte Steine und die Jahreszahl 1187. In jenem Jahre wurde Steinfeld von Damme abgepfarrt und selbständiges Kirchspiel.

Stadt Vechta

Größe: 53,89 km² — Einwohner: 15 511

Beschreibung des Wappens:

In Rot ein silberner Torturm mit blauem Breitdach und beiderseitig ausgebauten Erkern mit blauem Spitzdach. Auf den Dachspitzen goldene Kugeln. Im Torbogen unter einem goldenen Fallgatter den in natürlichen Farben gehaltenen Kopf eines vollbärtigen Mannes.



Begründung:

Das Wappen enthält den Bildinhalt des seit 1351 belegten alten Stadtsiegels. Die Farben Silber und Rot entsprechen den Farben der Grafen von Ravensberg-Vechta, die in Vechta eine Burg gründeten und dadurch die Grundlage zu einer städtischen Siedlung schufen. Das Greisenhaupt ist ohne Attribute eines Heiligen überliefert, seine Bedeutung ist unbekannt.

Die Farben Rot und Gold sind die Farben des Fürstbistums Münster. Zu diesem Fürstbistum gehörte Vechta von 1252 bis 1803 in weltlicher und von 1668 bis heute in kirchlicher Hinsicht. Die Farben Rot, Gold und Blau sind die vollständigen oldenburgischen Farben. Zu Oldenburg gehörte Vechta von 1803 bis 1947 und von da ab zum Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Oldenburg.

Zu dem lebhaft umstrittenen Kopf im Stadtwappen schrieb der Stadtoberinspektor Südbeck am 5. 10. 1953 an das Kreisamt: „Die Version, daß der Kopf im Vechtaer Stadtwappen das Haupt des hl. Paulus darstellen soll, ist wahrscheinlich zuerst von Willoh als Vermutung aufgebracht worden. Wenn es den Kopf eines Heiligen darstellen sollte, wäre auch die Aureole nicht fortgelassen, und wenn es der hl. Paulus sein sollte, hätte man ihm auch die ihn als solchen ausweisenden Attribute gegeben, Buch und Schwert, wie es z. B. im Cloppenburg Stadtwappen der Fall ist. Gerade im Mittelalter, insbesondere im 12., 13. und 14. Jh. nahm man es mit diesen Attributen sehr genau.

Der Kopf im Wappen der Stadt Vechta hat ursprünglich bestimmt eine profane Bedeutung gehabt, die bisher noch nicht geklärt werden konnte. Daß auch schon die Vermutung geäußert wurde, der als abgeschlagen anzusehende Kopf sei ein Sinnbild der der Stadt im MA zustehenden Halsgerichtsbarkeit, sei nur am Rande vermerkt.

Vechta hatte zur Zeit seiner Stadtwerdung — man nimmt das Jahr 1217 durch den Grafen Otto II. v. Ravensberg-Vechta an — keinerlei Beziehung zum Bistum Münster. Kirchlich unterstand es dem Bischof von Osnabrück, das den hl. Petrus als Patron hat. Aber auch hierfür fehlen die Attribute.“ Seit 1934, als man an die Farbgebung des Wappens ging, hat es nicht an Änderungsvorschlägen gefehlt. So wurde zunächst vorgeschlagen, das Haupt durch den Ravensberger Sparrenschild zu ersetzen. Das Staatsarchiv war 1953 der Meinung, das Haupt müsse doch den hl. Paulus darstellen, dem man ja einen Heiligenschein geben könne. Der Vechtaer Stadtrat entschied sich jedoch für die Beibehaltung des „Kopfes eines bärtigen Mannes“. Sehr wahrscheinlich stellt er ein Sinnbild der Halsgerichtsbarkeit dar. Unter Weglassen der früheren lateinischen Umschrift und der willkürlichen Jahreszahl 1571 genehmigte der Nieders. Minister des Innern das Wappen am 10. Juni 1955.

Gemeinde Visbek

Größe: 84,05 km² — Einwohner: 7182

Beschreibung des Wappens:

Das Wappen zeigt in Gold einen blauen schrägen Wellenbalken, darin einen silbernen Fisch.



Begründung:

Das Wappen ist im heraldischen Sinne ein „redendes“, d. h. es sucht den Namen der Gemeinde bildlich zu erklären, was in der Wappenkunst mit Vorliebe geschieht. Es kommt dabei nicht auf die Richtigkeit der Erklärung an, sondern nur darauf, daß die Bedeutung volkstümlich richtig ist. Die Deutung als „Fisch-Bach“ ist heraldisch wiedergegeben durch einen schrägsteigenden, von Wellenlinien begrenzten Bach, in dem ein stilisierter Fisch schwimmt.

Das Wappenbild wurde der Gemeinde in dieser Form erstmals am 3. Dezember 1936 verliehen. Anlässlich der Farbgebung wurde versucht, die Jahreszahl 855 einzusetzen und die Zahl durch ein Schmucknetz mit darin eingestreuten Sternen ein wenig zu verdecken. Das Staatsarchiv Hannover lehnte dieses als Obergutachter ab, weil grundsätzlich keine Jahreszahlen in Wappen verwendet werden sollen. Am 24. September 1951 verlieh der Nieders. Minister des Innern der Gemeinde das Recht, das vorliegende Wappen zu führen.

Eine römische Lar-Statuette von Marren, Ldkr. Cloppenburg

VON HELMUT OTTENJANN

Die recht umfangreiche und für die Kulturgeschichte des Oldenburger Münsterlandes höchst bedeutsame ur- und frühgeschichtliche Sammlung des Museumsdorfes, begründet durch die ehemalige Privatsammlung des Apothekers Bernard König und nach Übernahme ins Cloppenburg Museum zielstrebig erweitert durch Dr. Heinrich Ottenjann, konnte auch in den letzten Jahren zahlreiche Zugänge aus allen Vorgeschichtsepochen verzeichnen.

Als die wohl interessanteste und wertvollste Neuerwerbung darf eine kleine bronzene Statuette römischer Herkunft gelten¹⁾. Durch die unlängst erfolgte sorgfältige Restaurierung dieser Kleinplastik im Römisch-Germanischen Zentralmuseum zu Mainz, wofür wir auch an dieser Stelle unseren besonderen Dank zum Ausdruck bringen möchten, traten Schönheit und Ausdruckskraft deutlicher als zuvor in Erscheinung; ferner vermochte hierdurch auch manches Detail wie z. B. die Silbertauschierung der Augen entdeckt zu werden (Abb. 1 u. 2).

Die Untersuchungen von H. J. Eggers über den römischen Import im freien Germanien haben ergeben, daß römische Statuetten in diesem großen Gebiet nicht überall und in gleicher Dichte aufzufinden sind, sondern daß ein merkliches Schwergewicht dieser Importgattung in den Niederlanden, in Nordwestdeutschland und in Dänemark vorhanden ist, hingegen in Ostdeutschland und Nordskandinavien nur eine spärliche Streuung der Fundpunkte zu beobachten ist²⁾. Die Hälfte aller Statuettenfunde zwischen Weser und Ems — zwölf an der Zahl — entfallen auf oldenburgisches Gebiet, da — bis zur Entdeckung des vorgelegten Neufundes — sowohl in Nordoldenburg wie auch in Südoldenburg gleichermaßen je drei römische Statuetten bekannt wurden. Allein schon das Verbreitungsbild römischer Bronze-Statuetten im gesamten freien Germanien wie auch im Oldenburger Land verdeutlicht die einzigartige kulturgeschichtliche Bedeutung dieser neuentdeckten römischen Kleinbronze aus Südoldenburg³⁾.

Besondere Beachtung verdient diese Statuette aber auch noch wegen ihres Fundortes selbst. Auf der Parzelle 360/104, Flur 20, der Bauerschaft Marren in der Gemeinde Lindern, Ldkr. Cloppenburg, förderte der Kartoffelroder des dortigen Landwirts Josef Grote auf allzu rauhe Weise, aber in relativ erstaunlicher Unversehrtheit diese Statuette ans Tageslicht. Sie wurde aber erst auf dem Kartoffelwagen von ihm als bemerkenswerter Gegenstand entdeckt und schließlich dem Museumsdorf dankenswerterweise überantwortet. Diese Parzelle, die den wertvollen Fund über Jahrhunderte verborgen gehalten hatte, war vom Landwirt Grote Jahre zuvor dem Landwirt Hermann Anton Eilers in Marren abgekauft worden. Auf eben diesem ehemaligen „Grundstück Eilers“ waren aber schon zu Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Bronzegegenstände sowie zwei Bronzestatuetten nebst

einer Basis für eine weitere nicht mehr aufgefundene Statuette entdeckt worden, allesamt provinzialrömischer Herkunft. Dieser umfangreiche Fund ist in der Literatur weithin bekannt als der Votivfund (Weihefund) von Marren. In den Bau- und Kunstdenkmälern des Herzogtums Oldenburg findet sich über diesen zwischen Weser und Ems umfangreichsten Opferfund folgende Fundnotiz⁴⁾:

„Auf der Parzelle 360/104, jetzt Eilers, Hermann Anton, dicht am Wege, fand 1874 der Landwirt Barsenbrügge bei Gelegenheit der Einebnung eines der Aufwürfe hart am Grabenrande 14 runde, zum Teil verarbeitete, zum Teil eiförmige besonders ausgesuchte Kiesel in einem Kreise von 50 cm Durchmesser unmittelbar aneinander liegen. Innerhalb dieses Kreises wurden folgende Gegenstände gefunden: 1. eine Bronze-Statuette des Mars, 12 cm hoch, 185 g Gewicht; 2. eine zweite Bronze-Statuette des Mars von derselben Höhe, aber unbekleidet, Gewicht 247 g; 3. eine hohl gegossene Bronze-Basis von 42,5 g Gewicht eines dritten aber nicht gefundenen Figürchens; 4. ein Greifenkopf, Höhe 6,8 cm, Gewicht 138,5 g; 5. ein bronzenener Löwenkopf mit kreisrundem versilberten Rand; 6. ein eiserner Dolch, 26,7 cm lang; 7. eine Kupfermünze des Magnentius Decentius (351—353, Gegenkaiser des Constantius). Im Jahre 1876 wurde an derselben Stelle beim Ackern noch ein zylinderförmiges Stück Silber gefunden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die gleichfalls auf dem „Grundstück Eilers“ jetzt neuerlich entdeckte römische Statuette dem bekannten Marrener Votivfund von 1874—76 zugerechnet werden muß, der nunmehr u. a. nicht weniger als drei Statuetten vorweisen kann. Da aber — wie eine Probe ergab — die Lötstellen auf der bronzenen Figuren-Basis nicht mit der Fußstellung der neuentdeckten Statuette in Einklang zu bringen sind, ist es wahrscheinlich, daß auf dem „Grundstück Eilers“ sogar noch eine weitere Statuette vorhanden ist oder gewesen ist.

Die neuentdeckte Marrener Bronze-Statuette stellt einen jugendlichen Mann in ruhiger Haltung dar, angetan mit einer hochgegürteten und überaus faltenreichen Tunica, das unmittelbar auf dem Leib getragene gegürtete Untergewand der alten Römer. Es ist eine hohlgegossene kleine Bronzeplastik von 12,8 cm Höhe und 254 g Gewicht, die, von einige Beschädigungen und Korrosionsstellen abgesehen, eine vorzüglich erhaltene, dunkelgrüne glänzende Patina aufweist. Auf dem rechten Standbein des Jünglings ruht das Hauptgewicht des Körpers, während das linke Spielbein nur mit dem Ballen aufgesetzt wird und nach hinten zurückgesetzt ist. In der Art eines Buckelrollenkranzes sind die Haare um das Gesicht gelegt, und auf dem Kopf über dem Lockenkranz trägt der jugendliche Gott eine mit zahlreichen Strahlen geschmückte Binde, die sich ursprünglich, wie die abgebildeten Parallelen verdeutlichen (Abb. 5 und 6), als langgewellte Bänder seitlich bis zu den Schultern fortgesetzt haben. Die Enden dieser Bänder sind auf den Schultern noch sichtbar. Die Haare des Hinterhauptes sind von einem Mittelwirbel ausgehend gestrichelt wiedergegeben. Der leicht nach rechts gewendete Kopf hat in Silber gelegte Augen; trotz der Winzigkeit des Kopfes sind die durch eine leichte Vertiefung angegebenen Pupillen, die Augenlider, die Lippen und die Nase gekonnt modelliert. In Übereinstimmung mit den hier gezeigten Parallelen wird auch bei der



*Römische Lar-Statuette aus Marren, Gemeinde Lindern, Landkreis Cloppenburg.
Abb. 1*

(Foto: Archiv Museumsdorf)



*Römische Lar-Statuette aus Marren, Gemeinde Lindern, Landkreis Cloppenburg.
Abb. 2* (Foto: Archiv Museumsdorf)



Abb. 3: Lar-Statuette von Heidelberg Abb. 4: Lar-Statuette von Heidelberg

Marrener Statuette die tiefe, muldenfaltenbildende und bauschig fallende Tunica von einem breiten, gedrehten Gürtel gehalten. Dies unten in gerader Linie endende Gewand liegt an den Oberschenkeln fest an und ist seitlich wie durch einen Windstoß weit ausladend nach hinten gebläht. Über die linke Schulter ist ein gerollter Mantel oder Überwurf gelegt, der einerseits diagonal über den Rücken laufend, dort unter dem Gürtel befestigt erscheint und andererseits vorn unter dem Gürtel durchgezogen in zwei langen Zipfeln bis über den Tunicarand herabfällt. Deutlich markiert ist die Muskulatur der Unterschenkel. Die Füße stecken in sandalenartigen Fellschuhen, deren Schnürung deutlich angegeben ist und bis zur Wade reicht. Trotz der Beschädigungen an den Füßen sind die einzelnen Zehen sowie auch die Spannriemen noch zu erkennen. Die leicht angehobenen und seitwärts ausgestreckten Arme sind noch fast unbeschädigt erhalten, und nur einige Finger der linken Hand fehlen. Der tellerförmige Gegenstand

mit kleinem gewölbten Mittelbuckel ist im Vergleich zu entsprechenden Darstellungen eindeutig als eine durch Rillen und Punktreihen radial verzierte Opferschale auszudeuten; das der linken, halb geschlossenen Hand fehlende Attribut bestand einst nachweislich aus einem kleinen Füllhorn.

Auf Grund der hier aufgezeigten Charakteristiken erweist sich diese Bronzeplastik als eine Darstellung des römischen Gottes Lar, eine Deutung, die bei anderen Larstatuetten auch durch Inschriften gesichert ist. Nach Friederichs sind zwei Lartypen zu unterscheiden⁵⁾: Der Typ I ist durch eine tänzelnde Bewegung charakterisiert und hat als Attribute ein Rhyton und eine Schale. Dieser Typ tritt meistens paarweise auf. Der Typ II kommt nur als Kleinbronze vor. Kennzeichnend sind die bei der Marrener Figur be-



Abb. 5: Lar-Statuette von Marslev



Abb. 6: Lar-Statuette v. Würzburg

schriebene Gewandung, der ruhige Stand und die Attribute Füllhorn und Schale. Sowohl die Marrener Statuette als auch die hier aufgeführten Parallelen (Abb. 3—6) zählen eindeutig zum Typ II der Largottheit. Nach allgemeiner Ausdeutung sind die Figuren des Typ I als „Lares compitales“ (Lar am Kreuzweg) und die des Typs II als „Lares familiares“ anzusprechen.

Im privaten Kultbereich der altrömischen Religion spielten neben den Penaten auch die Laren eine hervorragende Rolle. In jedem Hause gab es einen Lar familiaris, der zusammen mit der Vesta und den Penaten verehrt wurde. Die Verehrung des Lar familiaris ist aus dem Seelenkult hervorgegangen, denn er ist eigentlich der Ahngeist der Familie. Aus dem Larenkult am häuslichen Herd hat sich dann die Verehrung der Lares compitales entwickelt, die an den compita, d. h. an den Kreuzwegen oder an den Stellen, wo mehrere Grundstücke zusammenstießen, ihren Kult in kleinen Kapellen hatten. Im Zuge der sakralen Reformen durch Kaiser Augustus, der durch die Wiederherstellung alter verfallener Kulte u. a. den Zweck verfolgte, sein Haus und die Staatseinrichtungen mit einer religiösen Weihe zu umgehen, wurde auch der in spätrepublikanischer Zeit stark in Verfall geratene Larenkult neu belebt und weit verbreitet. In der augusteischen Erneuerung des Larenkults ist daher auch der Hauptgrund zu suchen, warum sich im gesamten Bereich der provinzialrömischen Kultur, wie auch in Italien selbst, Lar-Statuetten in großer Zahl vorfinden⁶⁾.

Die beste Entsprechung zur Lar-Statuette aus Marren im freien Germanien ist die in Marslev auf der dänischen Insel Fünen gefundene Larplastik⁷⁾. (Abb. 5). Diese beiden in qualitativer Hinsicht gleichwertigen Figuren weisen derart viele Übereinstimmungen auf, daß sie vermutlich nach ein und demselben Vorbild gearbeitet worden sind. „Es gehört zur Eigenart der kleinen römischen Bronzeplastiken, daß sie nicht Erstschöpfungen sind, sondern zumeist einer berühmten großen Statue nachgebildet wurden, die einen so starken Eindruck machte, daß sie in vielen Exemplaren kopiert und variiert wurde“⁸⁾.

Da die Marrener Lar-Statuette starke formalistische Verwandtschaft zu den hier abgebildeten Bronzefiguren von Heidelberg und insbesondere von Marslev und Würzburg aufweist, kann auch in Anlehnung an die Untersuchungen von G. Hafner eine zeitlich ähnliche Altersbestimmung getroffen werden⁹⁾. Danach dürfte die Würzburger Statuette die früheste sein, die sich durch harte kantige Formen, scharfe Falten und deutlich voneinander abgehobene Gewandteile auszeichnet (Abbildung 6). Diese knappe Modellierung erinnert noch an spätrepublikanische Werke, so daß die Würzburger Statuette nach Hafner der augusteische Epoche zugewiesen werden darf. Die Heidelberger Larfigur ist nach ihm in die 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Geb. zu datieren, da sie die Härte der Formgebung der Würzburger Figur verloren hat. Etwa die gleiche Stufe wird durch die Marslever Figur vertreten, die aber noch etwas älter als die Heidelberger Statuette sein könnte. In der Reihe der hier aufgeführten Parallelen dürfte die Marrener Lar-Statuette wohl zwischen der Würzburger und Marslever Plastik ihren richtigen Platz einnehmen, also gegen

Ende des 1. oder zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. Geburt entstanden sein.

Die Suche nach dem Herstellungsort der Marrener Lar-Statuette wird vorerst, ehe nicht die bronzenen Kleinplastiken im provinzialrömischen Gebiet wie auch im freien Germanien monographisch erfaßt und erarbeitet worden sind, ohne Erfolg bleiben, wenn auch mit einiger Wahrscheinlichkeit ganz allgemein als Herstellungsgebiet die großen Kulturzentren am Rhein mit ihren wichtigen römischen Militäranlagen wie z. B. in Köln oder Bonn dafür in Betracht gezogen werden müssen.

Ebensowenig exakt vermag man auch schon jetzt darüber Auskunft zu geben, auf welche Weise wohl die Lar-Statuette wie auch alle übrigen römischen Gegenstände des Marrener Votivfundes einst in unser Land gelangten. „Am wahrscheinlichsten wird es sein, daß wandernde Händler die Statuetten mitbrachten und sie Germanen verkauften. Die Händler wiederum erwarben diese Statuetten von der Tempelverwaltung, die entweder schadhaft gewordene Weihegaben ausschied oder auch sonst durch den Verkauf dem Tempel eine neue Einnahmequelle verschaffte, denn es lag in der Hand der Verwaltung, die sich zu großen Mengen ansammelnden Votivgaben wieder für profan zu erklären. Es ist aber auch möglich, daß Germanen, die in römischen Diensten standen und in ihre Heimat zurückkehrten, sie als Erinnerungsstücke mitbrachten, und schließlich kann es sich auch um Beutestücke handeln“¹⁰⁾.

Wenngleich die Lars-Statuetten aus Marren auch nicht ihr ganzes Geheimnis lüftet, manche Frage trotz intensiven Bemühens wohl nie mehr beantwortet wird, erhalten wir dennoch durch diesen Fund weitere Einblicke in die frühgeschichtliche Epoche unseres Landes, das als ein Teil des freien Germaniens auch „Grenzbeziehungen“ zum römischen Imperium vorweisen kann. Zudem erhöht diese ikonographisch einwandfrei deutbare Statuette den an sich schon bedeutungsvollen Marrener Weihefund um ein Vielfaches.

Anmerkungen:

- 1) Erwerb durch das Museumsdorf 1960; Katalog Nr. 1944, Sammlung Museumsdorf Cloppenburg.
- 2) H. J. Eggers, Der römische Import im freien Germanien, Atlas der Urgeschichte Bd. 1, Hamburg, 1951, S. 33 f.
- 3) Oldenburger Jahrbuch, Bd. 55, 1955, S. 116: J. Pätzold, Verbreitungskarte römischer Funde in Oldenburg.
- 4) Votivfund von Marren: Staatliches Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, Inv.-Nr. 1339—1345.
Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg, 3. Heft, Oldenburg 1903, S. 115 ff.
- 5) Friederichs, Berlins ant. Bildwerke, 2. 1871, 438 ff.
- 6) F. Lübbers, Reallexikon des klassischen Altertums, Leipzig, 1914, S. 580 f.
Germania, Jahrgang 22, 1938, S. 97, (G. Hafner, Eine römische Bronzestatue aus Rot bei Heidelberg).
- 7) A. Gerke und E. Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft, Berlin 1910, S. 258.
- 8) Germania, Jahrgang 22, 1938, a. a. O., S. 98, Abb. 1.
- 9) H. Menzel, Eine römische Bronzestatue des Mars aus Spahn, Jahrbuch des emsländischen Heimatvereins, Bd. 7, 1960, S. 50.
- 10) G. Hafner, Germania, Jahrgang 22, 1938, a. a. O., S. 99 f., Taf. 20 und Abb. 1—2.
- 11) H. Menzel, Emsländisches Jahrbuch, a. a. O., S. 48.

Up Borg Dinklaoge in dei Raubrittertied

(Nach einer alten Sage)

VON HUBERT BURWINKEL

Dor was ne Borg in ole Tien
Un deipe Gräften rund ümtou.
Den Borgheern müg kien eine lien;
Groff was hei mit dei eigne Frou.
Hei was sick sülws ein milden Richter,
Ein Rööber hei för Pracht un Prunk,
Was falsk un fröndlick gägen Wichter,
Dei tou ehr Unglück schön un jung. —

Marlene, up dei Borg in Densten,
Hei för dei Frou gern Bloumen plückt,
Un ehre blauen Ogen glänzden,
Wenn sei för ehr dei Staoben smückt. —
Dei junge Görner geef sick Maihte
Un mök den Gorden goud instand.
Dor dröp dat Wicht üm. Vuller Fraide
Geef sei den Jungen ehre Hand.

Dei Borgheer, binnen vör dei Ruten,
Seeg, wo sei güngen up un daol,
Un böse löp hei gliks nao buten
Un röp: „He, Görner, kumm doch maol!
Wat maokst du hier blos in den Gorden?“
„Hier is doch miene Arbeitsstä,
Ick wies Marleen' dei Bloumensorten,
Wiels sei mi dornao fraogen dee.“

„Hol du blos diene frechen Snuten!
Verderben wult du us dat Wicht.
Schölt wi di in dei Käen sluten?“
Dann slög hei üm liek int Gesicht. —
Dei Tied vergüng. Dei Harwst, dei maolde.
Marlene plückde Brümmelbeern.
Dei Görner van dei Wiske haolde
Ein Rietperd för den strengen Heern.

Wor domaols noch Wacholder stünden,
Dei Böme mit dat dunkel Kleed,
Dor was't, dat sick dei beiden fünden,
Wor sei vergeeten Last un Leed.
Kien Borgheer kun dei Fraide stören,
Dei dör dei jungen Hartens trück,
Kien Ohr dei liesen Wörde hören,
Van schöne Leiwe, stillen Glück.

So stünden sei dor engümlungen,
Un aohne Arge was dat Por.
Dat Wicht, dat küßde ehren Jungen!
Do stünd up maol dei Borgheer dor.
Rööklos hef hei den Jungen slaogen
Liek up den Kopp mit einen Paohl.
Dei Junge sackde aohne Klaogen
Bi dei Wacholderbüske daol.

Marleenens Hart was vull van Jammer,
Ehr Läbenslos dücht ehr tou swor.
Sei güng un steeg in ehre Kammer.
Un mök ehr lü'ket Bündel klor.
Un aobens is sei dann verschwunden,
Dei Sünnenschien för jederein.
Man hef sei söcht un doch nich funden.
Sei hef dei Borg nich wedderseihn. —

Dei Görner was noch nich vergäten,
Int Borgdor wedder reet dei Dod;
Van Upschuw wull hei gor nix wäten,
Dei Borgheer eet sien leste Brot.
Begraoben unner Karkhofslinden
Wörd hei, dei so vull Böses daon.
Doch kun hei kiene Ruhe finden:
Tou Straofo müs hei weddergaohn.

Wenn't blitzet un dei Grummel knättert,
Dei Dannen bi den Storm sick räpt,
Dann hört man, wo dei Käen rättert,
Dei dör den Busk dei Mörder släpt.
Wor in den Düwelsbusk dei Uhlen
Bi Aohnewer sitt in dei Dult,
Dor hört man üm mitunner hulen,
Dor dregg hei af dei grote Schuld. —

Von einer Landschule der guten alten Zeit

VON ALWIN REINKE †

Wer erinnert sich nicht gerne seiner Schulzeit? Ich wenigstens stehe nicht an, die Jahre, die ich in der Volksschule verlebte, nicht die schönsten meines Lebens zu nennen! Ich denke dabei natürlich vor allem an die immer wechselnden Spiele, die, nach der Jahreszeit verschieden, unser ganzes Denken und Trachten in Anspruch nahmen. Wir empfanden dabei „den eigentlichen Schulbetrieb“ niemals als besonders störend. Der gehörte nun einmal dazu und wurde willig in Kauf genommen. Ich erinnere mich aber auch nicht, daß er mir jemals lästig gewesen wäre.

Man beschränkte sich damals noch in weiser Zurückhaltung auf das Notwendigste und erniedrigte die Schule noch nicht zum „Mädchen für alles“. Das gute alte Motto „multum non multa“ war noch voll in Kraft. Was zu lernen war, wurde im wesentlichen in der Schule selbst abgemacht. Ich wüßte nicht, daß mir die häuslichen Schulaufgaben jemals „über“ gewesen wären. Sie müssen sich wohl in bescheidenen Grenzen gehalten haben; sonst würde ich mich ihrer gewiß noch lebendiger erinnern.

Die Volksschule meines Heimatdorfes Rechterfeld war eine einklassige Landschule mit nur einer Lehrkraft und etwa 70 Schülern, Mädchen und Knaben. Die Mädchen saßen rechts vom Mittelgang des großen Schulzimmers, wir Jungen links davon.

Auf dem Schulplatze waren die Geschlechter streng geschieden. Wir Jungen spielten niemals mit den Langhaarigen; das war uns viel zu „minn“! Streit zwischen beiden Schülerkategorien kam kaum vor. Nur die Konkurrenz der Mädchen im Wissenschaftlichen war uns Jungen manchmal unbequem; denn die Mädchen waren ausnahmslos viel fleißiger und infolge ihrer früheren Entwicklung vielfach auch „heller“ als wir.

Einen zünftigen Meister der Schule hatten wir nicht oder doch nur gelegentlich „vertretungsweise“. Der Unterricht lag in den Händen des Kaplans, der in seiner Eigenschaft als Lehrer der Volksschule obrigkeitlicherseits den Titel „Schulvikar“ führte. Für uns war und blieb er immer der Kaplan. Meine Dorfschule ist etwa ein Jahrhundert hindurch nacheinander von sechs geistlichen Schulmonarchen regiert worden, und keineswegs schlecht regiert worden.

Wir haben unsern Teil gelernt und brauchten den Vergleich mit Leistungen der anderen Landschulen der Gemeinde keineswegs zu scheuen. Wo immer wir mit den Kindern der anderen Schulen in Konkurrenz traten, etwa beim Kommunionunterricht in Visbek, haben wir stets gut abgeschnitten. Das war unser Stolz.

Wenn es mir nicht die persönliche Bescheidenheit verböte, so würde ich hier z. B. einfließen lassen, daß bei einer schriftlichen Prüfung der Erstkommunikanten des Geburtsjahres 1877 die weitaus beste Leistung der Jungen und Mädchen aus der ganzen großen Gemeinde von einem Schüler unserer Schule geliefert wurde.



Das Schullokal war ein bescheidener Bau, verglichen mit den heutigen Protzbauten, die man vielfach auch bei uns auf dem Lande sieht. Es enthielt außer einem großen Schulzimmer nur einen ziemlich kleinen Vorraum. Das „Häuschen“ stand abseits. Es fehlte z. B. ein Raum für Lehrmittel. Solche gab es nur in bescheidenem Umfange.

Die vorhandenen Landkarten hingen an der Wand. An einer solchen Karte habe ich eingehend während des Unterrichts die Gegend vom ehemaligen südlichen Ungarn und vom nördlichen Serbien studiert. Und weil man in der Jugend bekanntlich nichts lernt, was man im Leben nicht noch einmal gebrauchen kann, so habe ich diese Gegenden im Weltkriege persönlich genauestens an Ort und Stelle kennen gelernt, wobei mir jene intensiven Kartenstudien, deren ich mich heute noch bestens erinnere, gute Dienste geleistet haben.

Ein Raum für Feuerungsvorräte fehlte ebenfalls. Wir brauchten auch keinen. Im Winter besorgten „reihum“ die Familien, aus denen Kinder die Schule besuchten, die Anlieferung des nötigen Brennstoffs und das Anheizen des Ofens. Unterhalten wurde das Feuer dann von uns Jungen nach Anordnung des Schulvikars.

Bei uns zu Hause wurde öfter schmunzelnd erzählt, daß die Schule vordem viel kleiner gewesen sei. Eines Tages sei man übereingekommen, das Schulgebäude zu vergrößern und habe das auch wirklich während der Ernteferien — ganz ohne obrigkeitliches Zutun! — bewerkstelligt. Man riß das Schulgebäude nach Ausbruch der genannten Ferien ganz einfach ab. Dann baute man es entsprechend größer wieder auf. Weil das in drei Ferienwochen nicht ganz gelang, wurde der Unterricht für ein paar Wochen in die Kapelle verlegt. Erst nachdem der Neubau vollendet und wieder bezogen worden war, drang die Kunde davon endlich zum Amtshauptmann nach Vechta.

Man denke: Eine Schulacht hatte ohne jede obrigkeitliche Genehmigung einfach das Schulgebäude niedergerissen und wieder aufgebaut! Eine Ungeheuerlichkeit bei der heute von oben her geübten Bevormundung in allen Dingen! Damals ging das gemüthlicher zu. Zwar erschien der Amtshauptmann eines Tages am Tatort und drückte sein Erstaunen über diese Eigenmächtigkeit deutlich aus, hörte aber schließlich die Darstellung des Schuljuraten, der die Schulacht zu vertreten und das Geschehene zu verteidigen hatte, schmunzelnd an. Diese berühmte Verteidigungsrede hatte immer wieder den Kehrreim: „Haben wir unsere Sache denn nicht gut gemacht? — Hätte die hohe Obrigkeit es denn besser und schneller machen können?“

So blieb dem Amtshauptmann nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und zuzugeben, daß der Neu- und Vergrößerungsbau in allen Teilen gelungen sei. Anschließend bemerkte er dann noch, daß die führenden Männer meines Geburtsortes ein sehr selbständiges und selbstbewußtes Geschlecht seien. Und damit hatte er recht.

Deswegen sei auch der Name dieses vernünftigen Beamten hier gesetzt: Es war der Amtshauptmann von Fumetti. Derselbe, der sich später als Präsident des Fürstentums Lübeck dadurch einen Namen machte, daß er

vor den wieder einmal auf dem Kriegspfade befindlichen „Preußen“ die Schlagbäume des von ihm regierten Landes schließen ließ. Weil Oldenburg sich eben nicht im Kriege befand, wollte er gegen den Durchzug „fremder Kriegsvölker“ protestieren. Genützt hat ihm das freilich nichts. Die Preußen brachen die Schlagbäume gewaltsam auf und marschierten doch durch das neutrale Fürstentum Lübeck. Dem Rechte war aber Genüge getan, und Preußen hatte sich wieder einmal ins Unrecht gesetzt.

Nach dieser Abweichung auf das Gebiet der Geschichte muß ich schleunigst zu meinem eigentlichen Thema zurückkehren. Es bleibt nicht viel mehr zu erzählen übrig. Nach der oben geschehenen ehrenvollen Erwähnung des Schulvikars wäre nur noch der „Nebenlehrer“ zu gedenken. Eigentliche Nebenlehrer waren sie allerdings nicht. Unsere Schule war ja einklassig.

Als einer unserer Schulvikare kränklich wurde, zog er (bevor er im Schuldienste starb) auf eigene Kosten zu seiner Vertretung und Entlastung junge Lehrer heran, die eben das Seminar in Vechta verlassen hatten und nicht sofort Anstellung im Staatsdienste finden konnten. So erlebten wir nacheinander fünf frischgebackene „Nebenlehrer“.

Diese mußten sich neben dem Schulvikar im gleichen Raume mit den beiden unteren Klassen befassen. Nur wenn eine der drei Klassen Religion hatte, überließ der Kaplan dem Hilfslehrer das Feld und zog mit der betreffenden Klasse in die nahe Kapelle. Von den vier „Nebenlehrern“ konnte einer keine rechte Disziplin aufrecht erhalten, denn wir Schlingel hatten nur vor dem Vikar den gehörigen Respekt. Die andern vier wußten sich allerdings durchaus den nötigen Respekt zu verschaffen.

KINDERVERSE

VON HAJO OSTERHOLT

*Maone, Maone witt,
dei up dat Küssen sitt —
wanneier büst du kaomen?
Segg mi doch ein Woort!
Geihst du nu up Faohrt,
un reist wi tusaomen?*

*Maone, Maone witt,
dröff ik mit di mit?
Kann vannacht nicht slaopen.
Sünd dei Steerns all dor,
köönt wi uk woll gaor
ein lütck Steernken draopen?*

*Maone, Maone witt,
kiek, ein Steernken schmitt
luter Gold herunner!
Wi brüngt üm dat weer,
Gold und noch vâl mehr,
un seiht dusent Wunner!*

*Nu kiekt es an min Kleedken,
wo moje, mi dat lett!
Un in dat ganze Kespel
kien anner Wicht dat hett.*

*Vandaoge is noch Fridag,
vandaoge heff ik wiet
dei Schötten noch dor öwer:
Ik rengel un ik riet.*

*Man Sönndag, dei is holde,
dei Klokken lüüet dann.
Sei trekkt mi dann all morgens
dei Schötten nich mehr an.*

*Dei Lüüe in dat Kespel,
so vâl, as dat man geiht,
seiht bloß dann noch min Kleedken,
wo moje mi dat steiht.*

Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen

Eindrücke und Gedanken um einen neuen Pfarrhof

VON ALWIN SCHOMAKER-LANGENTEILEN

*„Alles Bleibende ist von Individualisten gemacht,
Politik und Verwaltung stauben nur dauernd davon ab!“*

Worte eines modernen Industriellen

Noch während des vorigen Jahrhunderts glichen die meisten Pfarrhäuser in den Dörfern des Oldenburger Münsterlandes äußerlich ganz ihrer bäuerlichen Umgebung. Sie blieben gemäß dem Sinne des Wortes im Rahmen. Manche waren sogar echte Bauernhöfe mit entsprechender Lage und entsprechendem Grundbesitz. Die landwirtschaftliche Ausstattung diente, wie bei manchen Schulhäusern, der Sicherung des Lebensunterhaltes für den Geistlichen. So lebten manche Pfarrherren, die ohnehin oft bäuerlicher Abstammung waren, auf echten Pfarrhöfen. Das wurde ganz in Ordnung befunden, weil es den damaligen Lebensverhältnissen allgemein entsprach.

Um 1900 fingen die neueren Pfarrhäuser, die an Stelle von abgebrochenen oder in jungen Kirchengemeinden neu errichtet wurden, überall an, mehr oder weniger deutlich aus dem dörflichen Rahmen zu fallen. Ein ähnlicher Stilbruch begann auf den Bauernhöfen. Seitdem beherrschen kurzlebige Tagesmoden oder bloß eigenwillige Experimente ohne gestalterischen Instinkt das bauliche Bild. Aus alten Pfarrhöfen wurden einfache Pfarrhäuser und „Pastorenwohnungen“ ohne besondere Merkmale ihrer religiös-kulturellen Funktion. Was man jeweils für „modernen“ Stil hielt oder wenigstens ausgab, entpuppte sich später vielfach als abgestandene modische Torheit.

Vorausgegangen war im 19. Jahrhundert jene romantische Epoche, die sich beim Kirchenbau neuromanischer, neugotischer und neubarocker Formen bediente. Diese Epoche erschöpfte sich nach der letzten Jahrhundertwende, geriet vor wenigen Jahrzehnten in Mißkredit und wurde nach und nach durch die Formen unserer Zeit abgelöst. Immerhin dämmert heute die Erkenntnis, daß die Kirchenbauten der romantischen Epoche keineswegs bloß epigonale Abklatsch darstellen, sondern in der Wiedergeburt historischer Stilelemente durchaus individuelle schöpferische Leistungen verkörpern (z. B. in Lohne, Damme, Essen, Bethen, Strücklingen u. a.). Ähnliches war während der Renaissance in bezug auf antike bzw. hellenistische Stilelemente der Fall.

Solch eigenständige schöpferische Wiedergeburt historischer Stilformen, wie sie der heimische Kirchenbau im vorigen Jahrhundert erlebte, war dem neueren Pfarrhausbau in jeder Weise versagt. Es gab keine Voraussetzungen, weil man im altüberlieferten Fachwerk keine naheliegenden Parallelen erkannte und keinen erneuernden Ehrgeiz dahin entwickelte. Freilich



Frühling im Cappelner Pfarrgarten

(Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen)

übte man im Oldenburger Münsterlande bei den wechselnden Architekturmoden der Zeit formale Zurückhaltung im Pfarrhausbau, befließigte sich nobler Schlichtheit und ging würdelosen modischen Extremen aus dem Wege. Aber die Bauten blieben nichtssagend. Nirgends gelangen überzeugende Lösungen. Umso eindrucksvoller erscheint nun das neue Pfarrhaus in Cappel, dessen Umbau seit einigen Jahren viele Heimatfreunde als bemerkenswertes Beispiel individueller schöpferischer Neugestaltung im überkommenen Fachwerkstil erfreut.

Man wußte, daß in Cappel ein alter Pfarrhof dank günstiger Umstände die wechsellvollen Zeitläufe überstanden hatte. Es war ein urbäuerliches Haus mit Kammerfach und ökonomischem Teil. Mit seinen Nebengebäuden lag es natürlich eingebettet in einen wunderschönen, altmodischen und dörflichen Pfarrgarten. Selbst der große Eichenbusch fehlte nicht. Das Haus trug die Jahreszahl 1711 und hatte schon Vorgänger gehabt; denn Cappel sieht als Pfarrgemeinde auf eine lange Geschichte zurück. Die Gesamtanlage besaß zauberhaften Reiz für alle, die gewachsene Bilder lieben . . .

Undenkbar also, es einfach abzureißen und durch einen neumodischen Nachfolger zu ersetzen. Schon die engere Umgebung legte Verpflichtungen auf. Aber das alte Haus war zeitgemäßen Wohnansprüchen nicht mehr gewachsen und überholungsbedürftig. Pfarrer Hülsmann und sein Kirchenvorstand stellten Überlegungen an, wie dem Übel abzuhelfen sei. Sie waren gut be-

raten, als sie den Architekten Hermann Büld, Damme, heranzogen, der im Münsterlande mit einschlägigen Lösungen hervorgetreten war. Die Büld'schen Entwürfe fanden allgemeine Zustimmung und erhielten allseitige Unterstützung. Man entschied sich für einen gründlichen, aber traditionsgebundenen Umbau. Auch der Verfasser konnte eigene Gedanken und Vorstellungen in die Planungen einbringen, wie er später fortwährenden Kontakt zur Ausführung haben durfte. In der zweiten Jahreshälfte von 1959 reiften die Pläne aus. Der Umbau begann unverzüglich, schritt 1960 gut voran und wurde gegen Ostern 1961 offiziell eingeweiht.

Zimmermeister Otto Lübbehüsen aus Cappeln mit seinen Gesellen und der unlängst allzu früh verstorbene Schnitzer Heinrich Starmann aus Neuenkirchen fanden sich in solider und sachkundiger Handwerksarbeit zusammen. Heinrich Brinkhus aus Bakum schuf die Reitbedachung und Maurermeister Paul Middendorf, Cappeln, übernahm alles Mauerwerk, speziell die Ausmauerung des Fachwerks. Fast alle gingen zunächst mit Zurückhaltung an die ungewohnte Aufgabe, um sich ihr dann mit Begeisterung zu widmen. Hier konnte nämlich jeder rechte Meisterschaft bewähren.

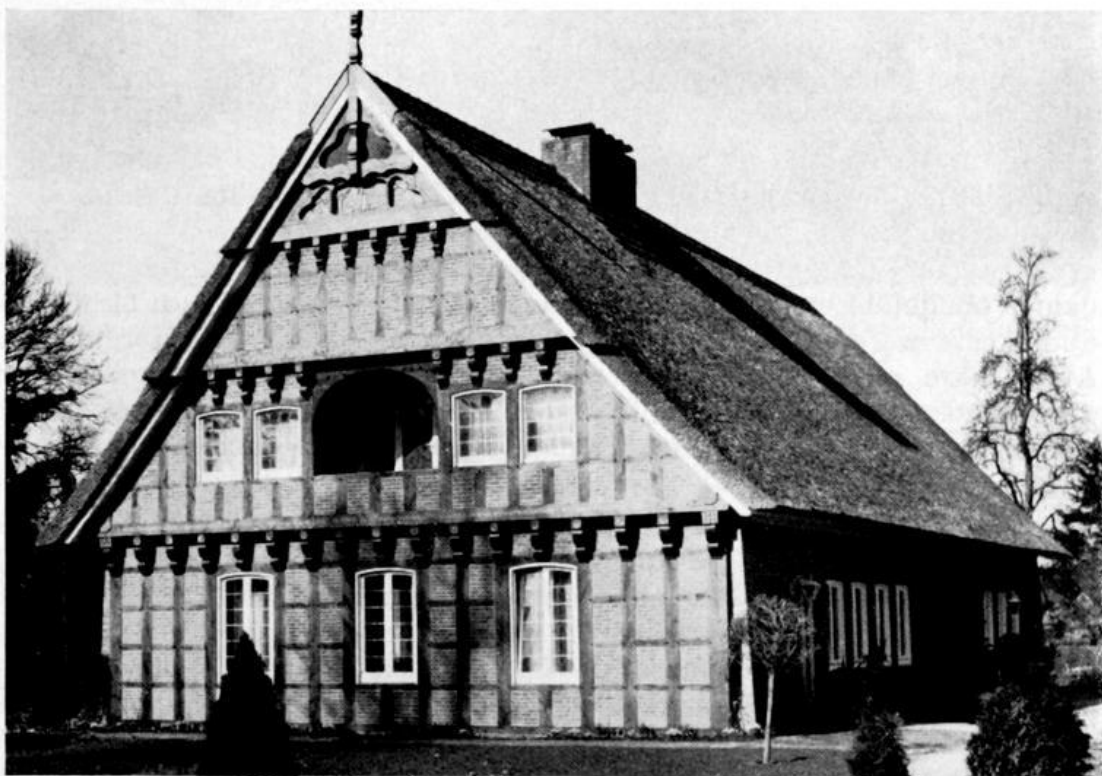
An die Stelle des 250jährigen Gebäudes, das einer langen Reihe von Pfarrherren Unterkunft und Heimat bot, trat ein neues; wiederum als ehrwürdiger Pfarrhof, der an dieser Stelle mit der angestammten Umgebung, dem schönen Garten und dem mächtigen Eichenbusch, die säkulare Harmonie von früher nahtlos fortsetzt. Seit je geht von unseren Pfarrhäusern eine kulturelle Ausstrahlung in die dörfliche Nachbarschaft. Für Cappeln gilt das besonders. Mehrere Pastöre haben nacheinander pflegliche Hand an die Umgebung ihres Sitzes gelegt. Die feuchte Fruchtbarkeit des Bodens kam diesem Bemühen entgegen. Es entstand ein vorbildliches Beispiel ländlicher Wohn- und Gartenkultur. Zu allen Zeiten des Jahres bietet sich ein abwechslungsreiches Bild, dessen Stimmung erhöht wird, wenn mittags oder abends das Geläut der Kirchenglocken alles in die Fluten heller und dunkler, fröhlicher und herber Töne hüllt. Die Sträucher und Bäume wechseln unablässig ihr Kleid vom Frühling über Sommer und Herbst in den Winter. Der bunte Glanz von Schneeglöckchen, Krokus, Narzissen, Kaiserkronen und Stiefmütterchen, von Forsythien, Azaleen, Alpenrosen, Flieder und Schneeballen, von Rittersporn, Rosen, Lilien und Jasmin, von Gladiolen, Dahlien und Asten, sowie die immergrüne Ruhe von Sträuchern und Bäumen sind kaum zu übertreffen.

Solche Pfarrgärten und Pfarrhöfe lassen sich ebensowenig aus dem Boden stampfen wie alte Bauernhöfe. Sie reden vom aufbauenden Leben der Zeit und im Blühen und Welken von der leisen Melancholie der Vergänglichkeit. Gärten haben wie alte Bäume und alte Häuser etwas Ehrwürdiges. Sie brauchen Zeit, weil sie wachsen müssen; Kultur, die gedeihen soll, muß wachsen im kontinuierlichen, schöpferischen Wandel. Deshalb paßt der neue Pfarrhof so gut in die formgewordene Umgebung. Jedenfalls erfuhr das Kirchdorf Cappeln mit diesem Umbau im zeitlosen Stil eine entscheidende und nachhaltige Bereicherung; zumal nachher bis in die jüngste Zeit eine fast überforzierte moderne Durchforstung des Ortskernes mit Straßenbegradigungen, Parkplätzen und neuen Geschäftshäusern in nächster Nähe des Kirchen- und Pfarrbezirks stattgefunden hat. Da das malerische Cap-

peln mit uralten Bäumen, verwildertem Teich und romantischem Kirchhofseingang viel von seiner überlieferten Eigenfarbe verlor, wirkt der Bereich des Pfarrhofes nunmehr umso kraftvoller als lebendige Oase echter Bodenständigkeit.

Am stimmungsvollsten ist die Szenerie im Vorfrühling an jenen kühlen und sonnenhellen Tagen, wo die Luft nach Erde und Wachstum duftet und aufblitzendes blankes Licht durch die feuchtglitzernde Spannung der erwachenden Natur knistert. Dann überzieht ein wilder Flor weißer Schneeglöckchen die Rasenflächen, sowie den Untergrund von Sträuchern und Bäumen rings um den neuen Pfarrhof. Dann stehen zu Füßen der monumentalen Fachwerkgiebel gelbe und blaue Krokus, niedlich und unbekümmert unter der gestandenen Wucht des Holzgefüges Fliehende Schatten weißer Wolkenballen am durchsichtig blauen Himmel zaubern seltsames Leben über den gesamten Bau, besonders über den silbergrauen Riesenteppich des Reitdaches. Das Filigran kahler Äste steigert die verwirrende Lebendigkeit. Man glaubt, das flirrende Licht im fahlgrünen Gezweig und im violetten Schleier schwellender Knospen mit der Hand greifen zu können. Auch die grünlackierten Blätter kostbarer Rhododendrensträucher schimmern im silbernen Licht. Wer noch die blaue Abenddämmerung solch begnadeter Tage rings um den Cappelner Kirchen- und Pfarrbezirk erlebt, wird von hoffnungsvoller Tröstlichkeit berührt, die unvergeßlich ist...

Der Cappelner Pfarrhof wandelte also von innen her sein Gesicht und wuchs organisch aus dem alten Kern in die neue Schale. Diese Verwandlung lief in Hinblick auf die zeitgemäße Einrichtung des Innern praktisch



Der neue Pfarrhof von Cappel

(Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen)

auf einen Neubau hinaus. Dennoch erfolgte das anspruchsvolle Unternehmen unter möglicher Schonung des alten Pfarrgartens, und die bauliche Anpassung geschah mit äußerster Sorgfalt und Liebe aller Beteiligten. Sie vollzog sich ohne spektakuläres Aufsehen vor der Pfarrgemeinde, die den Plan im allgemeinen guthieß. Wer, wie der Verfasser, die bauliche Ausführung mit kritischen Bedenken und hinweisenden Vorschlägen unterstützen durfte, gewann Zugang zu den vielen Überlegungen technischer und gestalterischer Art, die den Verantwortlichen aufgegeben waren. Er gewann daraus auch jene innere Verbundenheit, die ein lebendiges Dauerverhältnis zu dem nun schon längst vollendeten Meisterwerk sichert.

Fachwerk als charakteristisches Stilelement wurde ausschließlich bei den Giebelfronten verwendet. Auf seine Form übte der Geist des Quatmannshofes und die Nähe des Museumsdorfes sichtbaren Einfluß aus. Die Wahl, ob der Vorder- oder Hintergiebel in der Gesamtwirkung den Vorzug verdient, fällt schwer. Alles Holz ist materialecht und handwerklich sachgerecht bearbeitet. Es wirkt kraftvoll und festlich, aber niemals pomphaft oder überladen. Die Maßverhältnisse stimmen von unten bis oben. Auch die Durchgestaltung mit Inschriften und Emblemen bezeugt meisterhafte Handwerksarbeit. Auf Einzelheiten einzugehen wäre reizvoll, muß jedoch einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben.

An den Längsseiten wurde auf Fachwerk verzichtet. Hier bilden braunrote Ziegel in handgestrichener Struktur des Mauerwerks, in das die Fensterreihe glücklich eingefügt ist. Die nördliche Längsseite nahm ungefähr in ihrer Mitte den Haupteingang auf, der früher im Vorgiebel lag und aus Gründen besserer Grundrißeinteilung verlegt werden mußte. Er öffnet sich hinter einem rundbogigen massiven Balkengefüge nach Art alter Haustore. Eine edelgeformte Haustür leitet den Gast ins Innere.

Dort wartet zunächst die geräumige Eingangshalle, wo die Pfarrbibliothek vorerst untergebracht wurde. Geräumig und mit weißen Fachwerkwänden erschließt sie die gesamte Raumordnung im Unter- und Obergeschoß. Das deftig noble Sitzungszimmer mit anheimelndem Kamin erweist sich als stilreicher Raum. Alle weiteren Zimmer zeigen freundliche Aufgeräumtheit nach dem Wohngefühl unserer Tage. Sie kommen dem Bedürfnis nach Licht, Luft und Sonne weitgehend entgegen, ohne dadurch etwas von ihrer intimen Atmosphäre einzubüßen. Die traditionelle Holzbauweise dringt überall durch in Gestalt von Deckenbalken, Fachwerk, Täfelung und Türen. So ist das Innere zwar großzügig und würdig, jedoch gänzlich ohne falsche Repräsentation.

In Cappeln erstand also wieder ein echter Pfarrhof. Er vermittelt Geborgenheit und Ruhe und strahlt drinnen das gleiche fromme Lebensbehagen aus, das die Gesamtanlage draußen ebenso zwingend beherrscht. Pfarrhäuser brauchen eine solche Atmosphäre. Sie müssen mehr sein als bloße Pastorenwohnungen. Über ihre religiösen Bezüge hinaus stellen sie in unserer Heimat nach wie vor Schwerpunkte dar. Das Leben der Pfarrkinder geht an allen wichtigen Wegstationen durch ihre Türen, wenn auch vielleicht nicht mehr ganz so umfassend und selbstverständlich wie früher. Wohl dem, den dieses Pfarrhaus als Besucher oder Gast willkommen heißt!

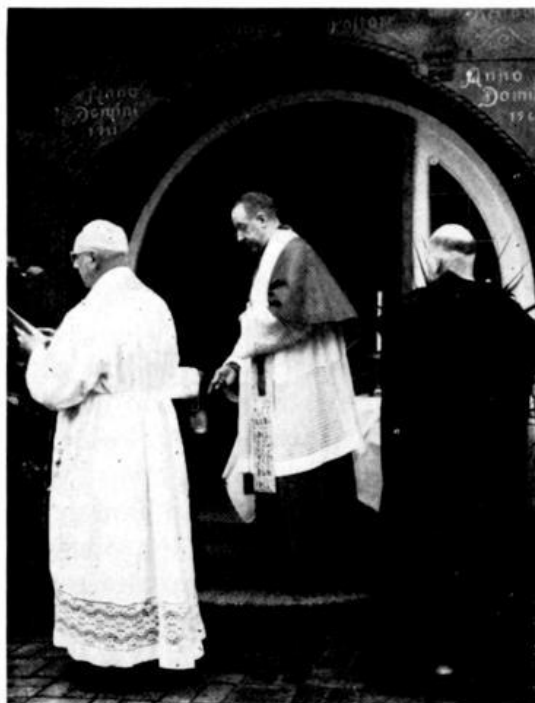


Sitzungszimmer im Cappelner Pfarrhof (Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen)

Man sollte den Bau moderner Pfarrhäuser in unserer Heimat wohl nicht aus Froschperspektiven und schon gar nicht mit Maßstäben falscher Sozialvorstellungen beurteilen. Hier in Cappel war das Unternehmen keine romantische Spielerei ohne geistige Verantwortung vor der Gegenwart. Hier waren weder Reaktion und Restauration in Richtung Blut und Boden am Werke, noch wollte man das Bewußtsein der globalen materiellen und geistigen Gefährdung unserer Welt, die ja auch tief in religiöse Bezirke reicht, durch gefällige Bautradition einfach überdecken. Hier wurde vielmehr mit Erfolg versucht und überzeugend bewiesen, daß es in unserer Zeit gestalterische Kräfte gibt, die noch mehr auszusagen wissen als den Verlust der Mitte und der Maßstäbe, wie es in weiten Bezirken der modernen Kunstbetätigung sonst der Fall zu sein scheint.

Aber sollte man an die bauliche Gestalt und gemeindliche Funktion unserer Pfarrhäuser überhaupt so tiefgehende Gedanken knüpfen? Der Verfasser meint: Ja! Denn er empfindet solche Überlegungen als unerlässlich und steht mit seiner Meinung keineswegs allein. In Cappeln ging es neben modernen funktionsgebundenen Bauzielen programmatisch um die Möglichkeit einer echten zeitgemäßen Weitergabe bewährter und charakteristischer Bauformen, die nicht zuletzt vom Material her zeitlos sind. Eben das wird die Zukunft lehren und positiv würdigen, dessen sind sich alle einig, die das Werk in die Wege leiteten. Das wird ihnen auch niemand wegdiskutieren oder gar hinweglächeln. Glauben wir doch, daß in Cappeln ein Weg gezeigt wird, der Möglichkeiten bietet und zu Hoffnungen berechtigt. Darum glauben wir auch, daß man vor der Nachwelt mindestens so gut bestehen wird — wenn nicht besser! — als manche gegenwärtigen Beispiele angeblich fortschrittlicher Bauten, die der verdutzten Öffentlichkeit mit Pauken und Trompeten vorgeführt werden.

Im übrigen gibt es viele gescheite Heimatfreunde im Oldenburger Münsterlande und weit darüber hinaus, die gleicher Meinung sind und ihre ehrliche Freude am Cappelner Pfarrhof bekunden. Wer wollte ihnen diese Freude überheblich vergällen? Augenscheinlich nur Vertreter, die sich zu wenig Mühe um diese Dinge geben, und deswegen zu rasch mit einem negativen Pauschalurteil zur Hand sind. Freilich gibt es Auffassungen, die generell eine schöpferische, konservative Gesinnung aus eigener Kraft ableugnen. Solche Auffassungen sind heute sehr bequem und erfordern keinen Mut. Ihnen passen bauliche Lösungen wie der Cappelner Pfarrhof weder ins Weltbild, noch in die materielle Konzeption. Aber man kann gegen freie Ge-



Einweihung durch Offizial Grafenhorst



*Untergeschoß im Vordergiebel
(Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen)*

danken und den schöpferischen Geist immer nur für kurze Zeit verwaltungsmäßige, juristische und diffamierende Gewalt einsetzen.

Heimatliebe gewinnt mehr denn je den Charakter der Konfession; einerseits gilt sie für altmodisch, andererseits ist heute mit freiwilliger Heimatlosigkeit häufiger als früher totale Glaubenslosigkeit verbunden. Konfession heißt Bekenntnis, und Bekenntnis fordert meistens Mut. Hier in Capeln wurde vom Architekten Büld die gleiche Grundsatzfrage der Toleranz und des freien Schaffens gestellt wie in Molbergen beim Jugendheim und in Rüschenhof bei der Kophankeschen Kapelle. Diese Grundsatzfrage wurde positiv — so meinen wir — beantwortet. In unserer antitraditionalen Welt gehört wahrlich Mut dazu, diese Frage zu stellen und Antwort darzubieten; denn sie ist dem Zeitgeist zu wenig konform. Die Konformen aber werden immer und überall höher honoriert.

Sitte und Brauch im Wechsel des Jahres

Grüß Gott, du schöner Maie! Da bist du wiederum hier!

VON FRANZ KRAMER

*Dieser Monat ist ein Kuß,
Den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut,
Künftig eine Mutter werde.*

(Logau, 1645)

Der Monat Mai

Der Mai ist der fünfte Monat unseres bürgerlichen Kalenders; im römischen war er der dritte, benannt nach Jupiter Maius. Durch die Kalenderreform, die Papst Gregor XIII. im Oktober des Jahres 1582 durchführte, wurden die Daten um 11 bis 12 Tage verschoben; auf den 4. Oktober 1582 folgte der 15. Oktober. So kam es, daß auch der 1. Mai auf den 12. oder 13. fiel. In vielen Gegenden, vor allem im Norden, behielten die Bewohner ihr Brauchtum bei und feierten weiterhin den alten, den „Ollen Mai“ am 13. d. Mts. In unserer Heimat hat sich die Erinnerung an den Ollen Mai besonders in der Friesischen Wehde, im Jeverland und in Ostfriesland erhalten; die Ostfriesen feiern alljährlich an diesem Tage ein Volksfest.

Karl der Große gab den Monaten deutsche Namen; so erhielt der fünfte Monat den Namen winnemonat (winne = Wiese, Weide). Daraus entwickelte sich durch falsche Umformungen der poetische Name Wonne-
monat.

Der Mai ist als Frühlingsmonat, als Monat des Sieges über den Winter reich an Brauchtum und Sitte; sie haben frohe Farben, versinnbildeten die neu entfesselte Wachstumskraft und sollen Lebenssäfte und Lebenskräfte stärken. Der Wachstums- und Fruchtbarkeitsgedanke kommt in alten Bräuchen zum Ausdruck durch den Schlag mit der Lebensrute*), dem Be-

*) Lebensrute ist nach Mannhardt der grünende Zweig oder das sprossende Reis als Sinnbild des Wachstums, der Kraft und Gesundheit, des Segens und Glücks für die Zukunft.



gießen der Mädchen mit Maiwasser und durch das Maienbad. In der christlichen Welt wird um Gottes Segen für die Saat gefleht durch die Flurumgänge, Maiumritte, die Hagelfeiern (im Raume Lindern-Lastrup) und die Bittprozessionen am Markustag oder vor Christi Himmelfahrt.

Zapp-zapp-Piepen

Wenn der Saft in den Weiden- und Vogelbeerbäumen aufwärtsstieg, war für uns die Zeit, Zapp-zapp-Piepen herzustellen. Was uns dazu trieb, war sicher die Lust und Freude an der freien Natur nach den langen Wintertagen; aber auch die Tatsache, daß sich die Rinde in den ersten Maiwochen am besten vom Stamme löst. Je nach Beschaffenheit der Triebe — sie mußten astrein sein — wurden längere oder kürzere Pfeifen geschnitzt. Nach den Einkerbungen für das Flötenloch und dem Rundschnitt um den Stamm — Länge der Flöte — setzten wir uns bedächtig an den Rain, befeuchteten den Trieb mit Speichel, legten ihn aufs Knie, schlugen gleichmäßig mit dem Messerrücken auf die Flöte und sangen unser gleichförmiges, vierzeiliges Lied:

*Zapp, Zapp, Piepen,
Wannher wullt du riepen?*

*Maidag, Maidag,
Wenn alle Vögel Eier leggt!*

Strackerjan-Willoh berichtet von mehr als 20 Bastlösereimen aus dem Oldenburger Lande, so aus Altenoythe:

*Zip, Zap, Sunnerlot,
Waoter lop der unner ut.
Mai, Mai, leggt alle Vögel 'n Ei;
Leggt sei kien Ei,*

*Dann leggt sei lose Döppe
Un schmietet dei Wiever
Dormit an de Köppe.*

Einzelne Zeilen der Kinderreime erinnern noch daran, daß in ihnen Reste von Beschwörungsformeln aus uralten Zeiten stecken, so z. B. aus Vechta:

*Dann kummt de blinne Hesse,
Schnitt alle Kinner dei Köppe af,
Schmitt sei in dei Pütte,*

*Haose, Haose, Jütte,
Wenn du noch nich aowe büst,
Will ik noch twintig tellen.*

Die Walpurgisnacht

Noch einmal flammt der Kampf zwischen Winter und Sommer in der Walpurgisnacht vom 30. April zum 1. Mai auf: ein stürmischer Auftakt, die Geister- und Gespensternacht, die Rauhnacht (wilde Nacht). Sie geht vielleicht zurück auf ein heidnisches Frühlingsfest, das heiterer Natur war und bei dem auf hohen Bergen den Göttern, wahrscheinlich Donar, Opfer dargebracht wurden (Fehrle) oder auf die Feier des Hochzeitstages der Frau Holle (Schmidt). Aus den Zügen zu den Opferstätten wurde im Laufe der Zeiten wildes Treiben teuflischer, schadenbringender Wesen, die auf Besen und Stöcken, Gabeln und Böcken ritten und sich auf den Bocksbergen versammelten, um Mensch und Natur noch einmal zu schaden.

*Die Hexen zu dem Brocken zieh'n,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün!*

*Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf.*

Goethe, Faust I, Hexen im Chor

Mit zunehmendem Hexenglauben, der auch in unserm Raum eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat, wurde aus dieser Nacht ein Kampf gegen alles Böse, ein Kampf gegen die Hexen.

Walpurgisnacht ist sie erst in christlicher Zeit genannt worden nach der hl. Walpurg oder Walburg, der „Bergerin der Gefallenen“. Sie wurde um 710 im Angelsächsischen geboren und starb am 25. 2. 779 als Äbtissin des Klosters Heidenheim (Diözese Eichstätt); ihr Grab befindet sich in Eichstätt. Ihr Fest wird in einigen Bistümern am 1. Mai, dem Tage der Heiligsprechung, gefeiert. Die Attribute der Heiligen sind neben einem Ölfläschchen drei Ähren, die sie als Schützerin der Feldfrucht trägt.

Der Mensch hat sich zu allen Zeiten und in allen Ländern der Macht der Hexen, des Bösen, durch Schutz- und Abwehrzauber zu erwehren gesucht; Lärm und Feuer waren die Mittel. Durch Glockenläuten, Pfeifen und Hornsignale, Peitschenknallen und Schießen und Lärm sollten Dämonen vertrieben werden. Die Schutzfeuer alter Zeiten, deren Leuchten die Macht brechen sollte, sind heute zu Freudenfeuern geworden. Auch durch christliche Symbole (Aufmalen von Kreuzen, Anfangsbuchstaben der Hl. Drei Könige) und durch Aufstecken von Maibüschen wird der Einfluß des Bösen zunichte gemacht (Pessler). Johann Wolfgang v. Goethe hat die Walpurgisnacht auf dem Brocken in seiner Tragödie erster Teil „Faust“ unvergessen gemacht.

Der Maibaum

Zu allen Zeiten haben in deutschen Landen Junge und Alte den Maimonat jubelnd begrüßt. Mit Spiel und Tanz feierten sie auf grünen Wiesen oder in Wäldern ihre Maifeste. Was grünt und blüht, was sich regt und bewegt wird zum Symbol in diesen Tagen. Duftende Kränze, frische Zweige, schlanke Maien werden in Hof und Haus geholt. Die Burschen stecken Maiensträucher den Mädchen an Tür und Fenster und setzen den Maibaum.

Schon aus dem griechisch-römischen Altertum ist überliefert, daß zu bestimmten Zeiten Häuser und Ställe mit Zweigen und Bäumchen zum Schutze gegen Krankheiten und böse Geister geschmückt wurden. Dieser Brauch ist in allen deutschen Landen und in fast ganz Europa verbreitet. Der Maibaum ist der lebendige Ausdruck der Freude über die sprudelnde Natur, Ausdruck der Verehrung und Ausdruck der Abwehr: Ehrung für die Liebste, für Männer und Frauen des öffentlichen Lebens; Abwehr gegen Hexen und böse Geister, Blitz- und Wetterschlag, Unglück und Unheil, „der Geist des Frühlings oder des Sommers, die personifizierte schöne Jahreszeit, als Dämon der Vegetation in Baumgestalt“ (Mannhardt I, S. 181). Daß die Birke (Maie) diese Kraft darstellt und nicht die Eiche, ist natürlich; sie entfaltet als erster Baum ihr volles würziges Laub.

Auch die Gemeinschaft pflanzt ihren Maibaum inmitten des Dorfes, auf dem Dorfplatz oder dem Marktplatz. Das älteste Zeugnis dieses Brauchtums stammt aus dem Jahre 1225 aus Aachen. Dieser Baum, eine Maie oder Tanne, wird oft mit Kränzen und Bändern, mit Eierschalen und mit den Zeichen der einzelnen Stände geschmückt.

Der Brauch, einen entasteten und entrindeten Tannenbaum mit dem Wipfelschmuck, den „Maibäumchen“, dem Fähnchen oder dem Hahn aufzustellen, wird mit dem altgermanischen Stangenkult, der Brauch der Entrindung mit der Vertilgung der dämonischen Mächte des Ungeziefers unter der Rinde in Verbindung gebracht (Pessler).

Maikönigin, Maibraut, Mailehen

Ich weise noch auf zwei Bräuche hin, die m. W. in unserer Heimat nicht geübt worden sind: die Wahl der Maibraut oder Maikönigin. Sie ist die Verkörperung des Sommers, das Sinnbild des Glücks. Meist steht ihr ein Maikönig oder Maigraf zur Seite.

In Westdeutschland, vor allem am Nieder- und Mittelrhein, an der Ahr, in der Eifel und in Hessen ist noch ein Brauch, an den einzelnen Orten nach eigenen Gesetzen durchgeführt, lebendig: das Mailehen, eine von den Burschen des Dorfes ausgehende Versteigerung oder Verlosung der Mädchen unter der Dorflinde, beim brennenden Maifeuer oder im Saal. Das erwählte Mädchen ist bei den folgenden Dorffesten die Königin.

Viel Brauchtum im Mai ist mit der Zeit auf das Pfingstfest übergegangen; davon soll im nächsten Jahr die Rede sein.

Lostage, Wettersprüche

Das Wetter im Mai ist für den Ausfall der Ernte von großer Bedeutung; Nachtfröste können großen Schaden anrichten, Trockenheit das Wachstum hindern — daher als bekanntester Bauernspruch „Mai kühl und naß, füllt dem Bauer Scheun und Faß“ und als wichtigste Lostage die Eisheiligen: Pankratius, 12. 5.; Mamertus, 13. 5.; Bonifatius, 14. 5.; und die böse Sophie am 15. 5. Aus dem Jahre 1435 stammt folgender Spruch:

*Pankratie und denn noch wol drie
Und die Jungfrowe Sophie,
Darnach let der Summer an.*

Diesen Lostagen liegt die Beobachtung zugrunde, daß in unserer Zone um Mitte Mai die Wetterlage oft eine Abkühlung bringt, so daß in den Nächten die Temperaturen unter den Gefrierpunkt sinken. Die Eisheiligen fallen in die Zeit des Ollen Mai, daher die Sprüche:

„Vietsbohnen müssen ein oder zwei Tage vor dem ollen Mai gelegt werden“ oder „Solang dei Uzen vor ollen Maidaoge ropet, so lange möt sei nao Maidag swigen“ oder „Wer sin Schaop scheert vör Servaz, hett dei Wull leiwer al dat Schop“ oder „Wat vör Maidag wasset, dat mott mit isern Külen in dei Ern slaon wern!“ (Lauffer).

Erst mit dem St.-Urbanstag (25. Mai) bleibt das Wetter frei von Nachtfrösten.

Literatur:

1. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 10 Bände, Berlin und Leipzig 1927—1942, Bd. V
2. Handbuch der deutschen Volkskunde, herausgegeben von Wilhelm Pessler, 3 Bände, Potsdam o. J.
3. Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Auflage, Stuttgart 1955
4. Albers I. H. Feldpostille und Festchronik, Aufsätze und Vorträge über Ursprung, Entwicklung und Bedeutung aller Feste, Feier- und Heiligtage des Jahres nebst Erklärungen der damit verbundenen Sagen, Sitten und Gebräuche, 2. Auflage, Stuttgart 1907
5. Fehrle, Eugen, Feste und Volksbräuche im Jahreslauf europäischer Völker, Kassel 1955;
6. Hoops, Heinrich, Saffenart, Niedersächsische Volkssitten und Bräuche, Bremen 1922
7. Hümmler, Hans, Helden und Heilige, 12. Auflage, Siegburg 1948
8. Mannhardt, Wilhelm, Wald- und Feldkulte, 2. Auflage, 1. Band, Berlin 1904
9. Schmidt, Philipp, Volkskundliche Plaudereien, Bonn 1941
10. Strackerjan-Willoh, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg; 2. erweiterte Auflage, 2 Bände, Oldenburg 1909

Medizin

VON JOSEF ALFERS

Bernd war der Ohm, das ist der Onkel auf dem Hofe. Er trank gern einen Kognak, nur fehlte ihm meistens das Geld dazu. Er beschäftigte sich mit Hofarbeit und machte nebenbei in seiner Kunstkammer noch kleine Schreinerarbeiten.

Es war im Sommer, als Bernd in einem Sonntagsblatt las, daß bei einem Schlangenbiß das beste Mittel viel Kognak sei. Am anderen Tage waren sie mit Heuen beschäftigt, wobei auch Bernd half. Auf einmal rief er: „O, mich hat eine Schlange in den Fuß gebissen.“ Die anderen liefen schnell herbei und Bernd konnte noch soeben Kognak rufen, dann fiel er schwer in den Heuhaufen.

Die Magd lief zum Hofe zurück, um Leinenzeug, Knecht Gerd zum Wirt, um eine halbe Flasche Kognak zu holen. Dort traf er den alten Hausarzt der Familie, der sich erbot, gleich mitzufahren. Gerd stieg mit dem Doktor in den Wagen, und das Pferd trabte der Wiese zu.

Dort zeigte Bernd auf den Fuß. Der Doktor bemühte sich, die Bißstelle zu finden, wobei er zugleich die Kognakflasche in die Hand nahm. Bernd meinte, daß jetzt der große Augenblick für seine Stärkung gekommen sei. Enttäuscht mußte er zusehen, wie der Doktor von dem Kognak auf Bernds Fuß goß und zu reiben begann. Nebenbei trank er einen Schluck aus der Flasche und rieb weiter. Nachher sprach er eine zeitlang mit den anderen, während Bernd fast vor Ungeduld verging.

Der Doktor, der alte Schalk, holte dann aus seiner Tasche, die im zweiräderigen Wagen stand, ein Stück Pflaster, eine sogenannte spanische Fliege heraus. Die klebte er auf die bezeichnete Stelle und meinte dann zu Bernd: Er hätte Glück gehabt, daß der Doktor schnell zur Stelle gewesen sei. Im übrigen käme er jetzt mit einem Taler Unkosten davon.

Darauf ließ der Doktor den Bernd zwei Schluck Kognak trinken und sagte zur Magd: Sie solle bis 300 zählen, dann dürfe Bernd wieder einen Schluck Kognak trinken. Das müßten sie so lange fortsetzen, bis die Flasche leer sei. Wenn Bernd solange still im Heuhaufen liegen bleibe, bestünde keine Gefahr.

Mit einem vielsagenden Blick auf den Patienten empfahl sich der Doktor, wobei seine Nase spitzbübisch glänzte, bestieg den Wagen und fuhr davon. Inzwischen hatte die Magd ihre ersten 300 abgezählt und Bernd durfte einen Schluck tun. Schwitzend lag er im Heuhaufen, denn die Sonne brannte ihm heiß ins Gesicht. Als er den Schluck warmen Kognak trank, stieg eine fürchterliche Wut über den Doktor in ihm hoch. Er tobte innerlich über den alten „Rezeptshmierer“, den ihm nur der Teufel in den Weg geführt haben konnte.

Wieder mußte Bernd einen Schluck Kognak trinken, und fast eine Stunde im Heuhaufen in der prallen Sonne liegen. Was er sich als Genuß gedacht hatte, wurde ihm nun zum Übel. Außerdem begann am Fuß die spanische Fliege zu zwicken. Am liebsten hätte er sie abgerissen. Endlich war die Flasche leer und Bernd durfte den Weg nach Hause antreten. Er kochte heimlich vor Wut. Von Schlangen mochte er später nie so recht etwas wieder hören.

Großmutter's letzter Stoppelmarkt

VON HERMANN THOLE

Großmutter mit ihrem stillen, freundlichen Gesicht ging schon tagelang sinnend umher. Das war immer so, wenn Stoppelmarkt vor der Tür stand. Ihre kleinen Enkel stürmten dann oft zu ihr hinein: „Großmutter, Sonntag ist Stoppelmarkt!“

Dann streichelte sie den pausbackigen Buben das Haar und schaute in ihre leuchtenden Augen. Ihr wurde dabei weh ums Herz. —

Nachdenklich sitzt sie nun in ihrem Lehnstuhl am Fenster. Draußen scheint die Sonne. Es ist Erntezeit und das Feld liegt in Stoppeln.

Diese Zeit ist für Großmutter, solange ihr Mann lebte, eine Zeit seligen, seitdem ihr Mann auf dem Kirchhof neben der kleinen Kirche ruhte, eine Zeit wehmütigen Erinnerns. Ihre Gedanken wandern viele Jahre zurück. Da war sie jung. Ein prächtiger Sonntag war es, als sie einig geworden mit ihrem Heinrich, auf Stoppelmarkt. Nachher ging sie Jahr für Jahr, — im Jahr nach der Hochzeit hatte sie dazu sogar ihr Brautkleid angezogen —, mit ihrem Heinrich zum Stoppelmarkt. Die Kinder kamen und Großmutter wußte noch, wie ihr Sohn, bei dem sie jetzt lebt, als junges Bübchen das erste Mal an ihrer Hand zum Stoppelmarkt gewandert war.

Lange Jahre harter Arbeit folgten darauf. Tage voll Freude und Trauer wechselten ab. Ein düsterer Wintertag riß schließlich ihren Heinrich von ihrer Seite. Seither war sie nicht mehr zum Stoppelmarkt gegangen. Die Zeit heilte wohl den Schmerz, brachte aber nicht das Vergessen an jenen Stoppelmarktsonntag, als sie jung war, so jung . . .

Heute scheint es ihr, als ob der Sonntag von damals wieder besonders kräftig an ihr Herz pochte, und sie noch einmal den Stoppelmarkt wiedersehen müßte. Sie wehrt den Gedanken ab, aber der kommt immer wieder. Je stärker die Erinnerung wächst, desto schwächer wird ihr Widerstand.

Ein fröhliches Lied pfeifend schlendert ein junger Bursche vor ihrem Fenster vorbei. O Jugend, wie bist du schön!

Großmutter lächelt wehmütig und geht an den großen Eichenschrank. Dort hängt noch ihr Brautkleid. Ihre Hand streicht leise über die knisternde Seide, eine Träne fällt darauf. Heinrich wird mich verstehen, wenn ich noch einmal Stoppelmarkt wiedersehen möchte, sagt sie still vor sich hin, als sie den Schrank behutsam wieder schließt.

Die Sonnenlichter tanzen über die weißgescheuerten Dielen. Sie kosen Großmutter's weißes Haar. Draußen schwanken vollbeladene Garbenwagen vorbei. Erntezeit! Herbst wird es bald. Großmutter sitzt still mit gefalteten Händen. —

Der Sonntag ist da, ein Sonntag wie damals. Großmutter sagt niemandem von ihrer Absicht. Sie fühlt sich ja noch so rüstig; und das andere, das andere würde vielleicht auch ihr Sohn nicht verstehen, darum schweigt sie.

Seit zehn Jahren ist sie nicht mehr in Vechta gewesen. Vorsichtig windet sie sich durch den beängstigenden Verkehr an den Straßenkreuzungen. Sie denkt nicht an ein Auto, sie geht wie früher den alten Kreuzweg nach. Noch stehen die alten Stationsbilder, noch steht das hohe Kreuz mitten im Esch.

Tausende gehen lachend und scherzend an ihr vorbei dem Markte zu, wie damals. Nun ist auch sie auf dem Platze, setzt sich in ein Zelt am Hauptweg und nimmt eine Tasse Kaffee, aber rührt sie nicht an.

Großmutter schaut nur und schaut in das wogende Gedränge, in das bunte Leben und Treiben. Manches ist anders als früher. Doch sie fühlt, eines ist wie damals: der fröhliche Zauber des Stoppelmarktes, das Klingeln und Singen, das über dem Ganzen liegt, das keiner vergessen kann, der einmal auf Stoppelmarkt so glücklich war wie sie.

Schauend und sinnend sitzt Großmutter und läßt das bunte Leben an sich vorbeiströmen, ein, zwei Stunden lang. Dann geht sie den alten Kreuzweg wieder zurück. In ihr gibt es keinen Wunsch mehr. Früh ist sie wieder zu Haus.

In der folgenden Nacht träumt sie von ihrem Heinrich, von dem schönen Sonntag in längstvergangener Zeit. Nach einigen Wochen bleibt der Lehnstuhl am Fenster leer. Großmutter ist krank. Altersschwäche, sagt der Arzt. Großmutter weiß es anders, ihr Heinrich ruft sie. An einem stillen Herbstmorgen wird sie bald darauf an die Seite ihres Heinrich gebettet. Nun ist sie mit ihm wieder vereint.

Herbstbilder

VON ERIKA TAUBER

*Die Schwalben rüsten sich zur Reise,
voll Wehmut sehen wir sie ziehn,
und Bussard zieht nun seine Kreise —
Der Herbst singt seine Abschiedsweise;
und wir, wir singen sie mit ihm.*

*Noch blüht die Heide auf den Wegen,
noch wächst der Pilz im Kiefernforst.
im Garten reift der Ernte Segen.
Der Hase bangt nun um sein Leben,
und leer ist längst der Habichthorst.*

*Ein Kind bläst bunte Seifenblasen,
die vor mir wie ein Hauch verwehn,
ein gelbes Blatt fällt auf den Rasen —
Bald wird das Halali man blasen
und dann ganz still nach Hause gehn!*

Nicht jeder Tag

VON HELGA CLEVER

*Nicht jeder Tag bringt Fröhlichkeit,
nicht jede Stunde endet heiter.
Nicht jeder Plan wird Wirklichkeit,
nicht jedes gute Wort hilft weiter.*

*Nicht jeder Fleiß wird anerkannt,
nicht jeder Trost gibt neue Kratt.
Nicht jedes Glück bringt Seligkeit,
nicht jeder Vorsatz wird geschafft.*

*Bedenke, daß wir Menschen sind,
und alles nicht gelingen kann;
daß jedes Ziel, das er erstrebt,
wohl niemand ganz erreichen kann.*

*Nicht jeder Tag bringt Fröhlichkeit.
Du bist vom Schicksal reich belohnt,
wenn froher Mut, Zufriedenheit
und guter Wille in Dir wohnt.*

Wir sind Nachbarskinder

VON ERIKA TAUBER

Noch bevor sie auf die Welt kommen, wissen wir von ihrer Existenz, wissen, ob sie mit Freuden oder mit Sorgen erwartet werden. Ist „es“ dann da, machen wir unseren Antrittsbesuch. Zusammen mit den Verwandten dürfen wir das kleine Wesen betrachten. Später treten wir hin und wieder als Babysitter stellvertretend für die Mutter ein. Das Kleine wird gebracht, wenn die Mutter schnell mal weg muß zum Kaufmann, zu Behörden, zum Arzt.

Wir freuen uns über die Fortschritte der Nachbarskinder, sehen ihren ersten unsicheren Schritt und bangen mit den Eltern, wenn eins krank ist. Später werden wir dann liebevoll mit „Tante“ angesprochen.

Unsere eigenen Kinder spielen mit den Nachbarskindern im Sand, rollern mit ihnen den Weg entlang oder spielen einträchtig zusammen „Mutter und Kind“.

Wir Erwachsenen trocknen den Nachbarskindern die Tränen, wenn sie einmal hingefallen sind. Manchmal allerdings ärgern wir uns auch über sie, wenn sie zum Beispiel die Blumen in unserem Garten abreißen und die Hühnertür aufmachen, damit das liebe Federvieh die keimende Saat ratzekahl frißt. Es dauert eben immer eine Weile, bis Kinder die Ordnung der Erwachsenen begreifen lernen.

Wenn Kinder sich untereinander zanken, sollten wir Mütter einen klaren Kopf behalten, sollten soviel Höflichkeit bewahren, unsererseits nicht wie Kampfhähne aufeinander loszugehen. Kinder spielen schon am nächsten Tag wieder zusammen. Fragt man sie nach dem Streit, sagen sie: „Das war doch gestern!“ Und gestern, das liegt für sie weit zurück, ist heute bereits vergessen.

Ob Nachbarskinder gut in der Schule lernen, erfahren wir von unseren eigenen Kindern. Wir wissen, wann der Lehrer mit ihnen gezankt hat, ob sie vorlaut gewesen sind und wann sie eine Strafarbeit schreiben müssen. Das Gleiche wird die Nachbarin über unsere Kinder erfahren; denn auch Kinder sehen Splitter in den Augen anderer eher, als den Balken in den eigenen.

Nachbarskinder gehen oft zusammen zum Turnen, ins Kino und in den Tanzkursus und werden so allmählich erwachsen. Sie werden modebewußt, hören Schallplatten, deren Musik Oma und Opa nicht mehr verstehen. Wenn wir Alten vielleicht sagen: „Spiel doch mal eine Polka oder einen Walzer, damals, als wir jung waren . . .!“ dann schütteln die Jungen den Kopf: „So etwas haben wir nicht, aber hier hab ich eine duftende Platte!“ Und Oma und Opa hören verwundert den Song von der Haifischbar. Ach, wie sollen sie das nur begreifen!

Wenn ein Junge der Nachbarschaft Maler, Elektriker oder Maurer wird, kannst du dich freuen. Sie basteln, werkeln und verschönern gerne dein Anwesen. Manchmal werden Nachbarskinder auch etwas Besonderes, viel-

leicht steigen sie sogar die Leiter zur Prominenz empor. Mancher Minister, manche bedeutenden Akademiker denken gerne zurück an ihr Dorf, in dem sie die Kinderjahre verbrachten.

Man hört sie dann im Radio, sieht sie im Fernsehen. Zu Hause sind sie nur noch sehr selten. Die weite Welt hat sie geschluckt. Irgendwie bleibt man verwundert; denn berühmte Menschen wachsen unserer Meinung nach nur in der Ferne auf.

Nachbarskinder, das muß einmal gesagt werden, sind meistens hilfsbereit. Sie tragen dir die schwere Einkaufstasche vor die Tür und springen für dich zum Bäcker, wenn du es eilig hast. Sie grüßen höflich und bleiben, auch wenn sie sich ihr eigenes Leben aufbauen, immer noch ein klein wenig mit dir verbunden.

In den Städten, den Großstädten, bleiben die Menschen, die Nachbarskinder weniger wie in den ländlichen Gemeinden, mehr einander zugetan. Trotz gelegentlicher Plänkeleien, die dann aber bei Hochzeiten, Kindtaufen, Verlobungen und Beerdigungen vergessen sind, fühlen dort die Menschen der Nachbarschaft sich einander zeitlebens verpflichtet. Hoffentlich noch recht, recht lange; denn gute Nachbarschaft ist der beste Weg, den Menschen nicht in Isolierung aufwachsen zu lassen.

Der Poststempel von Vechta

VON ENGELBERT HASENKAMP

Im Heimatkalender 1968 wurde über das „Postwesen im Oldenburger Münsterland“ berichtet. Darin ist eine Entwicklung aus der Verkehrsgeschichte unseres Raumes aufgezeigt, die von den bescheidenen Anfängen bis zu den modernsten technischen Einrichtungen reicht.

Doch was wäre die Post ohne ihr wichtigstes Hilfsmittel, nämlich den Stempel. Eine ordnungsgemäß behandelte Postsendung ist ohne Poststempel nicht denkbar. Die auf die Sendung geklebte Briefmarke ist nur die Quittung für die entrichtete Gebühr; der Poststempel aber gibt der Sendung erst den postalischen Charakter. Jede, den Vorschriften entsprechende Sendung, sei es nun Brief oder Karte, zeigte Poststempelabdrucke und ist dadurch zu einem beweisführenden Dokument geworden.

In jahrelanger Arbeit wurden Belegstücke des Poststempels von Vechta von seinen Anfängen bis zur Gegenwart aufgespürt. Bevor wir aber über Einzelheiten berichten, muß einiges über den Werdegang des Poststempels voraus geschickt werden.

Die Anfänge des Poststempels gehen zurück bis in das 15. Jahrhundert, und zwar wurden in den italienischen Kleinstaaten und Städten auch Briefe an Privatpersonen mit kleinen farblosen, vielfach runden Prägestempeln versehen. Der älteste bekannte Brief, der im Jahre 1459 von Mailand nach Venedig befördert wurde, enthält das Wappen Franz I. Den ersten Farbstempel finden wir 1661 in England auf dem Postwege

von Yarmouth nach London (17/IV). Weitere Farbstempel aus dem 17. Jahrhundert sind bekannt in den Ländern England, Holland, Belgien, Schweden, Frankreich und der Schweiz. Alle übrigen Länder haben erst im 18. Jahrhundert einen Poststempel benutzt.

Als ältester deutscher Postaufgabestempel galt lange der vom 15. 1. 1720 stammende Ortsstempel „V. Mayntz“ und der „De Kehl“-Stempel. Neuere Forschungen haben ergeben, daß auf Grund eines Belegstückes bereits am 21. Februar 1718 in Trier der Ortsstempel „De TREVERS“ benutzt worden ist. Es handelt sich hierbei anscheinend um einen Stempel französischer Herkunft. Diese Stempeltype hat vor dem Ortsnamen anfangs immer das französische Wort „De“ (auf deutsch: „von“).

Über den Zeitpunkt der Einführung oldenburgischer Poststempel sind amtliche Unterlagen leider nicht mehr vorhanden. Doch ist an Hand von vorgelegten Briefen nachgewiesen, daß bereits 1807 beim Hauptpostamt Oldenburg ein Langstempel „Oldenburg“ in Gebrauch war, der höchstwahrscheinlich schon bald nach dem Jahre 1800 von dem damaligen Postmeister Christian Gottlieb Starklof beschafft worden ist. In der Franzosenzeit (1811 — 1813) gab es in dem zum Department 130 „Ober-Ems“ gehörenden „Kanton“ Vechta noch keine Postanstalt.

Die allgemeine Einführung von Poststempeln erfolgte mit Ausnahme der bereits erwähnten einzelnen Versuche in den Jahren nach 1800 (siehe Oldenburg) bald nach den Freiheitskriegen (1813—1815). Die Stempel-form war zunächst ein gradliniger Langstempel mit verhältnismäßig großen Buchstaben (Abb. 1). Diese Stempel wurden benutzt (Angaben nach vorgelegten Briefstücken):

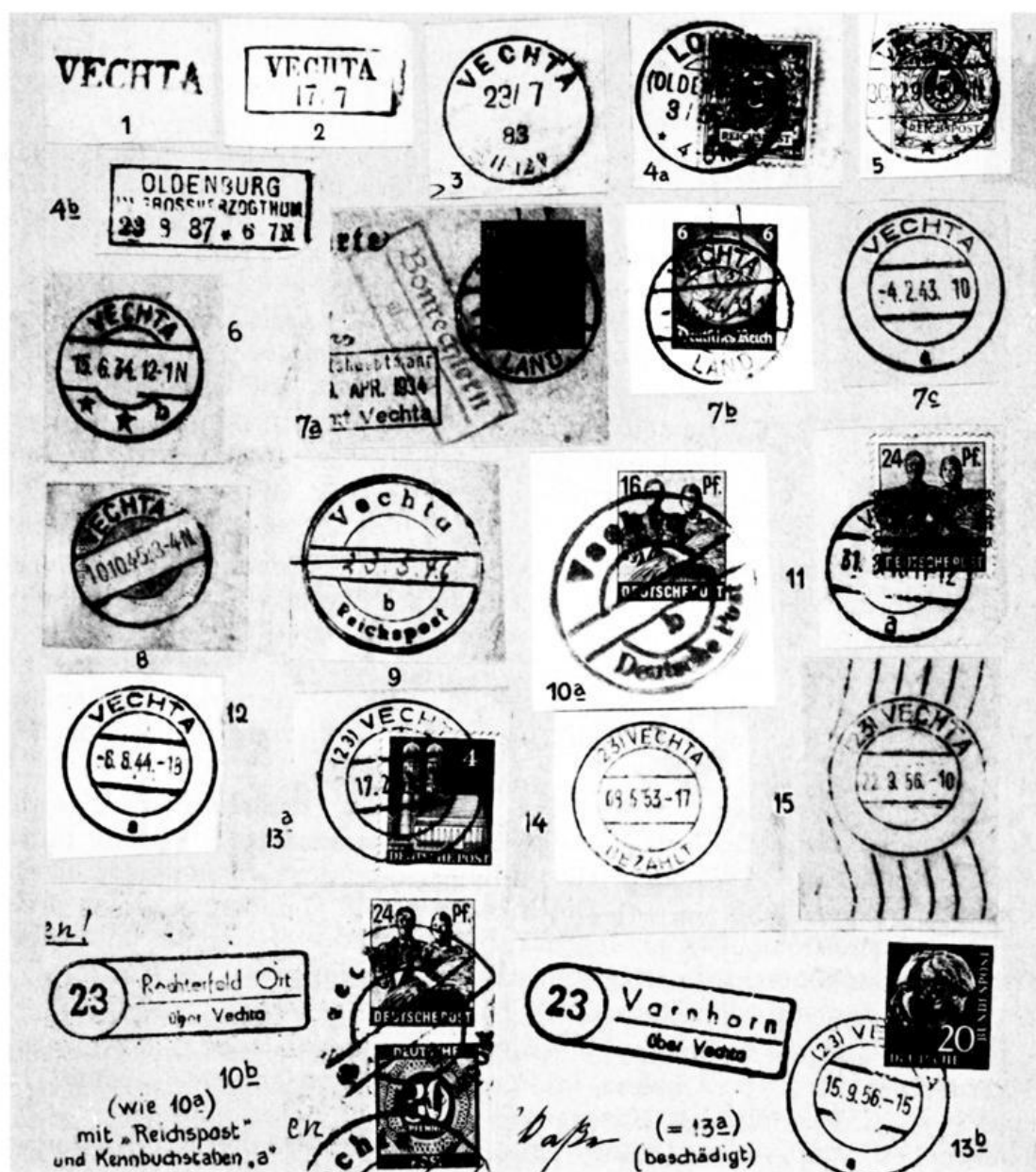
VECHTA 4. 11. 1820 bis 4. 2. 1856; LOHNE 29. 11. 1820 bis ?; DAMME 4. 12. 1820 bis ?; DINKLAGE 1851 — ?; STEINFELD 1837 bis 1861.

Der Hersteller der erwähnten Langstempel ist nicht bekannt. Die gleiche Stempelform wurde aber seit 1813 beim „Stadtpostamt“ und „Hannoverschen Postamt“ in Bremen festgestellt, woraus angenommen werden kann, daß der Graveur vermutlich in Hannover oder sogar in Bremen selbst gewohnt hat.

Als Stempelfarbe wurde schwarz, blaugrün und rot verwendet. Die Feststellung der verschiedenen Farben-Gebrauchszeiten ist sehr schwierig, da nicht genügend Material vorhanden ist. Auf Belegstücken kann hier nur die schwarze und blaugüne Farbe nachgewiesen werden.

Anfang des Jahres 1851 ließ die Oldenburgische Postdirektion alle Briefaufgabestempel (bisherige gradlinige Langstempel) nur noch mit Tages- und Monatszahlen unter dem Ortsnamen als Kastenstempel herstellen (Abb. 2) und zwar bis zum Jahre 1859. Diese Stempel wurden frühestens in Gebrauch genommen:

in:	am:	Hersteller (Graveur):	Preis:
Vechta	24. 3. 1856	H. G. Schilling, Berlin	3 Thlr. 5 Sgr.
Damme	14. 6. 1855	C. A. Buchholz, Hannover	11 bzw. 12 Th.
Lohne	22. 6. 1852	August Lülves, Hannover	11 bzw. 12 Th.
Steinfeld	29. 3. 1857	H. G. Schilling, Berlin	3 Thlr. 5 Sgr.
Dinklage	29. 3. 1857	H. G. Schilling, Berlin	3 Thlr. 5 Sgr.



Zeitweise wurde auf frankierten Briefen außer dem Ortsstempel noch ein besonderer Stempel „FRANCO“ benutzt. Im Herzogtum Oldenburg ist er nur an fünf Postanstalten bekannt und zwar im Kreise Vechta nur in Damme. Dieser Stempel fiel besonders durch das falsch (seitenverkehrt) eingesetzte „N“ auf. Festgestellte Verwendungszeit vom 13. 5. 1844-1. 11. 1851.

Übersicht über die verwendeten Poststempel:

VECHTA	Langstempel (Abb. 1)	4. 11. 1820 — 4. 2. 1856
VECHTA	Kastenstempel (Abb. 2)	24. 3. 1856 — 22. 11. 1871
VECHTA	Einkreisstempel (Abb. 3)	26. 4. 1874 — 9. 6. 1889

VECHTA	Zweikreisstempel mit schraffiertem Mittelfeld (Abb. 5)	31. 12. 1895 — 6. 8. 1912
LOHNE	Langstempel	29. 11. 1820 — 8. 5. 1852
LOHNE	Kastenstempel	22. 6. 1852 — 18. 4. 1874
LOHNE/Oldenburg	Zweikreisstempel	14. 8. 1912 — ?
DAMME	Langstempel	4. 12. 1820 — 28. 11. 1854
DAMME	FRANCO	13. 5. 1844 — 1. 11. 1851
DAMME	Kastenstempel	14. 6. 1855 — 18. 10. 1872
DAMME	in Oldenburg	3. 7. 1875 — ?
DINKLAGE	Langstempel	
DINKLAGE	bis 1851 kein Poststempel, sondern mit roter Tinte „Dinklage“ geschrieben, darunter Poststempel von Lohne, Belegstück vom 15. 7. 1848 bekannt.	
DINKLAGE	Kastenstempel	31. 7. 1851 — 16. 3. 1857
STEINFELD	Kastenstempel	29. 3. 1857 — 21. 7. 1874
STEINFELD	Langstempel	12. 3. 1842 — 10. 4. 1861
		29. 3. 1857 — 31. 8. 1861

Mit dem Übergang der Oldenburgischen Post in die Verwaltung des Norddeutschen Postbezirks am 1. 1. 1868 wurde wiederum eine neue Stempel­form eingeführt, und zwar für alle Postanstalten, deren Ortsnamen keinen besonderen Zusatz erhalten sollten, nur Einkreisstempel mit Datum und Jahreszahl (Abb. 3). In der Regel erhielten diese Einkreisstempel außer­dem noch eine Stundenangabe mit dem Zusatz „V“ (vormittags) oder „N“ (nachmittags).

Durch die Vereinigung verschiedener altdeutscher Postbehörden im Norddeutschen Postbezirk gab es viele gleichlautende Postorte, die dann durch den Zusatz „Oldenburg“ oder „Herzogtum Oldenburg“ voneinander unter­schieden wurden (Abb. 4a, 4b). Die Zusätze waren zunächst in einem drei­zeiligen Kastenstempel (Abb. 4a) und später im Einkreisstempel unter dem Ortsnamen angebracht. Im Kreise Vechta waren folgende Zusätze für fol­gende Postorte erforderlich:

Holdorf	— zu unterscheiden von Holdorf in Mecklbg.-Schwerin,
Lohne	— von Lohne im Kreis Lingen (Hannover), Lohne im Bezirk Kassel und Lohne (Rügen),
Lutten	— von Lutter am Barenberg (Braunschweig), Lutter Eichsfeld und Luttern über Celle,
Steinfeld	— von Steinfeld in Schleswig, Steinfeld (Oberfranken), Steinfeld (Taunus), Steinfeld (Pfalz) und Steinfeld (Unterfranken).

Die gewöhnlichen Briefaufgabestempel sind seit den 1880er Jahren nur noch in Kreisform beschafft worden. Die Stempelform hat innen keinen vollständigen Kreisring, sondern nur das Segment eines Kreisteiles und führt auch den obigen Zusatz (Abb. 4). Aus diesem Stempel entwickelte sich um das Jahr 1890 der „ältere deutsche Brückenstempel“, dessen Doppelkreis ein Band (das die Zeitangaben enthält) „überbrückt“ und dessen Innenkreis, soweit die Brücke noch Platz läßt, mit senkrechten Strichen ausgefüllt ist (Abb. 5). Bei dem Brückenstempel ist zuweilen der für den Ortsnamen erforderliche Zusatz nicht erforderlich, so ent-



hält dieser Teil des Doppelkreises wenigstens einige Zierstücke, z. B. drei kleine Sterne oder zwei Sterne und Unterscheidungsbuchstaben (Abb. 6). Der „neue Brückenstempel“, der um 1911 vom Reichspostamt eingeführt wurde (Durchmesser 26 mm) ist in Vechta etwa ab 1930 zu finden. Auch diese Feststellungen beruhen auf vorliegenden Belegstücken. Dieser Stempel enthält im Innenkreis keine senkrechten Striche mehr und hat im unteren Kreisring nur noch zwei Sterne und einen Kennbuchstaben (a, b). Bei Vechta ist die untere waagerechte Linie der Datumsbrücke in der Länge des inneren Kreises durchbrochen und reicht von der äußeren Umrandung an der linken Seite nur mehr bis an den Rand desselben und von rechts noch ein Stückchen in den Halbkreis hinein (Abb. 6). Es handelt sich hier wahrscheinlich um eine beschädigte Datumsbrücke, wie sie bis vor einiger Zeit noch in einem neueren Stempel vorgekommen ist (Abb. 13b).

Durch die Einführung der Landkraftpost im Jahre 1929/30 wurde eine andere Behandlung der Postsendungen erforderlich. Alle Poststücke, die bei den Landpoststellen aufgegeben wurden, erhielten hier neben der Briefmarke einen Gummistempelabdruck mit dem Namen der Poststelle (Abb. 7a, 10b und 13b). Diese Sendungen unterlagen beim Postamt Vechta einer Prüfung hinsichtlich der entrichteten Freimachungsgebühr, Zu-

lässigkeit der Sendung usw. Nach Überprüfung wurden die Marken mit dem Stempel „Vechta-Land“ entwertet (Abb. 7b).

Während die bislang besprochenen Kreisstempel einen Durchmesser von 26 mm aufweisen, wurde ab 1936/37 ein solcher mit 28,5 mm (Reichspostformat) in Benutzung genommen. Auch hier ist der Innenkreis ganz geschlossen und die Datumsbrücke reicht nur bis an den Rand dieses inneren Kreises. Weiter fällt auf, daß der Raum zwischen den beiden Kreisen erheblich enger erscheint und der Ortsname „Vechta“ mehr in die Länge gezogen ist. Bei den Uhrzeitangaben (24-Stundenzählung) fehlen nunmehr die Bezeichnungen „V“ und „N“. Die Stempel waren mit verschiedenen Kennbuchstaben vorhanden und bis Ende des 2. Weltkrieges (1945) in Gebrauch.

Am 12. 4. 1945 wurde die Stadt Vechta von britischen und kanadischen Truppen besetzt. Bei einer Durchsuchung des Postamtes wurden sämtliche Metallstempel mitgenommen. Ein einziger Stempel (Abb. 8) gelangte nach einigen Wochen vom Postamt Wilhelmshaven nach Vechta zurück. Der Postdienst wurde Ende Juli/Anfang August 1945 wieder aufgenommen und die fehlenden Stempel zunächst durch neue Gummistempel ersetzt. Anfertigung und Lieferung erfolgte von der Firma Heinrich Koch, Buchdruckerei, Vechta, und zwar in mehreren Serien mit den Kennbuchstaben a, b, c, d und ohne Tagesangabe, die teilweise handschriftlich oder mit Datumsstempel eingefügt wurde (Abb. 9, 10). Infolge rascher Abnutzung durch den ständigen Gebrauch mußten diese immer wieder durch Neuauflagen ersetzt werden. Es ist daher begreiflich, daß bei den einzelnen Serien auch Abweichungen auftraten (Durchmesser, Buchstabengröße). Dem Verfasser haben Vechta-Stempel mit den Inschriften „Reichspost“, „post“, „Deutsche Post“ und ohne Inschrift vorgelegen.

Ein neu gelieferter Stempel hatte einen doppelten Außenrand (Außen-seite etwas stärker), der aber nach kurzer Gebrauchszeit entweder durch Stempelfarbe verschmiert oder breitgedrückt war (Abb. 9 und 10). Die Inschrift „Reichspost“ wurde bis zur staatsrechtlichen Bildung der Bundesrepublik beibehalten, da die Deutsche Reichspost bis dahin offiziell noch nicht zu bestehen aufgehört hatte.

Im August 1948 erhielt das Postamt Vechta den ersten neuen Zweikreisnormalstempel aus Metall (35:11 mm), der dem 1945 erhalten gebliebenen Stempel (Abb. 8) ähnlich ist (Abb. 11). In der Folgezeit wurden weitere Stempel nach dem alten Reichspostformat mit den Kennbuchstaben a, b, c, d, e und f in Benutzung genommen. Die Stempel führen vor der Ortsangabe „Vechta“ noch die Postleitzahl (23). Außerdem ist ein Rollenstempel vorhanden und ein Zweikreisnormalstempel mit der Inschrift „Be-zahlt“ in dem unteren Kreisrand. Dieser wird für die Abfertigung von Massendrucksachen verwendet und zwar nur mit roter Stempelfarbe (Abb. 13, 14, 15).

Nach Einführung der neuen Postleitzahl (1961) wurden alle bisher gebräuchlichen Stempel durch neue ersetzt, die in der unteren Innenkreishälfte die Leitzahl 2848 abdruckten (Abb. 16). Der Rollenstempel mit dem Kennbuchstaben „a“ führt erstmalig die Ortsbezeichnung „Vechta 1“. In der Übergangszeit waren die alten Stempel nach Entfernung der Postleit-

zahl (23) vor dem Wort „Vechta“ weiter in Gebrauch. Im Stempelbild sieht es so aus, als wäre die Ortsbezeichnung „VECHTA“ nach rechts herüber gerückt.

Im Herbst 1961 ist das Postamt Vechta mit einer automatischen Stempelmaschine ausgestattet worden. Der Rundstempel trägt den Kennbuchstaben „i“. Vor dem Stempelbild ist das Einsetzen von auswechselbaren Werbesprüchen möglich. In der ersten Zeit wurde dieses Feld durch sechs waagerechte Wellenlinien entwertet.

Folgende Werbeeinsätze sind bekannt:

„Stellen Sie bitte vor der Abreise einen Nachsendeantrag“

„Briefe an Postfächer nie ohne Nummer“

„Denke dran, schaff Vorrat an“

„Gefahr erkannt, Gefahr gebannt“

„Bitte auch in der Absenderangabe:

VERGISS MEIN NICHT

Die Postleitzahl“

Für die Abstempelung von Massendrucksaen (Barfreimachung) wird ein roter Maschinenstempel mit dem Kennbuchstaben „k“ verwendet. Der Rundstempel „VECHTA“ ist hier vorangestellt und rechts daneben befindet sich ein rechteckiges Betragsfeld mit der Inschrift: „Deutsche Bundespost“ und dem Posthorn.

Erstmalig wurde am 26. und 27. 3. 1966 anlässlich des 20jährigen Bestehens des Vereins der Briefmarkensammler Vechta ein Sonderpostamt mit Sonderstempel eingerichtet. Der Entwurf stammt von dem Bremer Graphiker Hans Bockhom und zeigt im Stempelbild das Vechtaer Stadtwappen (Abb. 17). Der Stempel ist von der Fa. Th. Gleichmann & Co., Berlin, geliefert worden.

Im „Romberg-Gedenkjahr 1967“ veranstaltete der Verein der Briefmarkensammler Vechta eine Gedächtnis-Werbeschau. Aus diesem Anlaß richtete die Bundespost wiederum ein Sonderpostamt ein und benutzte einen Sonderstempel, der nach einem abgeänderten Entwurf (Abb. 18) das folgende Stempelbild zeigt: Schwingende Glocke mit der Inschrift „Briefmarkenschau zum Gedenken an ANDREAS ROMBERG geb. 1767, Vechta, Komponist von Schillers „Glocke“.

Auf Veranlassung der Stadtverwaltung Vechta wurde 1967 erstmalig zum Stoppelmarkt, der seit Jahren mit einer großen Gewerbe- und Geräteschau verbunden ist, ein Sonderstempel beschafft und vier Tage lang im Sonderpostamt auf dem Stoppelmarktplatz benutzt. Er hat die Beschriftung „VECHTA 1, Stoppelmarkt, Gewerbeschau“ und zeigt die Silhouette der Stadt Vechta (Feuerwehrturm, Propsteikirche und Kirche Maria Frieden) sowie im Hintergrund Aufbauten des Vechtaer Stoppelmarktes (Riesenrad und Achterbahn). Abb. 19.

Schrifttum: P. Ohrt: Die Poststempel von Oldenburg (1911),
Das neue Handbuch der Briefmarkenkunde, B 1
Die „Sammler-Lupe“, Jahrgang 1950, Nr. 7

Invasionsvögel im Münsterland

VON BERNHARD VARNHORN

Daß alljährlich im Frühjahr und im Herbst — um es einmal ganz grob und allgemein zu sagen — große Mengen Vögel über unser Land dahin ziehen und ihre Brutgebiete oder ihre Winterquartiere aufsuchen, ist, wenn auch nur die wenigsten unserer Mitmenschen bewußt Notiz davon nehmen, eine altbekannte Tatsache. Der Vogelzug, dieses erregende Wunder und seltsame Geschehen in der Natur, hat den denkenden Menschen von jeher zu tiefst bewegt. Die Fragen nach dem Woher und dem Wohin konnten dank der seit der Jahrhundertwende angewandten Beringungsmethode bald beantwortet werden. Wesentlich schwieriger ließ sich jedoch eine endgültige Antwort auf eine andere wichtige Frage finden, auf die Frage nämlich, wie sich die Nachtzieher orientieren. Wie finden diese, die nur im Schutze der Dunkelheit wandern, von denen nur die Zugrufe an unser Ohr dringen, wenn sie unter der dunklen Himmelskuppel auf wegloser Bahn dahineilen, ihre fernen Ziele? Aber auch die Frage ist jetzt dank genialer Forschungsversuche ornithologischer Wissenschaftler geklärt: Die Nachtwanderer orientieren sich nach den Sternbildern.

Aber nicht über den Vogelzug, über das regelmäßige Wandern der Vögel zwischen Brut- und Winterungsgebiet, und wie sich dieses seltsame Geschehen in unserer Gegend bemerkbar macht, soll hier berichtet werden, sondern über das unregelmäßige Erscheinen einiger Vogelarten, die nur hin und wieder hier beobachtet werden können und bei deren plötzlichen Erscheinen man dann von einer Invasion spricht. Invasionsvögel sind also nach Art und Zahl unregelmäßig bei uns erscheinende Gäste. Sie weisen auf dem Zuge auch keine so einheitliche Richtung auf wie die Zugvögel. Einige Arten Invasionsvögel finden in ihre Brutgebiete überhaupt nicht zurück. Sie gehen wie z. B. die sibirischen Tannenhäher aus den verschiedensten Ursachen, zu denen auch Nahrungsmangel gehört, schließlich aber zu Grunde. Sibirische Tannenhäher, um gleich bei diesen zu bleiben, sind für uns ganz typische Invasionsvögel. Wie der Name schon sagt, ist die Brutheimat dieser türkentaubengroßen Vögel grob umrissen Sibirien und die angrenzenden Gebiete. Dort in den menschenleeren, von großen Wäldern, besonders von Nadelhölzern bestanden Räumen führen sie ihr Dasein. Ihre Nahrung bilden vor allem die Nüsse der Zirbelkiefer, die sie mit ihren kräftigen Schnäbeln geschickt und ohne Schwierigkeiten aufzuschlagen verstehen. Das harte Knacken, das beim Aufschlagen der Nüsse entsteht und ihre rauhen Krääh-Rufe mögen in den sibirischen Wäldern oftmals die einzigen Laute sein, die Leben in der winterlichen Stille verraten. Ihre Wälder verlassen die sibirischen Tannenhäher nicht, mag es Frühling oder Herbst, Sommer oder Winter sein. Sie sind eben echte Standvögel, die in ihrer Heimat zu jeder Jahreszeit zurecht kommen und sich durchzuschlagen verstehen. Nur wenn die Verbreitungsgebiete übervölkert sind oder die Nahrung knapp wird, dann beginnen sie zu wandern, drängen westwärts, reißen immer mehr von ihren Artgenossen mit und fliegen zu Hunderttausenden in die



europäischen Länder ein. Die beiden letzten großen Tannenhäherinvasionen erlebten wir hier 1954 und 1968. Die Invasion von 1968 war nicht nur außerordentlich zahlreich, sondern begann auch ungewöhnlich früh. Während sonst die ersten Tannenhäher hier gegen Mitte September oder erst im Oktober eintreffen, traten sie 1968 schon Anfang August auf. Rechterfelder Vogelfreunde beobachteten sie z. B. am 8. August. In anderen Teilen Niedersachsens wurden sie bereits am 3. August gesehen. Eine Erklärung für diesen ganz ungewöhnlich frühen Beginn der Invasion läßt sich vorerst noch nicht geben. — Sibirische Tannenhäher — sie tragen ein dunkelbraunes Gefieder, das mit weißen Tropfenflecken dicht übersät ist, nur die Flügel und der mit einer breiten, weißen Endbinde versehene Schwanz sind schwarz — sind ungewöhnlich zutrauliche Tiere. In ihrer Heimat sind sie den Umgang mit Menschen nicht gewöhnt. Daher fürchten sie ihn auch nicht und lassen ihn auf wenige Meter an sich herankommen. Während sie sich in ihrer Heimat, wie schon gesagt, vorwiegend von den ölhaltigen Nüssen der Zirbelkiefer ernähren, scheinen sie hier die reifen Haselnüsse aller anderen Nahrung vorzuziehen. Um an die Nußkerne zu kommen, nehmen sie die Nüsse zwischen die Füße und meißeln die harten Schalen mit ihrem kräftigen Schnabel auf. Der Sammeltrieb und das Anlegen von Nahrungsvorräten ist bei den Tannenhähern stark ausgeprägt.

Nüsse, Früchte usw. werden im Kehlsack aufgestapelt, an einem verborgenen Ort wieder ausgewürgt und einzeln versteckt. Das alles geht sehr schnell, denn der Kehlsack ist sehr ausdehnungsfähig. Während der Invasion 1954 pflückten Tannenhäher einen in unserem Garten stehenden und reich mit Früchten behangenen Haselnußstrauch in kurzer Zeit leer, denn jeder Häher nahm bei jedem Besuch 6—8 Haselnüsse in seinem Kehlsack mit. — Gegen Ausgang des Winters sind von den vielen Invasionsvögeln nicht mehr viele am Leben und die letzten sind dann nicht selten recht mager und heruntergekommen. Auf die Dauer kommen sie hier einfach nicht zurecht.

Ein anderer hier verhältnismäßig seltener Wintergast aus dem Norden Europas und Asiens ist der schmutzige grau-braune Seidenschwanz mit dem duftigen Gefieder und den bunten Flügeln. Während er in einigen osteuropäischen Ländern regelmäßig als Zugvogel auftritt, überschwemmt er Mitteleuropa nur hin und wieder invasionsartig. Die letzte große Seidenschwanzinvasion erlebten wir hier 1958. Da solche Masseneinflüge mit einiger Regelmäßigkeit alle 10 Jahre stattfinden, könnte eine solche bald wieder erfolgen. Sein unregelmäßiges Erscheinen hat im Volksaberglauben zu allerhand Prophezeiungen Anlaß gegeben. Es soll mit Hungersnöten, Krankheitsepidemien, Kriegen und anderen bösen Dingen verknüpft sein. In Wirklichkeit ist der hübsche, stargroße Vogel mit der rötlich-braunen Holle und den schwarz, gelb, weiß und rot gezeichneten Flügeln ein ganz harmloser Geselle. Sein Erscheinen darf daher kein Erschrecken auslösen, sondern bedeutet Freude für jeden Naturfreund. Im Sommer ist der Seidenschwanz Insektenfresser, im Herbst und Winter jedoch ernährt er sich von allerlei Beeren. Ob seine unregelmäßigen Wanderungen mit einem Beerenmangel in Zusammenhang stehen? Ganz sicher scheint das nach den neuesten Beobachtungen nicht zu sein.



Wer kennt nicht die rührselige Geschichte von einem kleinen Vögelchen, das mit seinem schwachen Schnäbelchen den Heiland vom Kreuze befreien wollte und als Folge dieses Bemühens jetzt mit gekreuztem Schnabel herumfliegt? Auch Kreuzschnäbel treten hier, aber nur wenn unsere Nadelhölzer, die Fichten und die Kiefern samen, invasionsartig auf. Da aber diese Vögel an Nadelholzbestände gebunden sind und zudem kein großes Aufsehen erregen, werden sie meistens übersehen. Das ist eigentlich schade, denn sie sind nicht nur schöne und liebenswerte, sondern wegen ihrer seltsamen Lebensweise — sie gehören zu den sogenannten Nomadenvögeln, die kein dauerhaft festes Brutgebiet haben, sondern dort zur Brut schreiten, wo sie gerade ihre Nahrung finden, wo also die Nadelhölzer reichlich samen und brüten — nicht selten schon im Winter — auch besonders interessante Geschöpfe der Natur. Die Schnabelspitzen der Jungen sind noch nicht aneinander vorbeigekrümmt, erst bei ihrem Selbständigwerden bildet sich die spätere Schnabelform heraus. Daß Kreuzschnäbel nach Papageienart klettern, sie haken den Oberschnabel ein und ziehen den Körper daran in die Höhe, ist eine weitere Eigenart dieser Vögel.

Spektaokel in Esk

VON HANS VARNHORST

„Kiii . . . witt! Kiiwitt!“

Wat nietzke kriezke de dat Deiert! Dat klüng, as seet een in Not un Dood. Baoben aover dei greunen Hälmkes sägelde dei ole Sliepnik, slög mit dei blitzerigen Flögels, weiharmde mit'n poor düstere Lappens, aoverslög sik schrögelig, as wör hei puitkeduun, schürde deep an'e Grund langs un flut-terde dann stick weer nao baoben. Faxen kunn hei maoken!

Ballsturig köm aover den groten Esk dei groffknaockde brune Røe an tau hechbalgen. Meist al Daoge streek hei hier ümtau. Dei möß woll nien Menske tauhörn. Hei seeg bannig tusterig ut. Sien veier Löpe settde hei hölpen an'e Grund, un den rechten Achterlop trök hei so'n bäten nao.

Dat har Hüsken Gottfried daon; üm hörde doch dei Jagd hier up'n hogen Eske. Vör'n Wäken of twei har hei üm'n Handvull fienen Haogel rin-jaogt, man har nich richtig draopen.

So'n Smätewiet hen seet dei Sliepnikske an een gälen Gräsbult up dei griesen Eier. Dat wör blot so'n Pottlock, wat dei beiden mit ehr Fäutkes ut-kratzt un mit ehr Liefkes so'n bäten utstraakt un upraokt harn. Finnen kunn een dat nich. Man well kunn't wäten?

Nich wiet af löp noch een Gräsfoor dör'n Kamp, un'n heel Pand hendaol stünd een olen verwassen Barkenboom. Dei Brauk leeg rāken wiet trügge, an't Enn van't Ackerstück. Dor seeten ok woll dei Fösse, dei allerwāgens ümtausnūffelden. Sei wörn versāten up dei Kiwittseier, man bet hier tau kömen sei nich.

Man nu disse Røe! Dat wör'n willen Strieker, 'n stinkigen Aosfräter. Sien Fräten möß hei sik woll sülsen seuken. Dat kunn'm nich wäten, hei nöhm ok woll mit Vaogeleier vörleiv.

So seet dat Wiefken dor in ehre Angst. Dat Köppken lichde sei jüst so äben baoben dei Hälmkes rut. Sei möß ja seihn, wo dat taugüng. Kôm dei Hund neeger, möß sei upflitken. Ehr Keerl Sliepnik lurde üm sachte weg. Hei trök siene Kreise un mök een Spijök un Gedrüs.

Dei Hund jachterde aover den Acker. Boll har hei dei Näsen an'e Grund, boll stöttde hei se in den frischen Frähjohrswind. Un dann „hau, hau!“ jölde hei up. Hei löt sik nich wat luern, hier wör gistern Harm Mümmel, dei Haose, up zwei Meter an't Est vöbilopen. Schull hei den späuern?

Dann settde hei sik wiet af, un Sliepnik dö, as wenn ehr Leggestä noch wieter nao dei ännern Siet leeg.

Up maol slög dei Brune 'n Haoken un stürde mit'n baldorigen Satz liek up dat Sliepmenske tau.

„Nu helpt dat nich mehr!“ dachde sei, „nu mott ik ok mit!“ Sei löp drocke'n poor Trä van dei Leegestä weg, schöt mit'n lut Krietsken ut dat greune Krut liek up den Røen tau. Dat seeg ut, as wenn sei üm liek in dei Fresse stöv. Dei Brune verfeerde sik, bleev batts staohn, slög den Kopp in'n Nacken un jölde twei- of dreimaol in'n Wind. Man dei beiden hölen üm in'e Gang. Dann susde dei een up üm daol . . . „Kiii . . . witt!“ un schrögelde weer nao baoben,- un dann kôm dei änner an'e Tuur. Dei Røe wörd heel mall, hei sprüng un jaelde taugliek.

So bröchen sei üm 'n grot Pand hendaol nao't Brauk tau.

Man wat wör dat?!

In'e Dult an'n Buske stünd Küssen Gottfried und bekeek sik plürögt dat afsünnerlike Spill. Dann kreeg hei sinnig den swarten Knüppel van'n Nacken, wor hei altied rinpußde. Bäten naohar geev dat tweemaol so'n ösigen Bums. Dei Brune hapsde, verpußde een Ogenslag, hünskede luthals up un schöt nao den Buske tau. Ut dat Holt klüng noch kort een Jaeln up, — — un dann wör't still.

Sliepnik un sien Menske harn't gaut hört, seilden noch 'n poor Kreise un löten sik daol. Nich so dichte bi dei Gräsfoor, jo nich, duckden sik, fäutkeden dei Foors langs, teuvden een Ogenslag, — — dat bleev al still. Blot dei Wind streek aover dei fienen Hälmkes, um dat hörde sik an as liese Musik.

An den Heidplacken wippde noch'n Quästeert, un aover den Klöwer schaukelde 'n Sünnaogel. „Kiii . . .“ mennde dei ole Sliepnik, „dat wör boll misse gaohn, dat schälde blot een Spier.“

„Kii . . . neen kann't wäten!“ sä sei, „dei Himmel is witt, un dei Wolkenlämmkes treckt. Kiiwitt! Spitz di, spitz di! Kiiwitt!“ Un dann huckde sei sik daol up dei griesen Eier.

Wandel unserer heimatlichen Landschaft

VON FR. OSWALD OP

Heimatraum ist gestaltete Einheit von Natur und Kultur. Die Kräfte der Erde und des Klimas verbinden sich mit den Einflüssen, Eingriffen und schöpferischen Leistungen des Menschen.

Beide Partner unterliegen einem Wandel. Die Auswirkungen des Klimas schwanken um Mittelwerte, die sich erst in vielen Jahrzehnten oder Jahrhunderten merklich ändern. Anders die Wirkkraft des Menschen. Einerseits hat er im Ablauf der letzten fünf Jahrtausende unsere Heimat geschaffen und der Landschaft sein Siegel aufgeprägt; andererseits greift er in der Gegenwart mit kühnem Plan und harter Gewalt so tief und so revolutionierend in die Landschaft ein, daß die Folgen unüberschaubar sind. Erst die Geschlechter der Zukunft werden erkennen, ob zum Segen oder zum Fluch, und werden über uns und unseren Eingriff richten.

Wir Menschen sind Partner der Natur, nicht ihre Diktatoren. Wir stehen zu ihr in Freiheit und Abhängigkeit. Unser personales Dasein gibt uns Herrscherrecht: „Bebauet die Erde und macht sie euch untertan.“ Die höhere Naturordnung bindet uns zugleich, dem Gesetz allen Lebens und der Zuordnung aller Kräfte in Demut zu dienen. In dieser polaren Spannung liegen unsere Größe und Anlage zur wahren Welteroberung; in ihr liegen ebenso unsere volle Verantwortung für jeden Eingriff — gleichgültig, aus welchem Motiv er erfolgte — und die unabwendbare Last, den Eingriff behutsam und wägend zu wagen und tapfer das Risiko mit allen Folgen zu tragen.

Klimatischer Wandel seit 3000 vor Christus — (Abläufe und Auswirkungen)

Um 10 000 vor Christus verschwinden die letzten Nordgletscher vom deutschen Boden; die Eiszeit ist zu Ende. Um 8000 vor Christus betreten die ersten Pioniere der menschlichen Besiedlung unseren Raum; sie fristen als Nomaden ihr mühsames Leben in einer kargen Tundra; sie nähren sich vom Wild und von den Beeren der nur hier und dort mit Gebüsch (Erle und Weide, Kiefer, Hasel und Birke) bestandenen Landschaft und von den Fischen der Binnengewässer (Jagdstationen der mittleren Steinzeit am Dümmer). Ganz langsam bessert sich das Klima. Erst um 3000 vor Christus halten die Eiche und die sie begleitenden Laubbäume des Mischwaldes ihren Einzug. Die Bewohner stellen sich um; sie bebauen das Land, säen und ernten Gerste und Weizenarten, treiben Viehzucht und errichten feste Häuser (Dorfsiedlungen am Dümmer). Rund 1000 Jahre später folgt der Anbau des Roggens. Das bisherige Werkmaterial „Kieselstein“ wird vom Metall (Bronze, Eisen) abgelöst. Die Zahl der Bewohner ist so gering, daß ihre Siedlungen und kleinen Kulturflächen am Rande kuppiger Höhen, inmitten der Flottsandinseln und am Ufer der Seen nur Punkte im Meer der Wälder und in der Weite der sumpfigen Niederungen sind.

Zwar erscheint um 2000 vor Christus die Eiche, aber dann wird das Klima sehr bald wieder kühl und feucht. In allen Senken beginnt das Torfmoos zu wachsen und zu wuchern; es breitet sich ungehemmt aus, überwallt Ver-

bindungswege und niedrige Rücken, überwallt sogar Siedlungen und vertreibt ihre Bewohner. Erste Spuren weiter Wanderzüge ganzer Stämme und Völker machen sich bemerkbar: Kelten bis nach Griechenland und Kleinasien, Cimbern und Teutonen nach Italien, germanische Vorstöße gegen den Rhein. Eine kurze Unterbrechung nur ist der Besuch der Römer in Deutschland. Sehr bald rollt ihre Angriffswelle ins Leere und macht einer Abwehr Platz, die im Bau des „Limes“ sichtbare Gestalt gewinnt; aber dann wird auch dieser Grenzwall überrollt. Die früheren Wanderzüge weiten sich zu Völkerwanderungen aus, deren Bahnen von Gotland bis Nordafrika, von Spanien bis Konstantinopel reichen: Goten und Langobarden, Normannen und Angelsachsen, Wandalen und Burgunder. Unwirtlichkeit und Hunger treiben die Stämme aus ihrer Heimat zum sonnigen, verheißungsvollen Süden. Die besonderen Auswirkungen dieser Zeit auf unsere Heimat sind uns im einzelnen noch nicht bekannt.

Erst gegen 600 nach Christus beginnt eine Besserung des Klimas. Die Unruhe unter den Stämmen und Völkern erlischt. Die Reichsgründung unter Karl d. Gr. (800 n. Chr.) sichert die weitgehende Beruhigung. Dörfer blühen wieder auf. Wald wird gerodet, und neue Siedlungen entstehen. Der Handel weitet sich aus. Klöster und Burgen, Kirchen und Dome lugen ins Land. Unter dem Einfluß der Christianisierung zeigen sich die ersten Konturen einer neuen Kultur. Der Glanz der Hohenstaufenzeit findet auch in unserem Raum seinen Niederschlag; viele unserer ältesten Gotteshäuser entstanden in jenen fernen Tagen: Oythe und Altenoythe, Damme und Langförden. Kaufleute zogen mit ihren Wagen von den Alpen bis zur Nordsee. Bei Hameln an der Weser und sogar bei Lübeck an der Ostsee wuchs eigener Wein und wurde getrunken.

Mit einigen Schwankungen dauerte diese aufsteigende Tendenz bis 1300 nach Christus. Die erneut einsetzende Klimaverschlechterung trifft zuerst und in starkem Maße den Bauern und die ländlichen Gebiete. Der Ackerbau geht zurück; die Moore wuchern erneut. Felder und Fluren verheiden; ganze Bauerschaften verlöschen, verwüsten. Bauernkriege und Bauernaufstände folgen einander von einem Jahrzehnt zum anderen. Fehden brechen aus. Raubritter versperren die Handelsstraßen zu Wasser und zu Lande. Seuchen überziehen das Land und entvölkern die Dörfer. Unheil liegt in der krisengeladenen Luft. Eine der düstersten Entladungen dieses Zeitgewitters ist die Gesamterscheinung der Reformationszeit mit allen ihren schwerwiegenden Folgen — weit über den 30jährigen Krieg hinaus. Neben der religiösen Spaltung steht der politische und soziale Umbruch. Die Einheit des Reiches zerbröckelt und zerfällt; die Landesfürsten regieren mit herrischer Willkür. Um 1800 (Napoleons Zeit) ist das gemeine Volk total verarmt. Die Städte und Dörfer sind ausgesogen und liegen darnieder. Die nachgeborenen Bauernsöhne und viele junge Handwerkerburschen wandern nach Amerika aus, um dort eine neue, eine freie Heimat zu finden. Die Markenaufteilung (ab 1840) kommt einer Bankrotterklärung der bisherigen bäuerlichen Wirtschaftsstruktur gleich.

Erst von 1860 an geht es klimatisch wieder aufwärts; es wird wärmer und trockener. In ganz Europa schmelzen seitdem die Gletscher der Hochgebirge Meter um Meter ab. Diese neue Phase wird nun von der Anwendung der

Mineraldünger, vom Einsatz der Maschine, von einer allgemeinen Technisierung und Rationalisierung begleitet. In den vergangenen 100 Jahren sind die landwirtschaftlichen Nutzflächen gewaltig gewachsen; die Erträge haben sich in einem Maße gesteigert, wie es niemand nur zu erträumen wagte. In dieser Phase stehen wir immer noch. Bis wann? Das weiß niemand.

Struktureller Wandel seit 1850 — (Erscheinungsformen und Folgen)

Jahrtausende lang bot die fruchtbare Mutter Erde den Menschen in zureichendem Maße, wessen sie bei bescheidenen Ansprüchen zum Lebensunterhalt bedurften. Wohl wurden kleine Waldstücke gerodet und Esche angelegt; wohl wurde das Vieh in die Feldmark als Weide getrieben; aber die Zahl der „Esser“ war so gering, und die Kraft ihrer Hände war — trotz Hacke und Spaten, Pflug und Sense, Messer und Feuer — so zwergenhaft im Vergleich zur Urkraft der Natur, daß ein wirklich gefährlicher Eingriff in das Landschaftsgefüge gar nicht möglich war. Nur an wenigen Stellen sah es anders aus: Abholzung Spaniens, Italiens und des Balkan, Entwaldung der Lüneburger Heide und der Rhön; hier allerdings zeigten sich sehr schnell die verheerenden Folgen einer naturverachtenden, kurzsichtigen Handlungsweise. Noch unheilvoller drohte die Versteppungsgefahr in den riesigen Ackerbaugebieten Nordamerikas und der Ukraine; in wenigen Jahrzehnten degenerierten blühende Landschaften zu kahlen, der Sonne und dem Wind schutzlos preisgegebenen Sandflächen; buchstäblich in letzter Minute konnte dem unverständigen Raubbau Einhalt geboten werden.

Im Ablauf der letzten 100 Jahre hat sich nun das Gesamtbild der Menschheit gewaltig geändert. Infolge vielfältiger sanitärer Maßnahmen und technischer Möglichkeiten sind die Bevölkerungsziffern hochgeschwungen und bewegen sich weiter in steiler Kurve aufwärts. Die Ballungszentren (Großstädte und Industriezentren) bedürfen riesiger Zufuhren an Lebensmitteln. Der Lebensstandard stellt extreme Anforderung an die Qualität und den Nahrungstyp. Hinzu kommen die unterentwickelten Völker mit ihrem Geburtenreichtum. Aus unantastbaren Unterlagen ergibt sich, daß ein Drittel der Gesamtmenschheit hungert. Der interkontinentale Verkehr und der internationale Güteraustausch (Lebensmittel gegen Industrieerzeugnisse) führen zu einer scharfen eigenräumlichen und weltweiten Konkurrenz. Das alles schlug und schlägt seine Wellen auch in unserem Raum. Das Gebot der Stunde fordert: unter Preisgabe der bisherigen bäuerlichen und landschaftlichen Struktur Vergrößerung der Produktionsfläche, Steigerung des Produktionsertrages, Einsatz aller technischen Mittel, Rationalisierung des alten Hofes zu einem gewinnbringenden modernen Betrieb. Das wiederum beinhaltet einen extensiven und intensiven Eingriff in das bisherige Landschaftsgefüge . . . so tiefwirkend und revolutionierend, vielleicht auch so folgeschwer, daß eine Besinnung notwendig erscheint.

Selbstverständlich wirkt sich dieser Eingriff in die Landschaft zu einem Wandel des gesamten bäuerlich-heimatlichen Daseins aus. Das alte Dorf hat sein äußeres und inneres Gesicht so sehr verändert, daß es kaum noch zu erkennen ist. Moderne Geschäfte entstehen; Reihensiedlungen, Bungalows und Werkstätten aller Techniken wachsen aus dem Boden; Fabriken wandern auf das Land; Radio, Fernsehen und andere Propaganda tragen ihre Programme bis in das letzte Haus; städtische Moden und Umgangs-

Des Dorfes alte Mühle

VON ELISABETH REINKE

*Bei der Mühle drüben auf dem Hügel Blies der Lenzwind rings um ihren Hügel
träumten wir in unsern Kindertagen, Pollenwolken über Roggenauen,
ihre schweifenden, beschwingten Flügel schwang sie hoffnungsselig ihre Flügel,
hörten wir „Woher - Wohin“ stets fragen neues Korn erwartend, hoch im Blauen.
Pfingsten, an dem lieblichsten der Feste, Erntezeit! Bald pfliffen Stoppelwinde,
trug sie hoch den frühlingstrischen Maien, stürzten sich auf die gespannten Segel,
sah zu ihren Füßen frohe Gäste, und schon kam des Sommers Angebinde
frohe Jugend tanzte hier im Freien. nach des Dorfes Klippeklaß der Flegel.
Seht sie drüben! Alles ist vorüber,
Achse, Flügel ruhen ohne Speichen,
Segelletzen! Und wie trauern wir darüber:
Unsre Mühle muß dem Neuen weichen.*

formen halten ihren Einzug. Vor unseren Augen und in uns selbst zerbricht das in Jahrhunderten Gewachsene, das in Generationen Vererbte. Neues kommt, wandelt die Landschaft, wandelt das Antlitz der Heimat, wandelt Lebensform und Denkart der Bewohner, wandelt die mitmenschliche, sittliche und religiöse Seele ihrer Menschen. Zum Guten, zum Unguten? Wer will das heute entscheiden.

Vielschichtig ist der Komplex der angerührten Fragen. Kreuz und quer laufen die Fäden der Ansätze und Ursachen; hin und her wogen die Ströme der Motive und Tendenzen. Materielles und Geistiges spielt in diesem Prozeß mit. Aber wir müssen diesen Nebelweg gehen — tapferen Herzens und aufgeschlossenen Sinnes, heimatverankert und verantwortungsbewußt . . . wohl wissend, daß Heimat mehr ist als gewinnbringender Arbeitsplatz und blinde Übernahme dessen, was andere als modern erklären, — daß Menschsein mehr ist als ausgekosteter Lebensstandard und Triebschwimmen in einer Traumwelt schillernder Fassaden. Eine Gesamtdiskussion der uns alle umgreifenden Problematik würde jedoch ins Uferlose führen. Darum seien nur ein paar Kapitel herausgenommen, die die heimatliche Landschaft unmittelbar berühren.

Jede Heimat bedarf zur Entfaltung ihrer lebendigen Kraft der gesunden Landschaft; diese wird ihrerseits von einer Reihe maßgeblicher Faktoren geprägt; sie bestimmen ihren Aufbau, ihren Inhalt und ihr besonderes Gepräge. Genannt seien nur: Wärmewerte und Bodenqualität, Wasservorrat und das ausgewogene Gleichgewicht ihrer Lebensgemeinschaft (Baumbestand und niedrige Pflanzenwelt, Vögel und die sogenannten Schädlinge, Plankton und Fischbestand der Gewässer). Die Wärmewerte sind der menschlichen Einflußnahme weithin entzogen; nur in sehr begrenztem Maße läßt sich durch Treibhauskulturen ein räumlich sehr bescheidener Ersatz schaffen. Die übrigen Faktoren stehen aber einem menschlichen Eingriff sehr weit offen, und dieser Eingriff erfolgt in einem großen und stets sich steigerndem Ausmaße.

1. Am harmlosesten steht es noch um den Boden. Die sandige, leicht saure Flur unserer heimatlichen Esche trägt von Natur aus den Eichenbirkenwald mit seinen Begleitern und seiner individuellen Grundflora;



landwirtschaftlich ist sie durchaus bei Zugabe von Stalldünger für den Anbau von Roggen, Hafer, Kartoffel, Rüben, Seradella u. a. m. geeignet und deckt gerade den Eigenbedarf des Bauern. Viel bescheidener sieht es schon bei den nassen und oft anmoorigen Niederungen aus; sie tragen aufgrund ihres höheren Säuregrades Weide und Erle, Seggen und Simsen, Binsen und Bentgras und lassen sich notfalls als minderwertige Weiden und Wiesen verwenden. Noch schlechter ist es um die eigentlichen Moore bestellt; auf ihrer verwitterten Krume wachsen zwar recht üppig Moorbirken und Heide, Büsche der Rauschbeere und Bulte des Wollgrases, aber als landwirtschaftliche Nutzfläche sind sie ohne sehr tiefgreifende Kultivierungsmaßnahmen ungeeignet. Zu keiner Zeit hat der Stalldünger auch nur für die schmalen Eschstreifen gereicht; Plaggen und Holzasche dienten als Zusatz; die Wiesen gingen zumeist leer aus; zur Überwindung des ewigen Kalkmangels reichten die Pfennige nicht. Von diesen Zusammenhängen her wird eine frühere bäuerliche Wirtschaftsweise mit ihren mageren Ernten völlig verständlich. Zur Steigerung der Bodenqualität und damit der Erträge bietet die Anwendung des Mineraldüngers den einzigen Ausweg. Der geradezu erbärmliche Fruchtstand der bitteren Jahre 1944 bis 1947 bot hierzu ein Anschauungsmaterial, das keines weiteren Beweises bedarf. Mit Roggen, Hafer und Kartoffeln für den Eigenbedarf ist aber kein heutiger Hof im Marktgefälle Deutschlands und erst recht der EWG konkurrenzfähig. Soll er vor den süddeutschen und ausländischen Angeboten kapitulieren? Weizen und Gerste, Obstkulturen und alle hochwertigen Hackfrüchte und Futtergräser benötigen — von allem anderen abgesehen — recht hohe Mineraldüngergaben. Die daraus erwachsenden Unkosten zwingen den hiesigen Bauern förmlich dazu, sich auf Monokulturen oder auf Veredlungswirtschaft (Zucht, Mast, Eier) umzustellen — mit dem jedem früheren Bauern als untragbar erscheinenden Risiko, seine ganze Existenz (durch Mißernten, Kapitallasten oder Seuchen) aufs Spiel zu setzen.

2. Tiefer greift schon die Wasserfrage in die Struktur der Landschaft ein. Ein Studium alter Flurkarten und Augenzeugenberichte unserer ältesten Mitbürger geben beste Aufschlüsse, welch ein Wandel sich im Ablauf der letzten 50 Jahre vollzogen hat. Die diesbezüglichen Verhältnisse in Vechta sind mir am besten bekannt; deshalb seien einige Hinweise vermerkt.

Vechta-Stadt: in unmittelbarer Nähe der Propsteikirche liegen nur 1,5 m unter dem Straßenpflaster moorige Schichten; an der Nepomukbrücke (Alexanderschule) wurden vor zwei Generationen im Sommer die Pferde in die Schwemme getrieben.

Vechta - Falkenrott: die Straßenbezeichnung „Moorgärten“ spricht für sich selbst; nordöstlich und hart an der Falkenrotter Straße konnten die Kinder alljährlich auf den Eisflächen der überschwemmten Wiesen Schlittschuh laufen.

Vechta - Marsch: nach der Zerstörung des Flugplatzes am Ende des Krieges zeigte sich für mehrere Jahre wieder der ursprüngliche Zustand.

Vechta-Grünes Moor und Fuchsberg: die Äcker und Wiesen des Grünen Moores lassen von einer Niederungsflora kaum noch etwas

erkennen; bis unmittelbar am südöstlichen Rand der Kuppe des Fuchsberges (heute abgebaut) lagen dünne Torfschichten (Torfmoos und Wollgras); d. h. so hoch lag einmal das lebendige Moor; die heutige Oberkante des anschließenden Großen Moores ist um mehrere Meter zusammengesackt.

Vechta - Oyther und Hager Esch: in trockenen Sommern versiegen nicht wenige Brunnen der am Eschrand liegenden Bauernhöfe, die früher von einem Geschlecht zum anderen ergiebig genug waren.

Aus vielen Beobachtungen läßt sich mit aller Vorsicht schätzen, daß die Fläche des Großen Moores bei Vechta in seiner Entwässerungsrichtung zum Moorbach wenigstens 2 Millionen cbm Wasser verloren hat. Genaue Zahlen über den Absenkungsbetrag des Grundwasserspiegels sind mir nicht bekannt.

Das gleiche Bild zeigt sich in der gesamten Landschaft. Um Flächen für Äcker, Weiden und Wiesen zu gewinnen, um durch Trockenlegung die Erträge älterer Flächen zu steigern, um den Abbau des begehrten Weißtorfes zu ermöglichen, wurden viele, viele Wasserzüge reguliert und begradigt; viele qkm Äcker und Wiesen wurden drainiert, Abzugskanäle in der Länge vieler Kilometer wurden geschaufelt und gebaggert, Wasser fortzuschaffen und den Mooren das Lebensblut zu entziehen. Ein Blick in den „Niedersachsenatlas“ genügt zur Feststellung, wie sehr das „Odland“ verschwunden ist.

Alle diese Maßnahmen zeugen vom Fleiß und von der Kraft der bäuerlichen Menschen. Sie sind nicht nur verständlich; sie haben reiche Erfolge gebracht. Aber wir müssen auch wissen, daß es irgendwo zwischen ausreichendem Wasservorrat und beginnender Versteppung eine Grenze gibt, jenseits derer die Äcker der höheren Esche und die Waldbestände der hügeligen Rücken verdursten. Anlehmiger und mergeliger Boden nimmt die Niederschläge wie Saugpapier auf und hält sie wochenlang fest; sandiger Boden gleicht einem feinmaschigen Sieb, und jeder Niederschlag versickert und verdunstet schnell. Heute gilt der Satz: der Bauer in Südoldenburg wünscht und hofft, daß es jeden zweiten Tag regnet, am Ende einer ungehemmten Entwässerung steht vielleicht der Satz: der Bauer in Südoldenburg braucht jeden Tag zweimal Regen.

3. Wirklich gefährlich ist der Eingriff in das naturhafte Gleichgewicht zwischen Klima, Boden und Wasser einerseits und den Lebensgemeinschaften pflanzlicher und tierischer Biotope andererseits. Dieser Eingriff vollzieht sich (über die Entwässerung hinaus) auf vielfache Art: Rodung des Waldbestandes und der Gehölze, massenhafte Verwendung von Spritzmitteln und Kontaktgiften, Abschluß der Greifvögel, Verseuchung der Gewässer usw.

Wald: Jahrhunderte lang diente der natürliche Eichenbirkenwald als Sommerweide für Rinder und Schweine, die kaum einen Nachwuchs hochkommen ließen. Die im Spätmittelalter einsetzende Klimaverschlechterung und dann auftretende allgemeine Verheidung brachte die Schafherden, die vom Waldbestand mehr oder weniger nichts mehr übrig ließen (vergl. die

Waldvernichtung Sardiniens und Korsikas, der Färöer's und Islands). Nach der Markenaufteilung besetzte man aus Not die öden Heideflächen mit Kiefern, um überhaupt noch etwas aus dem Boden zu holen. Die Kiefer brachte es auf dem versauerten, nährstofflosen Boden auch nur zum Krüppelwuchs. Der immense Holzbedarf der Bauindustrie und der Bergwerke (Grubenholz) führte dann zu staatsforstlichen und privatforstlichen Maßnahmen. Inzwischen ist aus vielfachen Gründen (Importe ausländischer Hölzer, Umstellung auf Öl- und Gasheizung, synthetische Werkstoffe, Rückgang der Kohleförderung) der Holzbedarf auf einen Tiefpunkt gefallen, der kaufmännisch keinen Ertrag mehr verspricht. Vielleicht bekommt jetzt endlich einmal der seit 500 Jahren gequälte Wald eine Ruhepause zur Regenerierung des Waldbodens und zum Wachsen von Bäumen, die wirklich Bäume sind. Auch das dürfen wir nicht vergessen: Wald ist mehr als nur Holzlieferant. Die „Schutzgemeinschaft Deutscher Wald“ und ähnliche Organisationen träumen wirklich keine romantischen Träume. Wald ist ein wichtiger Klimaregulator und Wasserspeicher, Wald bedeutet Wärmeausgleich und Windschutz; Wald ist der Klärraum unserer von 1000 Gasen verseuchten Luft; Wald ist die Lunge der Großstädte und Städte, ist der einladende Erholungsraum für alle vom Motor gehetzten und vom Lärm überschütteten Menschen. Längst haben Natur- und Landschaftsschutz den bedrohten Wald in ihre sorgende Obhut genommen; längst verhindern obrigkeitliche Bestimmungen einen wilden Einbruch in den Waldbestand. Das mag für den Einzelbesitzer und bei Umlegungsverfahren bitter sein. Aber die Tatsache, daß gegenwärtig wegen der niedrigen Rendite Tausende von Hektar besten Waldbestandes zum Verkauf anstehen, — daß auf Kreisebene Hunderte von Rodungsanträgen vorliegen — mag uns zu denken geben. Wald ist ein Kapital, dessen Zinsen erst in Jahrhunderten fließen; Wald ist ein Landschaftsschatz, der einfach unbezahlbar ist.

Spritzmittel und Kontaktgifte: Unkraut und Schädlinge hat es immer gegeben. Es erweckt den Anschein, als wenn ihr Heer trotz der tonnenweise verbrauchten Gegenmittel größer und größer wird. Weithin haben wir die ungebetenen Gäste selbst aus fremden Landen eingeschleppt, teils züchten wir sie unfreiwillig durch unsere land- und forstwirtschaftlichen Verfahrensweisen. Sie bilden einen schier unlösbaren Teufelskreis. Darüber hinaus mehren sich ernste Stimmen, die von einer Einwirkung der Giftrestbestände in den Nahrungsmitteln auf die menschlichen Organe reden. Schließlich wirkt das Gift nicht nur gezielt auf das Ungeziefer; die Imker wissen ein böses Lied davon zu singen; wieviele Bruten unserer Singvögel in Gärten, Flur und Gehölz, der Bodenbrüter und Rohrsänger unbeabsichtigt daran verludern, weiß niemand. Und gerade sie sind es, die in der Erhaltung des Gleichgewichtes unsere treuesten Helfer sind und uns zudem durch ihr Lied und Treiben erfreuen. Schließlich lebt in der Ackerkrume das Milliardenheer der eigentlichen Humusbereiter und Erhalter der Bodengare. Daß auch bei ihnen die Giftstoffe ihre Wirkung zeitigen, ist selbstverständlich. Jedenfalls zeigen viele unserer Äcker einen beachtlichen Grad an Bodenmüdigkeit; immer höhere Düngergaben sind erforderlich, um die Ertragshöhe zu halten . . . bis eines Tages der Boden übersalzen und übergiftet ist. Ein bekannter Vergleich drängt sich auf:

um ein paar Spatzen loszuwerden, schießt ein ganzes Artillerie-Regiment mit 42-cm-Mörsern wild in die Gegend, oder ein Pulk schwerster Bomber wirft seine Last ab. Jeder Vergleich hinkt, eines aber ist sicher: irgend etwas stimmt in unserer Rechnung nicht.

Greif- und andere Vögel: Wo sind sie geblieben, die Eulen und Falken, die Sperber und Habichte, die Birkhähne und Brachvögel, die Regenpfeifer und Ziegenmelker? Abgeschossen oder vom Lärm verjagt. Ein paar Bussarde, Turmfalken und Bekassinen, eine einzelne Gabelweihe, alle zehn Kilometer eine flötende Nachtigall: das ist der letzte Rest, dem man in Wald und Flur mit viel Glück begegnet. Wir haben dafür Scharen von Spatzen, Rudel von Mäusen, Wolken von Drosseln und Staren eingetauscht. Und wenn der Greif einmal ein Küken holt für seine Brut — wenn die Wiesenweihe nach Jungenten ausspäht —, wenn der Fischreiher den Stellnetzen ein wenig zu nahe kommt, daran geht niemand bankrott, und niemand verhungert. Der Tisch der Mutter Natur ist für alle reich gedeckt. Dürfen Auge und Ohr sich nicht des Reichtums und der Schönheit des Lebens erfreuen, das uns in diesen Geschöpfen begegnet? Unsere heimatliche Landschaft ist nach dieser Seite hin arm geworden, sehr arm. Noch vor 20 Jahren war es anders. Wie wird es in 20 Jahren sein?

Verschmutzte Gewässer und Wohlstandsmüll: An einem Märztag 1922 stand ich dabei, als mitten in Vechta, im Moorbacharm am Kaponier, ein Schwarm Weißfische gefangen wurde; die Beute füllte einen ganzen Wäschekorb. Damals standen flußaufwärts bis zur Thekla-Brücke die Jünger Petri und hatten Erfolg. In manchem Zulaufgraben des Darener und Hagener Gebietes (südwestlich von Vechta) habe ich in jenen Jahren ausgewachsene Hechte gesehen, und Stichlinge huschten durch alle Rinnsale. Inzwischen haben die Angler längst ihr Bemühen eingestellt. Weißfische mitten in Vechta: Das klingt im Anblick und im Geruch der heutigen Pfütze „Moorbach“ wie ein Märchen. Die Zeitungen berichten vom Badeverbot im Dümmer, vom Fischsterben in allen Flüssen und von den Sorgen der Behörden und Verbände, der allgemeinen Wasserverseuchung ein Ende zu setzen. Ein gesunder Wasserlauf reinigt sich selbst; aber heute ist seine biologische Reinigungskraft den aus Äckern und Wiesen eingeschwemmten Giften, den eingeleiteten Industrierwässern und den anderen hineingekippten Fäulnisstoffen und Schrottprodukten ohne Zahl nicht mehr gewachsen. Die polysprobionten Planktonvertreter liefern dem Biologen den eindeutigen Beweis dafür. In der sauerstoffarmen, stinkenden, Ammoniak und Schwefelwasserstoff enthaltenden Brühe kann kein Fisch und keine höhere Pflanze leben. Und es kann auf die Dauer nicht ausbleiben, daß von diesen Wasserläufen her der Grundwasserbestand der Landschaft beeinflußt, gefährdet und belastet wird. Dann allerdings läuten die Signale „Alarm“; die Folgen für unsere Gesundheit sind unübersehbar. Der Segen des Wassers wandelt sich in Unsegen, in Fluch.

Zu den sterbenden Gewässern gesellen sich die Haufen, Hügel und Berge der Schuttablade-stellen: Sammelplätze der Ratten, Krähen und Möven, Brutküchen übelster Gerüche und Schandflecke der Landschaft. Zwar suchen alle Kommunen vernünftige Beseitigungsmöglichkeiten für den Strom der Abfälle und Abwässer zu finden und zu schaffen; doch: die Nächte sind dunkel, der Gelegenheiten viele und die billige, bequeme Versuchung groß.

Des Dorfes alte Mühle

VON ELISABETH REINKE

*Bei der Mühle drüben auf dem Hügel Blies der Lenzwind rings um ihren Hügel
träumten wir in unsern Kindertagen, Pollenwolken über Roggenauen,
ihre schweifenden, beschwingten Flügel schwang sie hoffnungsselig ihre Flügel,
hörten wir „Woher - Wohin“ stets fragen neues Korn erwartend, hoch im Blauen.
Pfingsten, an dem lieblichsten der Feste, Erntezeit! Bald pfliffen Stoppelwinde,
trug sie hoch den frühlingstrischen Maien, stürzten sich auf die gespannten Segel,
sah zu ihren Füßen frohe Gäste, und schon kam des Sommers Angebinde
frohe Jugend tanzte hier im Freien. nach des Dorfes Klippeklaß der Flegel.
Seht sie drüben! Alles ist vorüber,
Achse, Flügel ruhen ohne Speichen,
Segelletzen! Und wie trauern wir darüber:
Unsre Mühle muß dem Neuen weichen.*

formen halten ihren Einzug. Vor unseren Augen und in uns selbst zerbricht das in Jahrhunderten Gewachsene, das in Generationen Vererbte. Neues kommt, wandelt die Landschaft, wandelt das Antlitz der Heimat, wandelt Lebensform und Denkart der Bewohner, wandelt die mitmenschliche, sittliche und religiöse Seele ihrer Menschen. Zum Guten, zum Unguten? Wer will das heute entscheiden.

Vielschichtig ist der Komplex der angerührten Fragen. Kreuz und quer laufen die Fäden der Ansätze und Ursachen; hin und her wogen die Ströme der Motive und Tendenzen. Materielles und Geistiges spielt in diesem Prozeß mit. Aber wir müssen diesen Nebelweg gehen — tapferen Herzens und aufgeschlossenen Sinnes, heimatverankert und verantwortungsbewußt . . . wohl wissend, daß Heimat mehr ist als gewinnbringender Arbeitsplatz und blinde Übernahme dessen, was andere als modern erklären, — daß Menschsein mehr ist als ausgekosteter Lebensstandard und Triebschwimmen in einer Traumwelt schillernder Fassaden. Eine Gesamtdiskussion der uns alle umgreifenden Problematik würde jedoch ins Uferlose führen. Darum seien nur ein paar Kapitel herausgenommen, die die heimatliche Landschaft unmittelbar berühren.

Jede Heimat bedarf zur Entfaltung ihrer lebendigen Kraft der gesunden Landschaft; diese wird ihrerseits von einer Reihe maßgeblicher Faktoren geprägt; sie bestimmen ihren Aufbau, ihren Inhalt und ihr besonderes Gepräge. Genannt seien nur: Wärmewerte und Bodenqualität, Wasservorrat und das ausgewogene Gleichgewicht ihrer Lebensgemeinschaft (Baumbestand und niedrige Pflanzenwelt, Vögel und die sogenannten Schädlinge, Plankton und Fischbestand der Gewässer). Die Wärmewerte sind der menschlichen Einflußnahme weithin entzogen; nur in sehr begrenztem Maße läßt sich durch Treibhauskulturen ein räumlich sehr bescheidener Ersatz schaffen. Die übrigen Faktoren stehen aber einem menschlichen Eingriff sehr weit offen, und dieser Eingriff erfolgt in einem großen und stets sich steigerndem Ausmaße.

1. Am harmlosesten steht es noch um den Boden. Die sandige, leicht saure Flur unserer heimatlichen Esche trägt von Natur aus den Eichenbirkenwald mit seinen Begleitern und seiner individuellen Grundflora;

Überall in Wald und Feld und Flur, am Rand der Bäche und an den Ufern der Flüsse begegnet man den anklagenden Zeugen.

Was ist zu tun? Verschmutzte Gewässer und Wohlstandsmülle sind eine zwar unerwünschte, aber ebenso folgerichtige Begleiterscheinung unseres gepriesenen Fortschrittes und unseres umjubelten Aufstieges. Wahrscheinlich werden wir alle eine eiserne Disziplin einhalten und einen hohen finanziellen Preis bezahlen müssen, um nur halbwegs mit dieser Kehrseite unserer naturentfremdeten Hyperkultur fertig zu werden. Es muß so sein um der Gesundheit der Landschaft, um unserer eigenen Zukunft willen.

Die vorstehenden Gedanken entstammen der Liebe zur Heimat und der Sorge um die Heimat. Sie bieten nur einen bescheidenen Ausschnitt vom alles überrollenden Veränderungsprozeß, der sich vor unseren Augen vollzieht, — an dem wir selbst mitarbeiten. Sie wollen nicht klagen, erst recht nicht anklagen und noch weniger verurteilen. Wir können und dürfen das Rad der Geschichte nicht rückwärts drehen. Die geruhlsame Heimat und die friedliche Landschaft aus den Tagen der Jahrhundertwende liegen endgültig hinter uns. Die Flut der Technisierung, der Rationalisierung, der wirtschaftlichen Konkurrenz, der sozialen und ethischen Umwertung reißt uns mit. Meine Worte möchten nur zur Besinnung aufrufen und alle, die es angeht, bitten, beide Seiten des Wandlungsprozesses zu sehen, den Aufstieg und den Verlust, den Erfolg und die drohende Gefahr, und dann erst verantwortungsbewußt, behutsam und wägend den Eingriff in die uns anvertraute Landschaft zu wagen.

Jede gesunde Heimat bedarf auch der gesunden Landschaft. Die Natur ist für jede Hilfe unsererseits dankbar; jeden Mißbrauch beantwortet sie mit einem vernichtenden Gegenschlag. Das innere Gut unserer Heimat und die Lebenskraft unserer Landschaft vor Unheil zu bewahren und dem nach uns kommenden Geschlecht eine gesunde Heimat und eine gesunde Landschaft zu hinterlassen, ist unserer Stunde sittliche Pflicht.

Umsüß is nix

VON HANS VARNHORST

Thomes Tönken sien Marie köm tau Bejes, den rieken Koopmann. Sei har sik fien utstaffeiert. Bejes keek ehr Kledaosche verwunnert an un sä:

„Süh, Marie, dat is doch moi, dat du mi maol beseuken deist. Hest du wat up'n Harten?“

„Jao, dat woll, man dat is so väl nich. Ik wull geern een Gefallen van jau hemm, Bejes. Gi hebbt dor achtern in dei Dausen so een grote Weide liggen. Ik har geern, dat wi dor van't Sommer use beiden Starken injaogen dröffen“.

„Hm — — jao — — Marie — — dat is nich so väl, un den Gefallen will'k jau daun; man dann mööt gi mi ok'n Gefallen daun!“

„So, wat is dat dann?“

„Dat is ok nich so väl, dann mööt gi jau dor gün vör den Immenkorf setten un een heele Stunn liek in dat Tietlock blaosen!“

Marie verschröck sik, man sei wör drocker ut dei Döörn, as sei dr inkaomen wör.

Damals geschahen Dinge

VON HANS PILLE

Gegen Abend kam ich von einem Streifzug aus den Wäldern zurück, da fand ich das Haus leer. In den Zimmern war es still. Der schwarzgrau gefleckte Himmel hing niedrig in der Lichtung. Wind flüsterte unter dem Strohdach, und der Tannenwald stand mit schwärzlichen Beinen hinter den Bahngleisen.

Mich überkam ein Gefühl, daß ich allein war; nicht nur im Hause, nein, im ganzen Dorf allein. Während ich noch horchte, klangen Schritte auf der Straße. Ein alter Landstreicher ging vorbei. Er sah herüber, grinste mir aus bläulichem Gesicht zu und trottete weiter. Ich hörte, daß die Schritte sich entfernten, gleichsam aus dem Leben hinausgingen.

Da lief ich an die Straße. Im Westen blühte es fahlgelb am Horizont. Die Kopfsteine auf der Straße blinkten. Im Wartesaal drüben, in den Fenstern spiegelte sich alles.

Hinter jenem Wäldchen fing der Gesang der Russen an. Vier waren es, die nach dem großen Krieg als Tongräber im Dorfe arbeiteten. Sie sangen mit dunklen Stimmen, grollend, halb klagend. Dann setzte ein Tenor ein.

An jenem Abend schrieb ich meine erste Geschichte und machte den Bettler in ihr zum König, der im zerschlissenen Rucksack ein Zepter trug, das ihm jegliches Ding und Ereignis, sollte er danach verlangen, herbeizauberte, auch den beklommen stimmenden Gesang der Russen. Einer von ihnen kam aus Berditschew, zwei von der Wolga und der letzte aus Karaganda. Dieser letzte hieß Militshouk und war ein mittelgroßer, schlanker Mann, mehr schnellfüßig als plump, mit traurigen Augen und einem Schnurrbart, den er gleichgültig behandelte. Er verspürte oft den Drang in sich, zu trinken: klaren Schnaps aus großen Gläsern. Sobald er trank, stieg ein Lied in ihm empor, das er, im Gespräch verstummend, übergangslos anstimmte: Melodien, die einem das Herz abdrückten. Keiner konnte auch so weinen wie er. Wie wenn eine Quelle aus Tränen in ihm entsprang! Er weinte aus Heimweh nach Karaganda und ertrank sich die Illusion, in Kasachstan zu sein.

Eines Nachts, so erzählte er, sei er wach geworden, habe auf dem Ofen gelegen, den Samowar summen und die Röcke der Mamuschka rascheln gehört. Da sei er aufgesprungen und habe ein Licht angerissen. „Aber Licht machte alles fremd. Kein Samowar, nicks Mamuschka, nur schnarchende Pjotr und Alexeij und Igor. Militshouk schrecklich traurig.“

Ich erinnere mich: Er tobte, schlug entzwei, was nicht hart, nicht fest genug war, und konnte nur mit größter Anstrengung gebändigt werden.

Heute sind Spanier dort, Andalusier, stolz und lebhaft wie schwarze Minorca-Hähne. Sie arbeiten im Erz und singen auch, erfuhr ich. Aber was ist ein kollernder Spanier gegen einen schwermütig-melancholischen Russen der Zarenzeit!



Den Zaren gab es damals zwar nicht mehr, aber Militshouk sprach gern über ihn, dagegen mißtrauisch-neugierig über Lenin und Trotzki, die „Bolschewiken“. Seine russischen Freunde Pjotr, Alexeij und Igor zog es hin zu jenen Revolutionären, die die Reichen arm machten, den Armen aber Gerechtigkeit versprachen. Sie reisten auch nach Rußland zurück, aber er —

Das Rascheln des Frauenrocks in der „Nacht des Sommers“ war wohl das Rascheln von Annas Rock gewesen, einer Witwe, die auf dem Ziegeleigelände wohnte. Deren Mann hatten englische Tanks im grauen November 1917 bei Cambrai untergepflügt. Militshouk sang ihr vor, erzählte ihr russische Geschichten und sagte: „Es wird sein ein gutes Leben mit uns zwei, Anuschka.“ So heiratete er sie, blieb zwei, drei Jahre bei ihr und war eines Nachts, als sie mit einem Schrei aus dem Schlaf hochfuhr und in ahnender Angst nach ihm tastete, verschwunden. Die russischen Lieder waren endgültig verstummt . . .

Vor 30 Jahren war das Dorf eine alte Niederlassung im stillen Land, mit einer einklassigen Schule, einer Gaststätte, einer Wassermühle, einer Ziegelei, einem Kolonialwarenladen und rundum einer Handvoll Höfe, die zur Winterszeit auch den Tag über selten aus dem Halbdämmer hervortraten. Pferde atmeten grau in die Luft, Eiszapfen an Strohdächern vergitterten niedrige Fenster, und der Zug, der dunkle, keuchende Tatzelwurm, polterte die „Strecke“ entlang.

In Sommernächten war das Dorf ein zauberhafter Flecken Erde. Silbriger Dunst aus den Tonkuhlen zog lautlos über die Wege, durch die Wiesen und das Dickicht an der Wassermühle. Über dem glasig-dunklen Kolk schlug die Nachtigall. Der Langenberg, bei Tage eine mäßige Erhebung, lag im Mondschein mit kahler, mächtig gestreckter Schulter da. Die Straße, die aus gleicher Lärmlosigkeit kam, führte in den Nächten nirgendwo hin. Diese Nächte gehörten dem Dorf allein. Wer nicht in ihm aufgewachsen war, ertrug sie nicht in ihrer staubsatten Kargheit, ihrer mondbleichen Taukühle und mit den von den Träumen der Leute durchschauerten Häuser.

Im Morgengrauen kam der hinkende Schneider „Wipupp“ den Pfad aus den Wäldern daher über den Hügel Herrenesch, mit dem breiten Kopf unter der selbstgenähten Mütze nach dem Takt des Hinkeschritts ins hellere Licht des Horizonts stoßend. Er kam nur im Winter, nähte uns Hosen und Jacken und flickte. Nebenbei zuckte er mit der Nadel nach unseren empfindlichsten Stellen. Er hatte eine übergroße Unterlippe, einen Lappen von Lippe, die mich auf jene Weise faszinierte, wie das Häßliche uns bannt.

Mein Bruder hat es gewagt, die Heimat wiederzusehen. Er schrieb mir darüber. Seitdem weiß ich manches mehr über das Dorf: wie es jetzt aussieht oder wie man es auszusehen gezwungen hat. Eine neue, große Schule ist gebaut worden, Villen an Hängen. Die schöne, schmale Straße, die einem Heerweg aus der Römerzeit glich, wurde verbreitert und asphaltiert. Schnelle Autos! Aus Musikschränken, Plattenspielern und Kleinstradios, die das junge Volk umgehängt trage oder in der Brusttasche stecken habe, ertönen dort jetzt Schlager um Schlager. Es passiert viel, fast täglich, jedoch wen erregt es noch, da das bläuliche Licht der Fernsehgeräte abends hinter den Fensterscheiben leuchtet!

Damals geschahen Dinge, die uns im Dorf tief bewegten, die nicht wiederholbar waren, gleichsam unerhörter als das, was heute in den Zeitungen steht.

Im Herbst, der auf den Sommer von Militshouks heimlicher Abreise folgte, war der Müller „Schangdelö“ verschwunden. Dieser hieß Jean d'Eleux, hatte als französischer Kriegsgefangener in der Mühle gearbeitet und — nach dem *grande guerre* — die Tochter geheiratet. Später erbte er die Mühle, wurde in starkem Maße großspurig und leicht geistesverwirrt. Wir suchten ihn lange und fanden ihn auf einer Insel im Mühlenteich. Er schoß mit einer Schrotflinte auf uns. Wir lagen aber rechtzeitig im Schilf. Seine Munition ging schnell zu Ende; eine Belagerung hatte er nicht vorgesehen. Es war ein leicht windiger Sonntagmorgen, die Frauen standen in den Türen, und vom Kirchdorf her riefen uns die Glocken zum Gottesdienst.

Auch kein „Baron von Dideraux“ geht mehr die Straße entlang. Der ehemalige Kavallerieoffizier hatte Ostpreußen verlassen, um in seiner Vorväter Land — Frankreich — zurückzukehren. In unserm Dorf wurde er für einige Zeit seßhaft: ein kleiner, etwas dickleibiger Mann mit buschigem Schnurrbart und großem Sonnenschirm, den er „Entoutcas“ nannte und in skurriler Phantasie als ein Erbstück des Bürgers Tallien bezeichnete. Am 27. Juli betrank er sich, weil an diesem Tage im Jahre 1794 der erwähnte Revolutionär Tallien den Anfang vom Ende der Schreckensherrschaft des Robespierre gemacht hatte. Eines Tages ging Baron von Dideraux mit einem rebhuhnfarbigen Italiener-Hahn an der Leine durch das Dorf. Er nannte ihn „Napoleon“. Solches hatte noch niemand gesehen. Seine Späße waren von jener Art, die gespieltes Fürwahrhalten bewirken und im Abgehen von der Bühne beiderseits ergötzt Gelächter. Der Baron von Dideraux — wir verwehrten es uns, zu erforschen, ob Name und Titel echt seien — war ein einfallsreicher Mime; nach ihm kamen kleine Komödianten.

In der Vergangenheit, in Kindheit und Jugend, sammeln sich die zärtlichsten und nachhaltigsten Sinnesreflexionen. Aber ich habe mein Dorf nicht besonders geliebt, zeitweilig es sogar gering geschätzt, und der Begriff „Heimat“ rührte mich nicht. Dafür trieb ich das kleinliche Stolz-Spiel desjenigen, der „überall zu Hause“ ist.

Mit dem Älterwerden, obgleich Jahr um Jahr der Trennung von ihr sich häufen, näherte ich mich innerlich der Heimat wieder. Sie ist von Grund auf verändert, rücksichtslos modernisiert von der fortschreitenden Zeit, die mehr und mehr einen gewalttätigen Zug bekommen hat. Ich verurteile die Zeit nicht, — das wäre töricht, aber ich kann sie nicht lieben. Die Erinnerung rechtfertigt den Argwohn, die Abneigung, den Groll, der wehmütig gestimmt ist.

Ich habe viele große Städte gesehen, bin in fremde Länder gereist, war beeindruckt von diesen und jenen, hingerissen auch wohl, erregt für eine Spanne Zeit. Aber wenn dieser Eindruck abklang, wegsank, stieg das klare, unerregte Bild der Heimat in mir auf. Dennoch verschiebe ich es von Jahr zu Jahr, hinzufahren und sie nach langer Zeit wiederzusehen, weil ich mich davor fürchte, sie im Augenblick des Wiedersehens für immer zu verlieren.

Ein Unikum aus Kneheim

VON HELMUT OTTENJANN

Der Aufgeschlossenheit des Landwirts Anton Tellmann aus Kneheim für kulturgeschichtliche Werte unseres Landes ist es zu danken, daß im Jahre 1968 ein vorgeschichtliches Gräberfeld der frühen Eisenzeit in Kneheim, Landkreis Clopenburg, entdeckt werden konnte. Dies Urnen-Gräberfeld ist ein wichtiger Hinweis für die frühe Besiedlungsgeschichte dieses Gebietes. Unter den Kneheimer Urnen-Funden der frühen Eisenzeit gewinnt aber besonders die hier abgebildete, in fast heilem Zustand geborgene Urne (Höhe 30 cm, Breite 28 cm) wegen ihrer eigenwilligen dreieggliederten Standfußgestaltung besondere Bedeutung. In seiner umfassenden Arbeit über „Die Kultur der Frühen Eisenzeit (750 vor Christi Geburt bis Christi Geburt) in Mittel- und Westhannover“ (1934) vermochte K. Tackenberg nicht ein einziges Gefäß mit vergleichbarer Standfußgestaltung aufzuzeigen.

Diese wie auch weitere in Kneheim in unmittelbarer Nähe des „Brutbörger Fänt“ (Parzelle 163) gefundenen Urnen befanden sich nur einen halben Meter tief unter der alten Oberfläche ohne Hügelaufschüttung. In den leicht zerbrechlichen, irdenen Gefäßen wurde der Leichenbrand des auf einem Scheiterhaufen verbrannten Toten aufbewahrt und beigesetzt, ein Bestattungsritus, der in unserem Lande schon seit der jüngeren Bronzezeit ausgeübt und erst in den nachchristlichen Jahrhunderten durch die sog. Körperbestattung wieder abgelöst wurde.

Eine relativ genaue Einordnung der Kneheimer Funde wird nun ermöglicht durch die hier abgebildete Urne, da sie — von der merkwürdigen Standfußgestaltung abgesehen — als „klassischer“, sog. „Nienburger Typ“ anzusprechen ist, ein terrinenartiges Gefäß, das durch einen weitmündigen, schwach auslaufenden Hals, durch gewölbte, mit Schrägstrichgruppen verzierte Schultern und durch einen einseitigen Bandhenkel eindeutig charakterisiert ist. Solche Gefäße vom „Nienburger Typ“, verbreitet im Aller-Weser-Hunte-Gebiet, stammen aus der Zeit des 6. Jahrhunderts vor Christi Geburt (Hallstadt D).

Auch die hier abgebildete Kneheimer Urne gehört demnach in die frühe Eisenzeit. Die eigenwillige, dreieggliederte Standfußgestaltung erhöht noch den kulturgeschichtlichen Wert dieses Gefäßes, da sie darauf hinweist, daß diese Nienburger Gefäße letztlich auf mitteldeutsche Einflüsse zurückzuführen sind; denn vergleichbare Parallelen zu dieser Art Standfußgestaltung vermögen im mitteldeutschen Raum entdeckt zu werden (Billendorfer Kultur).

Eine weitere Überraschung brachte der Inhalt dieser Urne, da sie nicht nur menschlichen, sondern zusätzlich tierischen Leichenbrand enthielt. Ganz offensichtlich wurden also auch Tiere auf dem Scheiterhaufen des Toten verbrannt und deren Reste gleichfalls in die Urne gelegt.

Die ursprüngliche Größe des Kneheimer Gräberfeldes „auf dem Brutberg“ kann bedauerlicherweise nicht mehr angegeben werden, da schon vor



Kneheimer Urne vom „Nienburger Typ“ aus der frühen Eisenzeit; Sammlung Museumsdorf; Inv. Nr. 10 165. (Foto: Archiv Museumsdorf)

Jahrzehnten, aber auch noch in jüngster Zeit von den angrenzenden Parzellen mächtige Sandabtragungen bis in Fundschichttiefe vorgenommen wurden. (Bau der Bundesstraße 213). Umso größer ist das Verdienst des Landwirts A. Tellmann, daß er sogleich nach Auffindung der ersten Urnenscherben das Museumsdorf in Cloppenburg benachrichtigte und somit die Sicherstellung dieses für die Urgeschichtswissenschaft bedeutungsvollen Fundes ermöglichte.

Arbeiten zur Geographie des Oldenburger Münsterlandes

aus dem Geographischen Seminar der Pädagogischen Hochschule Vechta

VON ANGELIKA SIEVERS

Unter diesem Thema sind für die neuen Jahrbücher des Oldenburger Münsterlandes Ausschnitte aus Arbeiten zur Geographie des Oldenburger Münsterlandes geplant, die aus dem Geographischen Seminar der Pädagogischen Hochschule Vechta hervorgegangen sind. Auf diese Weise können wenigstens Teilergebnisse für die interessierte Öffentlichkeit fruchtbar gemacht werden, wobei besonders auch an die Verwertung im Schulunterricht gedacht ist. Es ist sehr zu begrüßen, daß mit dem Jahrbuch ein heimatorientiertes Organ geschaffen wird, das so manche der sonst in Akten und Archiven schlummernden guten Arbeiten einem weiteren Kreis zugänglich macht. Das neue Jahrbuch wird aber auch, so hoffen wir, eine empfindliche Lücke schließen helfen: Unser Raum verfügte bisher noch nicht über ein Organ mit wissenschaftlich fundiertem Anspruch wie etwa der „Spieker“ für das benachbarte Westfalen, in dem Arbeiten zur Heimatforschung publiziert werden.

Über Rahmen und Inhalt heimatgeographischer Studien an der Pädagogischen Hochschule Vechta als einem wichtigen geistigen Standort der Heimatforschung soll im nächsten Jahrbuch ausführlich berichtet werden. Im folgenden sei als erstes Beispiel ein Ausschnitt aus der Arbeit über das Thema „Die kulturgeographische Entwicklung des Dammer Raumes“ von Franz Ameskamp, Damme, abgedruckt. Um die Zusammenhänge besser beurteilen zu können, seien die Hauptabschnitte aufgeführt: I. Die naturgeographischen Voraussetzungen, II. Die Entwicklung der Siedlungen aus ihren Anfängen bis in die fränkische Zeit, III. Die Ausbildung der ländlichen Siedlungen von 800 bis 1800, IV. Die großen Veränderungen im 19. Jahrhundert, V. Die kulturgeographische Entwicklung im 20. Jahrhundert.

Zur kulturgeschichtlichen Entwicklung des Dammer Raumes

— Ausschnitte aus einer größeren Studie —

VON FRANZ AMESKAMP

Abgrenzung des Dammer Raumes

Der Untersuchungsraum wurde für diese Arbeit auf das alte Kirchspiel Damme in seinen Grenzen von 1827 beschränkt. Er deckt sich mit dem Territorium der heutigen Gemeinde Damme. Die Beschränkung auf diesen Raum erfolgte, weil er in mehrfacher Hinsicht eine Einheitlichkeit und Geschlossenheit aufweist.

Zunächst ist die Einheit seit langer Zeit im politischen Bereich vorhanden. Da das Untersuchungsgebiet von den Nachbarräumen vorwiegend

durch natürliche Grenzen getrennt ist, stellt es trotz seiner natürlichen Vielschichtigkeit eine gewisse naturräumliche Geschlossenheit dar. Weiter liegt eine Einheit im Siedlungsbereich vor. Die siedlungsfreien Dammer Berge trennen zwei Siedlungsbereiche, den nördlichen und den südlichen. Auf der Südseite liegen auf fruchtbarem Flottlehm Boden dichtgedrängt die Siedlungen wie ein Kranz um das Urfarrdorf Damme als Zentralort geschart. Auf der Nordseite erstrecken sich dagegen die lockeren Haufendörfer in weitem Abstand voneinander. Ihre Gemarkungen sind von zahlreichen Einzelhöfen in Streulage durchsetzt¹⁾. Nicht zuletzt bilden die Siedlungen des Dammer Raumes auch in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht eine Einheit: in ihrer Ausrichtung auf den Zentralort Damme. Aus den angeführten Gründen wird hier der Raum Damme mit der Gemeinde gleichgesetzt.

Die Gemeinde Damme umfaßt ein Gebiet von 104 qkm und ist damit die flächenmäßig größte Gemeinde im Kreis Vechta. Ihre Grenzen erstrecken sich von den Dammer Bergen im Norden und Nordwesten bis zum Großen Moor im Südwesten und Süden und weiter zur dortigen alten Landesgrenze gegen Hannover. Im Osten reicht die Grenze bis zum Dümmer und zum Hunteauf.

Zur Gemeinde Damme gehören der Kirchspielort und Gemeindemittelpunkt Damme, der aus 12 Siedlungskomplexen bestehende Kranz der umliegenden Bauerschaften sowie zwei Siedlungen aus jüngster Zeit.

Die Altsiedlungen

Der Dammer Raum ist ein altes, schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedeltes Gebiet. Er weist alle Merkmale eines Altsiedelraumes auf, dessen Anfänge bis in die ältere Steinzeit zurückreichen. Die vorgeschichtlichen Dümmer- und Hunteaufdörfer legen Zeugnis davon ab. Großsteingräber aus dem Neolithikum sowie zahlreiche Funde aus der Bronze- und Eisenzeit lassen erkennen, daß der Raum Damme schon zu jener Zeit verhältnismäßig dicht besiedelt war. Ausschlaggebend für den Standort der Ursiedlungen waren: die Lebensbedürfnisse für Mensch und Tier und die Wirtschaftsformen der Siedler. „Wenn wir auch wenig über Siedlungs- und Wirtschaftsverhältnisse jener Zeit wissen, so kann man doch sagen, daß die Großsteingräberleute Pflugbauern waren, die Getreidefelder anlegten und Haustiere hielten“ (Clemens). Aus der Lage der vorgeschichtlichen Fundstätten in der Gemeinde Damme (Hinnenkamp, Ossenbeck, Haverbeck u. a.) ist zu ersehen, daß die ersten Siedler an günstigen Standorten siedelten, nämlich einerseits in der Nähe trocken gelegener Flächen, wo sich der Boden am leichtesten bearbeiten ließ, andererseits in der Nähe eines fließenden Wassers oder eines Niederungsgebietes als Voraussetzung für die Viehhaltung.

Clemens schließt aus seinen Untersuchungen, die er in der Gemeinde Lastrup durchgeführt hat, daß die Siedlungsmittelpunkte der Bronzezeit größtenteils mit den heutigen Siedlungen zusammenfallen²⁾. Da die siedlungsgeographische Entwicklung im nordwestdeutschen Raum sehr einheitlich verlaufen ist, ist anzunehmen, daß auch die Anfänge der meisten heutigen Siedlungen im Dammer Raum ihren Ursprung in der Bronzezeit haben.

Die Altsiedlungen am Ostabhang der Dammer Berge lassen sich ihrer Lage nach in vier Gruppen einteilen:

1. Die Grenzlage zur Moorzone. Diese Siedlungen waren und sind heute noch begünstigt durch ein ausgewogenes Acker-Grünlandverhältnis. Bezeichnenderweise entwickelten sich aus diesen Siedlungen im Laufe der Zeit die größten Ortschaften der Gemeinde, nämlich Damme-Ort, Osterdamme, Osterfeine, Rüschen-dorf, Borringhausen, Haverbeck, Rottinghausen und Greven.
2. Die Grenzlage zwischen der Berg- und Schwemmsandzone. Die Ortschaften in diesem Randgebiet, nämlich Dalinghausen, Holte, Wienerei und Neuenwalde konnten sich auf Grund ihrer natürlichen Lage nicht so entwickeln, wie die Siedlungen am Rande der Moorzone, Es fehlte das natürliche Grünland. Auch machte sich das starke Relief für den Ackerbau störend bemerkbar. Ursprünglich diente die Waldweide als Ausgleich für das fehlende natürliche Grünland.
3. Die Lage im Geestinnern. Hier liegen die Siedlungen in kleinen Mulden und Senken in der Nähe von kleinen Bächen. Zum Teil sind diese Wasserläufe heute nicht mehr vorhanden. Die Ortschaften im Geestinnern sind Bokern, Bergfeine, Oldorf und Ihrendorf.
4. Die Lage in der Bergregion. An kleinen Wasserläufen in den Längstälern der Dammer Berge liegen die Altsiedlungen Bexadde, Nienhausen, Hardinghausen und Ossenbeck. Die Orte verfügen über wenig Acker und Grünland. Heute ist die Waldwirtschaft dort vorherrschend.

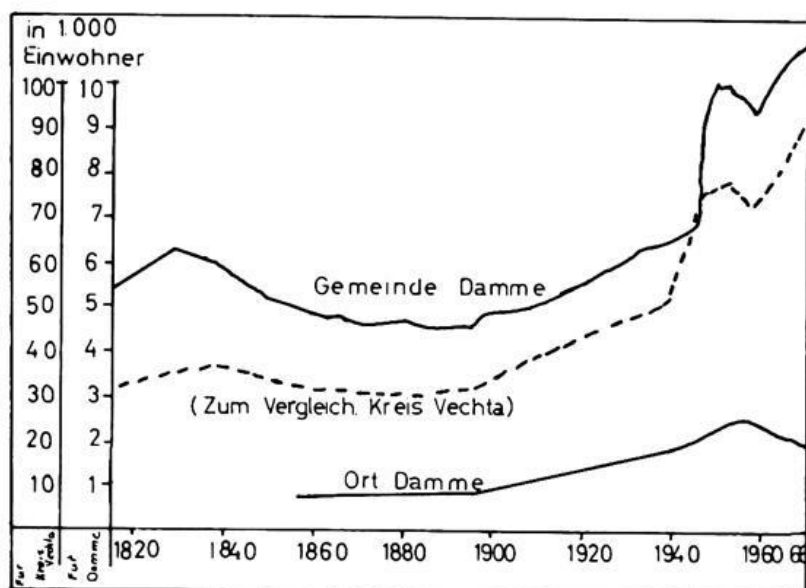
Die Namen der Siedlungen entstanden in sächsischer Zeit. Um 400–600 n. Chr. wanderten die Sachsen in das Weser-Ems-Gebiet ein. Sie teilten das Gebiet des heutigen Süddoldenburg in drei Gaue ein: Dersagau, Lerigau und Hasegau. Den Mittelpunkt des Dersagaues bildete der Ort Damme. Nach Sello wurde der Gau gebildet von den jetzigen Gemeinden Damme, Dinklage (ohne Wulfenau und Bünne über der Brücke), Holdorf, Lohne, Neuenkirchen, Steinfeld, Vechta (ohne den Teil nördlich des Moorbachlaufs). Außerhalb Oldenburgs gehörten dazu Vörden und die 1817 abgetretenen Teile der Gemeinden Damme und Neuenkirchen.

Die Namen der Altsiedlungen und ihre erste urkundliche Erwähnung (nach Kruse³⁾:

Damme (kleindom = altgermanisch Gericht) 1180, Borringhausen (Borninghausen) 1449, Dümmerlohausen (dat-lohus) 1300, Rottinghausen (Rottinghausen) 1449, Sierhausen (Süderhusen) 1449, Hardinghausen (Hardinghusen) 1323, Ihrendorf (Idetenthorpe) 1240, Oldorf (Oldenthorpe) 1240, Rüschen-dorf (Ruschendarpe) 1231, Bokern (Buochorna) 851, Reselage (Risslaun) 975, Bergfeine (Bergfegenon) 872, Osterfeine (Ostervene) 1222, Hinnenkamp (Hinnechem) ?, Holte 1240, Ossenbeck (Ossenbeke) 1231.

Aus der Lage der Siedlungen ist zu ersehen, daß die Altsiedler des Dammer Raumes die naturgeographischen Gegebenheiten in bester Weise zu nutzen verstanden. Ausschlaggebend für die Wahl der Siedlungsstandorte war weniger die Fruchtbarkeit des Bodens als sein Relief und die natürliche Wasserführung.

Die ursprüngliche Siedlungsform hier wie auch im gesamten nordwestdeutschen Tiefland ist der Drubbel. Müller-Wille definiert ihn „als eine aus



Bevölkerungs-
entwicklung
im Raum Damme
(Statistik
Ameskamp)

wenigen Hofstellen bestehende Ortschaft mit unregelmäßig begrenzten, blockigen Hofplätzen, nicht aneinanderstoßenden Gebäuden und einer streifigen Gemengflur“⁴⁾).

Einige wenige Ortschaften im Raum Damme haben ihren Drubbelcharakter bis heute bewahrt. Die Siedlung Osterdamme, die sich unmittelbar an den Ort Damme anschließt, kann als ein Schulbeispiel für den oben beschriebenen Drubbel angesehen werden. Die alten Hofstellen der sogenannten Erben und Halberben liegen unregelmäßig verstreut in großen Abständen voneinander. Zu fast allen Hofstellen gehört der große Garten, der geräumige Hofplatz, der Hofwald aus alten Eichenbeständen und die Schweineweide. Zwischen diesen alten Hofstellen liegen die Siedlerstellen späterer Ausbauepochen, die Köttereien, Brinker und Heuerhäuser. Die noch verbleibenden Flächen dienen, da der Ort in einer Senke liegt, als Weide. Das Ackerland befindet sich unweit vom Ort auf einer höhergelegenen Stufe. Geht man von der Voraussetzung aus, daß die Höfe der Erben und Halberben schon zu sächsischer Zeit vorhanden waren, und läßt man die Siedlerstellen späterer Zeit außer acht, so erhält man ein gutes Bild eines altsächsischen Drubbels.

Bergbau und Industrie

Die Bedeutung der außerlandwirtschaftlichen Wirtschaftszweige nimmt von Jahr zu Jahr zu. Das geht schon daraus hervor, daß die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Arbeitnehmer ständig abnimmt, wogegen die Zahl der Arbeitnehmer in den anderen Wirtschaftszweigen stark anwächst. Ganz besonders sind es der Bergbau und die Industriebetriebe, die die kulturgeographische Entwicklung des Dammer Raumes stark beeinflussen haben.

Der Erzbergbau: Quer durch die Gemeinde Damme zieht sich, von Gehrde kommend bis zu den Stemmer Bergen — eine erzreiche Oberkreidemulde in einer Länge von 25 km und einer Breite von 2 km hin. An der Basis der Oberkreide, im Quadratensenon, ist das Erzlager als typische Brauneisen-

stein-Trümmererzlagertätte ausgebildet. Das Lager hat eine bauwürdige Erstreckung von 21 km Länge und 1,5 km Breite. Die mittlere bauwürdige Teufe beträgt im Westen rd. 220 m und im Ostteil etwa 150 m. Das Lager hat am Nordrand der Mulde eine Mächtigkeit von 4 bis 5 m und nimmt nach Süden hin bis auf 0,5 m ab. Der Durchschnittsgehalt des Dammer Roherzes beträgt 25 bis 35 % Fe. Das geförderte Roherz wurde über Tage durch naßmechanische Aufbereitung in den letzten Jahren bis auf einen Fe-Gehalt von 50 % gebracht. Der Versand des Konzentrates erfolgte durch die Eisenbahn zu den Ruhrhütten. Der Waschschlamm wurde in einem Klärteich von 60 ha Größe und 7,6 Mio m³ Fassungsvermögen geklärt.

Im Zuge der Rohstoffknappheit während des letzten Krieges wurde 1940 die Erzförderung des Dammer Schachtes aufgenommen. Als Bergarbeiter kamen Kriegsgefangene zum Einsatz. Aus diesen kleinen Anfängen während des Krieges entwickelte sich das Erzbergwerk nach 1948 bald zu dem bedeutendsten Wirtschaftsunternehmen Südoldenburgs. 1961 zählte der Betrieb 961 Arbeiter und Angestellte. Anfang 1963 ergab sich jedoch schon die erste Einschränkung der Förderung, die eine Reduzierung der Belegschaft auf 620 Arbeitnehmer zur Folge hatte. Es begann sich zu dieser Zeit die Krise im bundesdeutschen Erzbergbau abzuzeichnen, der in der Folgezeit die meisten Erzbergwerke in der Bundesrepublik zum Opfer fielen. Allein in der Zeit von 1961 bis 1964 wurden 24 Eisenerzgruben stillgelegt. Die verbliebenen Gruben mußten ihre Förderung einschränken. Die Stilllegung der Dammer Schachtanlage erfolgte am 31. März 1967. Bislang ist es trotz großer Bemühungen von maßgeblicher Seite nicht gelungen, einen entsprechenden Ersatzbetrieb anzusiedeln. Das Gelände und die Betriebsgebäude der „Porta-Damme“ wurden von einer Herforder Möbelfirma gekauft, die zur Zeit 40 Arbeitskräfte beschäftigt.

Die Industriebetriebe: Bis zur Währungsreform spielte die Industrie in der Gemeinde Damme eine untergeordnete Rolle. Die wenigen kleinen Betriebe, die vorhanden waren, dienten vor allem der Bedarfsdeckung der näheren Umgebung. Nach 1950 entwickelten sich hier jedoch drei größere Unternehmen, die in ihrer Produktion nicht auf regionale Bedarfsdeckung ausgerichtet sind, sondern ihre Erzeugnisse für den Inlandmarkt und für den Export herstellen.

Die Landmaschinenfabrik Grimme: Die 1939 gegründete Firma entwickelte sich über das Handwerk zu einem Unternehmen, das zunächst vorwiegend für die Landwirtschaft der Umgebung einfache Landmaschinen, in erster Linie Kartoffelroder, herstellte. Nach dem Krieg spezialisierte sich das Werk auf die Entwicklung und den Bau von Kartoffelvollerntemaschinen. Für die Mechanisierung der Landwirtschaft wurde hier wichtige Entwicklungsarbeit geleistet. Die Vollerntemaschinen der Firma Grimme haben sich im Lauf der letzten Jahre sowohl auf dem inländischen als auch westeuropäischen Markt durchsetzen können. Durch ständig wachsende Aufträge hat sich die Zahl der Beschäftigten von 100 im Jahr 1959 auf 253 im Jahr 1967 erhöht. Etwa zwei Drittel der Arbeitskräfte stammen aus der Gemeinde Damme, ein Drittel kommt aus den Nachbargemeinden⁵⁾.

Die Textilfabrik Bahlmann & Leiber⁶⁾: Diese Firma hatte bis Kriegsende ihren Sitz in Mitteldeutschland. Im Jahr 1964 wurde das Werk Damme ge-

gründet. Es entwickelte sich aus bescheidenen Anfängen zum heute bedeutendsten Textilunternehmen Süldenburgs. Das Werk produziert in der Hauptsache Damenberufskleidung. Zur Zeit sind im Werk Damme 246 Arbeitnehmer, in den Zweigwerken Dinklage, Vechta und Visbek 112 Arbeitskräfte beschäftigt. Die Belegschaft besteht zu 95 % aus weiblichen Arbeitnehmern. Das Absatzgebiet der Firma umfaßt die Bundesrepublik, Westberlin und das westliche Ausland.

Die Dammer Maschinenbau GmbH⁷⁾: Das Werk wurde 1962 als Tochterwerk der Lemförder Metallwarengesellschaft gegründet. Weitere Werke bestehen in Dielingen und Wagenfeld. Die Fabrikation wurde in Damme am 17. 2. 1964 aufgenommen. Die Produktion umfaßt Zubehöerteile für die gesamte deutsche Autoindustrie: Spur- und Schubstangen, Lenkstangen, Kugelgelenke usw. Zur Zeit beschäftigt dieses Werk 261 Arbeitnehmer. Wie bei den Firmen Grimme und Bahlmann kommen auch hier etwa zwei Drittel der Arbeitskräfte aus der Gemeinde Damme, die übrigen aus den Nachbargemeinden.

Der Arbeitskräftebedarf des Erzbergwerks und der Industriebetriebe konnte trotz starker Abwanderungen aus der Landwirtschaft nicht durch die vorhandenen Arbeitskräfte in der Gemeinde Damme gedeckt werden. So zogen diese Betriebe auch die freien Arbeitskräfte aus den umliegenden Gemeinden an. Vor der Stilllegung des Bergwerks betrug die Zahl der Einpendler 700 (Stand November 65). Davon waren 300 im Erzbergbau beschäftigt. Demgegenüber standen 250 Auspendler, davon 65 nach Osnabrück. Über den Berufspendelverkehr nach der Stilllegung des Bergwerks liegen noch keine Angaben vor. Von den am 1. 1. 66 im Bergbau Beschäftigten (615) verblieben nach der Aufstellung des Arbeitsamtes Vechta nur 188 in der Gemeinde Damme.

Der Ort Damme und seine zentrale Bedeutung.

Der Ort Damme, der schon von Kohli 1820 als Flecken mit städtischem Charakter bezeichnet wurde, hat sich in den letzten Jahren auf Grund seines Siedlungsbildes und seiner zentralen Bedeutung zu einer rein städtischen Siedlung entwickelt. Nur 3,3 % der Einwohner des Ortes beziehen ihr Einkommen aus der Landwirtschaft. Die rein bäuerlichen Bauelemente, von denen der Ort noch bis vor kurzem durchsetzt war, sind verschwunden und haben modernen Geschäfts- und Wohnhäusern Platz gemacht. Das Geschäfts- und Gewerbeviertel konzentriert sich mit Ausnahme der drei Industriebetriebe auf das Ortszentrum, während die reinen Wohnviertel sich in randlicher Lage befinden. Die Wohngebiete wurden in den letzten Jahren zum Ortsrand hin stark erweitert.

Im folgenden soll der Ort Damme als zentraler Ort untersucht werden. Unter einem zentralen Ort ist nach Christaller die Siedlung zu verstehen, die im Mittelpunkt eines Gebietes liegt und Dienstleistungen und Güter anbietet, die in ihrer Gesamtbedeutung über die betreffende Siedlung hinausgehen und zur Versorgung der umliegenden Gebiete dienen⁸⁾.

Damme als Wirtschaftsmittelpunkt: Der Ort Damme bildet innerhalb der Gemeinde eindeutig das Wirtschaftszentrum. Hier haben die drei Industriebetriebe, 69 % der Handwerks- und Einzelhandelsbetriebe sowie die Mehrzahl der übrigen Wirtschaftsunternehmen, z. B. Banken, Großhandlungen,

Versicherungen usw., ihren Sitz. Durch die drei Industriebetriebe, die auch Arbeitskräfte aus anderen Gemeinden anziehen, reicht die wirtschaftliche Bedeutung des Ortes über die Grenzen der Gemeinde hinaus. Die zentrale Bedeutung in wirtschaftlicher Hinsicht wird noch dadurch unterstrichen, daß alle freiberuflich Tätigen (8 Ärzte, 4 Rechtsanwälte, 3 Tierärzte, 2 Architekten, 2 Steuerberater, 3 Fahrschullehrer) ihren Beruf im Ort Damme ausüben.

Damme als Verwaltungsmittelpunkt: Im Laufe dieses Jahrhunderts sind durch die ständig wachsende Bevölkerung einerseits und durch neue Aufgabengebiete andererseits, z. B. Flurbereinigung und Moorkultivierung, die Verwaltungsaufgaben in der Gemeinde gewachsen. Noch mehr als im Wirtschaftsbereich zeigt sich die zentrale Bedeutung des Ortes Damme für die gesamte Gemeinde und zum Teil auch für die Nachbargemeinden im Bereich der Verwaltung.

Der Ort Damme ist Sitz folgender Behörden: 1. Gemeindeverwaltung; 2. Ortspolizeibehörde; 3. Bundespost.

Diese drei Behörden sind für den Gemeindebereich zuständig.

Daneben ist Damme aber auch Sitz von Behörden, deren Zuständigkeitsbereich sich über die Grenzen der Gemeinde hinaus erstreckt:

1. Amtsgericht (Zuständigkeitsbereich: Gemeinde Damme, Neuenkirchen, Holdorf, Steinfeld); 2. Außenstelle des Gesundheitsamtes Vechta (Zuständigkeitsbereich: Gemeinde Damme, Neuenkirchen, Holdorf, Steinfeld); 3. Außenstelle des Wasserwirtschaftsamtes und der Vechtaer Wasseracht (Zuständigkeitsbereich: Gemeinde Damme und Teile der Gemeinden Steinfeld, Lohne, Vechta, Goldenstedt)⁹⁾.

Auch im kirchlichen Bereich ist der Ort Damme im 20. Jahrhundert Mittelpunkt der Verwaltung geblieben. Die Urfarre Damme ist Zentrum des Dekanates Damme, zu dem die Gemeinden Lohne, Dinklage, Steinfeld, Holdorf, Neuenkirchen und Damme gehören. Die meisten dieser Kirchspiele sind Tochtergründungen der Mutterkirche Damme. Der kirchlichen Verwaltung unterstehen auch in der Gemeinde die vier Kindergärten Damme, Glückauf, Osterfeine und Rüschenhof.

Damme als Schulort: Mit der Gründung zweier Mittelschulen gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts rückte der Ort Damme auch im schulischen Bereich vor den übrigen Ortschaften der Gemeinde in eine zentrale Stellung. Der Einzugsbereich der Mittelschulen erstreckte sich von Anfang an weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus. Heute umfaßt dieser Bereich: 1. den Bezirk Damme mit Damme, Holdorf, Neuenkirchen, Steinfeld (Krs. Vechta); 2. den Bezirk Vörden mit Hinnenkamp, Hörsten, Vörden (Krs. Bersenbrück); 3. den Bezirk Hunteburg mit Meierhöfen, Schwege, Welpelage (Krs. Wittlage).

Der Einzugsbereich zählte 1964 28 636 Einwohner¹⁰⁾.

Seit der Gründung der Mittelschulen ist die Bedeutung des Ortes Damme als Schulzentrum für die Gemeinde selbst und die Nachbargemeinden ständig gewachsen. 1919 wurde in Damme eine Landwirtschaftsschule eingerichtet, etwas später eine landwirtschaftliche Berufsschule.

Mit steigender Bevölkerung ist auch die Schülerzahl aller Dammer Schulen stark angestiegen. Aber nur ein geringer Prozentsatz der Schüler aus dem Einzugsbereich Damme besuchte bis vor kurzer Zeit eine Oberschule. Durch

zu weite Entfernungen und ungünstige Verkehrsverbindungen wurden die meisten Schüler vom Besuch einer höheren Schule abgehalten. Auf 1000 Volksschüler kamen 1963 im Einzugsbereich Damme 77 Oberschüler, während es vergleichsweise in der Stadt Vechta 245 und im Durchschnitt des Landes Niedersachsen 106 waren¹¹⁾.

Mit der Gründung eines neusprachlichen Gymnasiums Ostern 1966 in Damme haben die Schüler aus diesem Einzugsbereich die gleichen Bildungsmöglichkeiten erhalten wie Schüler aus Stadtgemeinden. Besuchten 1963 aus dem Einzugsbereich Damme nur 373 Schüler ein Gymnasium, so zählt das Gymnasium Damme nach dem letzten Stand (1. 9. 67) schon 383 Schüler in den Klassen 5 bis 9. Zu dieser Schülerzahl sind noch die Schüler hinzuzurechnen, die höhere Schulen außerhalb besuchen, weil sich das Dammer Gymnasium erst im Aufbau befindet und die Klassen 10 bis 13 fehlen.

Seit der Gründung des Gymnasiums ist die Schülerzahl der Realschule nicht gesunken, sondern noch leicht angestiegen. Die Mittelschule für Mädchen wurde mit der Gründung des Gymnasiums Ostern 1966 aufgelöst. Die Schülerinnen wechselten zur vormaligen Mittelschule für Jungen über, die ab Ostern 1966 in Realschule umbenannt wurde. Zur Zeit besuchen 426 Schüler und Schülerinnen diese Schule (Stand 1. 9. 67).

Im Zuge der Neuordnung des Volksschulwesens wurden in der Gemeinde Damme zwei Mittelpunktschulen eingerichtet, nämlich in Damme und Osterfeine. Die Planung sieht jedoch vor, eine große, mehrzügige Hauptschule mit Förderstufe in Damme einzurichten.

Seit 1945 hat die Gemeinde Damme als Schulträger Vorbildliches geleistet. Allein im Ort Damme wurden eine neue Volksschule, eine neue Realschule und großzügige Sport- und Schwimmanlagen geschaffen. Hinzu kommt das neue Gymnasium.

Fürsorge und Gesundheitswesen: Auch hinsichtlich der Fürsorge und des Gesundheitswesens nimmt der Ort Damme innerhalb der Gemeinde und darüberhinaus eine zentrale Stellung ein. Das 1856 gegründete Krankenhaus hat sich in den letzten Jahren zu einem modernen Fachkrankenhaus (200 Betten) entwickelt, in dem mehrere Fachärzte zur Betreuung der Patienten eingesetzt sind. Das auch im vorigen Jahrhundert gegründete Waisenhaus und jetzige Kinderheim St.-Antonius-Stift beherbergt 140 Kinder, die vornehmlich aus gestörten Familienverhältnissen stammen. Seit 1949 befindet sich in Damme auch ein Altersheim, in dem etwa 100 alte Menschen wohnen und betreut werden.

Wirtschaftsstruktur und Bevölkerungsdichte in den Ortschaften der Gemeinde

Die Übersicht zeigt, daß heute in den meisten Siedlungen der Gemeinde Damme der Wirtschaftszweig Industrie, Handwerk, Handel einen breiten Raum einnimmt. Nur in den Bauerschaften Borringhausen, Dalinghausen, Haverbeck und Dümmerlohausen überwiegt noch die landwirtschaftliche Bevölkerung. Diese Bauerschaften sind, mit Ausnahme von Dümmerlohausen, die dünnbesiedeltsten Gebiete der Gemeinde. Den höchsten Anteil an gewerblicher Bevölkerung haben der Ort Damme und die Ortschaften um Damme herum, vor allem Glückauf und Clemens-August-Dorf. Im Damme als Verwaltungszentrum der Gemeinde ist der Anteil „öffentliche Dienste“

an der Gesamtbevölkerung besonders hoch. Die Wirtschaftsstruktur der Bevölkerung des Dammer Raumes gibt einen guten Aufschluß über den Strukturwandel, der sich hier vollzogen hat.

Hinsichtlich der Einwohnerzahl haben sich die einzelnen Siedlungen der Gemeinde recht unterschiedlich entwickelt. Die stärkste Zunahme an Einwohnern pro km² haben außer Damme Ort wiederum die Ortschaften zu verzeichnen, die nahe am Zentrum Damme liegen: Damme Bauerschaft (+ 185 E/km²), Südfelde (+ 53 E/km²) und natürlich die beiden neuen Siedlungen Glückauf (ehem. Damme Bauerschaft) und Clemens-August-Dorf (ehem. Reselage-Sierhausen). Die hohe Siedlungsdichte dieser neuen Siedlungen ergibt sich aus der relativ kleinen Ortsfläche, die fast nur aus Wohnfläche und Wegenetz besteht, während bei allen anderen Orten die Gesamtfläche der Bauerschaft für die Berechnung der Einwohnerdichte zugrundegelegt wurde. Die Einwohner der Gemeinde Damme konzentrieren sich zu mehr als 60 % im Ort Damme und in den Ortschaften um Damme herum. Einen weiteren Schwerpunkt hinsichtlich der Bevölkerungsdichte bilden die Ortschaften um das Kirchdorf Osterfeine. Zur Deckung ihres Bedarfs sind die Siedlungen der Gemeinde überwiegend auf das Zentrum Damme ausgerichtet. In etwa eine Ausnahme bildet nur das Kirchdorf Osterfeine, das noch eine relativ hohe Geschäftsdichte aufweist.

Zusammenfassung

Die Kulturlandschaft des Dammer Raumes war im Laufe ihrer langen Entwicklung starken Wandlungen unterworfen. In jeder Epoche spiegelten sich in ihr die jeweiligen Wirtschafts- und Sozialformen der Menschen wider. In Drubbel, Esch und Allmende fanden die Wirtschafts- und Sozialformen der Eschbauern ihren Niederschlag, in der Verheidung der Bergregion, in den Kampsiedlungen, den Kotten und Heuerhäusern die des Heidebauerntums. Die großen Veränderungen im 19. und 20. Jahrhundert kamen und kommen wieder in einer Veränderung der Kulturlandschaft zum Ausdruck, nämlich in der Vernichtung der Heide, in der Aufforstung der Bergregion und in einer Vergrünung der Moorzone. Die alten Flurformen verschwinden im Zuge der Flurbereinigung. Zweckmäßige, großflächige Wirtschaftsländereien bestimmen das Bild der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Die veränderten Bauweisen, der Ausbau der ländlichen Siedlungen, die immer mehr zu Wohnsiedlungen der Pendler werden sowie die Bergbau- und Industriesiedlungen legen Zeugnis von der großen Umwandlung ab, die in allen Bauerschaften der Gemeinde anzutreffenden verfallenden niedersächsischen Bauernhäuser, in deren unmittelbarer Nähe die modernen Wohn- und Wirtschaftsgebäude der landwirtschaftlichen Betriebe erstehen.

Der Mensch im Dammer Raum mußte sich den Veränderungen, die sich im Laufe der kulturgeographischen Entwicklung ergaben, anpassen. Diese Anpassung und Umstellung ging selten ohne Schwierigkeiten und Opfer vor sich. Sie bewirkten soziale Spannungen, die mehrmals durch Auswanderungen zur Entladung kamen. Letztlich aber ist die Anpassung den Menschen dieses Raumes immer gelungen. Das zeigt ganz besonders die Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Der Raum Damme, der schon früh als Zentrum des Dersagaues und als Ausgangsbasis für die Christianisierung unter den übrigen Räumen des Dersagaues hervortrat, nimmt heute wieder

unter den Gemeinden Südoldenburgs einen bedeutenden Platz ein. Auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Veredlungswirtschaft liegt die Gemeinde Damme an erster Stelle in Südoldenburg. Trotz Stillegung des Bergbaubetriebes ist Damme auch auf dem gewerblichen Sektor hinter Lohne im Kreise Vechta führend.

Diese Tatsachen zeugen von einer guten Anpassungsfähigkeit der Dammer Bevölkerung einerseits, aber auch von einem Unternehmungsgeist und einem gesunden Geschäftsraum andererseits.

Anmerkungen:

- 1) vgl. Schrader: Die Landschaften Niedersachsens, B 1, 54
- 2) Clemens, Paul: Lastrup und seine Bauerschaften, Dissertation Göttingen 1945, Manuskript
- 3) nach den Angaben von Kruse, Landwirtschaftsrat, Damme: Manuskript „Ortschaften der Gemeinde Damme“
- 4) Müller-Wille, Wilhelm: Langstreifenflur und Drubbel, Leipzig, 1937
- 5) nach Auskunft der Fa. Grimme, Damme
- 6) nach Auskunft der Fa. Bahlmann & Leiber, Damme
- 7) nach Auskunft der Fa. Dammer Maschinenbau GmbH
- 8) Christaller, Walter: Die zentralen Orte in Süddeutschland, Jena 1933
- 9) Angaben über den Zuständigkeitsbereich nach Auskunft der betreffenden Ämter
- 10) Statistik der Gemeinde Damme
- 11) Statistik der Gemeinde Damme
- 12) Statistik der Gemeinde Damme

Dat Trießken

VON HANS VARNHORST

Dei Röens snüffelt dör dei Gräsfoors up'n Acker. Af un tau stig een Tucht Häuhner up, un dann maakt dei Jägers Damp.

Nu is dei Riege an Dokter Eenhuus. Hei süht nich mehr tau gaut, man hei rett den Scheetknüppel hoch un slüchtert den Haogel sekür aover den blaoven Kohl.

Dor fällt nien Stück. Man wat dor hochkummt ut den Kohl, is Piepjan in sien brune Bostrümpken. Dei Kohl is lang un Jan wat kort. So geiht dat Kohlblöen am besten. Hei gripp an sien ünnersten Rüggestrank, een poor Haogelköörn hebbt dat Achterpand van sien Büxen dörslaon. Kloor, dat Jan nu loslegg tau fleuken un tau futern aover dei verдумmden Jägers, dei üm Blee in't Krüz jaogt un half dot scheet't.

Verdreitlik för den Dokter! Korthannig treckt hei'n Twintigmarkschien ut'e Knippen und stoppt üm Jan in dei smerige Fuust.

S'aobends draopt dei Jägers üm wedder bi Küwens Greetken.

As'n plünnerigen Sack hang hei vör'n Tresen, dei Bramwien leckt üm ut dei Ogen.

„Piepjan“, segg dei Dokter, „so leep is dat mit di doch gor nich, dei poor Haogelköörn in dien Rüggestrank kannst du woll af. Kumm dr eis her, dann will ik di se dr woll utpulen!“

„Dat is dat ok nich, Dokter“, un dei Traonen lopt üm aover dei Backen, „dat Gi mi anschaoten hebbt, do kaom ik woll aover weg, man dat Gi mi för'n Trießken*) ankäken hebbt, dat kann ik Jau nie nich vergäten!“

*) Trießken oder Trießhuhn: von (frz.) Perdrix = Rebhuhn, Wort aus der Franzosenzeit.

Von Nordwestdeutschlands Erdbeben

VON FRITZ HAMM

In den letzten Augusttagen des Jahres 1968 wurden in den Grenzgebieten Ostpersiens gegen Afghanistan rd. 2000 Geviertkilometer zwischen Mesched und Birdschend von verheerenden Erdbeben erschüttert und mehr als 20 000 Menschen getötet. Das Gebiet liegt inmitten jenes auf den Atlaskarten Eurasiens braun gefärbte Gebirgsgürtel, der sich vom atlantischen Ufer der iberischen Halbinsel durch die Mittelmeerländer und durch ganz Asien bis zum Stillen Ozean zieht. Die Erdkrustenbewegungen in diesem großen, fast ein Viertel des Erdrundes umspannenden Gürtel gaben immer wieder Veranlassung zu gewaltigen Großbeben, von denen die von Lissabon (1755 mit 60 000 Toten), von der Straße von Messina (1908 mit allein in Messina 130 000 Toten) und so manche der asiatischen, vor allem der japanischen Großbeben sicher vielen Lesern zumindest dem Namen nach geläufig sind. Pressungen und Zerrungen innerhalb des keineswegs völlig starren Gesteinsmantels unseres Planeten haben in diesem eurasiatischen Berglandsbande selbst alle ursprünglich mehr oder minder in waagerechter Lagerung abgesetzten Gesteinsschichten zerbrochen, gefaltet und schief gestellt. Die Bildungsstellen von Erdbeben, ihr Herd, sind nämlich in der Erdkruste entstehende Bruchspalten, an denen sich die jeweils beidseitig davon gelegenen Krustenklötze in senkrechter, schräger oder auch waagerechter Richtung verschieben. Die infolge der dadurch erzeugten ungeheuren Reibung auftretenden zitternden Schwingungen und Erschütterungen laufen von ihrem oft kilometerlangen Ausgangsort wellenförmig sowohl durch den inneren Erdkörper als auch entlang der Erdoberfläche allseits auseinander. Solche derart entstandenen Krustenbewegungen heißen „tektonische Beben“, weil sie mit der „Tektonik“, der Lagerungsform aller Gesteine in der Erdkruste zusammenhängen. Die Spannungen im Gebiete eines künftigen Erdbebens wachsen zunächst immer mehr und reifen langsam, bis sie die Gesteinsfestigkeit mit plötzlichem Bruche überwinden und dadurch die Schütterwellen allseits aussenden. Solche weithinwirkenden tektonischen Erdbeben bilden allein 90 % aller bedeutenderen Bodenbewegungen. — Explosionen vulkanischer Gase in den Kanälen zur Zufuhr von Lava an die Erdoberfläche erzeugen nur 7 % von „vulkanischen Beben“ mit wesentlich raumbeschränkterem Schüttergebiete und durch unterirdische Wässer entstandene Lösungshöhlen in Salz- oder Gipslagern bilden einbrechend nur 3 % ganz örtlich wirksam werdender „Einsturzbeben“. — Am leichtesten laufen die Wellen aller drei Bebenarten durch festes, noch erdmantelverbundenes Gestein zur Erdoberfläche. Ist der bis dort reichende Fels jedoch noch von Lockermassen z. B. von eiszeitlichen Kiessanden, von vulkanischen Aschen usw. bedeckt, so kann der Wellen Schadenswirkung auf daraufstehende menschliche Wohnsitze je nach der Dicke der Lockerauflage vervielfacht werden oder auch völlig verschwinden, weil bei erheblicher Mächtigkeit sich jede Bewegung in den unzähligen winzigen Teilchen totlaufen kann; dagegen sind Häuser z. B. auf dünnem überlagertem und mit durchfeuchtetem, rutschigem Schwemmsande erfüll-

ten Talsohlen besonders schadensanfällig. Alles Vorstehende diene dem naturkundlichen Laien ein wenig zur Vorbereitung der Ausführungen über Beben in unserer näheren Heimat, von wo man aber glücklicherweise nicht über solche bevölkerungsfressenden Beben zu berichten braucht wie aus den beweglichen Teilen des eurasiatischen Gebirgsgürtels.

Die ältesten verbürgten Nachrichten über Erdbeben in Niedersachsen stammen aus dem Solling. Hier bewirkten im Anfange des 9. Jahrhunderts Erschütterungen nahe dem heutigen Neuhaus Erdrutsche, die den Ochsenbach aufstauten. Dadurch wurden dort siedelnde Mönche zum Wohnwechsel gezwungen. Sie zogen an die Weser und gründeten die Klostersiedlung Corvey. 1323 meldet Lüneburg Bebenschäden, die vermutlich auf Einstürze von Lösungshohlräumen des dort salzhaltigen Untergrundes zurückgehen. Wenn auch das gewaltige Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 uns selbst fast nur merkwürdige Wasserbewegungen herschickte, über die weiter unten berichtet werden soll, so sandte doch eines der dortigen vielen Nachbeben am 18. Februar 1756 Bodenbewegungen, die in Osnabrück, Hameln, Göttingen, Einbeck, Uslar, Gandersheim, Braunschweig und Hannover Schrecken verbreiteten. Besonders in den oberen Stockwerken der Häuser war die schaukelnde Bewegung spürbar wie auch das unheimliche Knacken und Knistern des Balken- und Mauerwerkes der Gebäude. In Gandersheim, Einbeck und Hannover schlugen sogar Kirchenglocken an und dazu entstanden in Gandersheim anderthalb Zoll breite Risse im Gemäuer des südlichen Stiftskirchturmes. Im Deister wie in Hannover bemerkte man die Bewegung sogar zu ebener Erde. Auch das folgende Jahr brachte dem Leinegebiet leichte Beben, die aber auch weiter westwärts bis Osnabrück bemerkbar waren.

Um die Mittagsstunde des 3. Septembers 1770 rückten erneute Bebenstöße ins Tiefland auf das Oldenburger Münsterland zu. Da suchten nämlich zwei bald aufeinander folgende Erschütterungen die Orte Merzen, Alfhausen, Gehrde, Neuenkirchen, Bramsche und Vörden heim. Darüber berichtet das „44. Stück nützlicher Beylagen zum Osnabrückischem Intelligenz-Blate“. „Mit der letzteren, welche die heftigste war, und die, wie man will angemerkt haben, eine halbe Minute gedauert, und ungefähr eine Minute auf die erste erfolgt sey, war eine so merkliche Bewegung und zugleich eine so zeitternde Erschütterung verbunden, daß überhaupt die Ziegeln auf den Dächern, das fürchterlichste Gerassel machten, und alle sonst genannten Mobilia, Schränke, Tische und Stühle ihren Umfall. wie ein jeder in seiner Wohnung angemerkt, gedroht haben. Mit wie vieler Angst und Furcht untermischter Bestürzung und Erwartung eines neuen und schreckenvollen Besuches dieses unterirrdischen Orcans, ein jeder die Flucht aus seiner Wohnung ergriffen, läßt sich in der Kürze nicht leicht deutlich genug beschreiben. Ob nun gleich (dem Herrn, dem allerhöchsten Gebieter der Natur, sey gemeinen Jammers nicht erfolgt ist; so haben doch besonders große und schwere gebäude, vornehmlich die Kirchengewölbe an den mehresten oben benannten, hiebey merklich gelitten. Nebst diesen verdienet hier unter anderem das hochadelige Haus Horst zu Alfhausen bemerkt zu werden. Nicht allein ein auf allen Zimmern besonders an den Querbalken abgeriebener Kalk, sondern auch ein umgestürzter Aufsatz eines, auf einem geräumigen Saale dieses Hauses, befindlichen Ofens, und

vornehmlich ein vom Dach herunter gestürzter Schornstein, wobey dern hohe Besitzer dieses Hauses, leicht ein Unfall zustoßen können; eines sowohl wie das andere ist das deutlichste Zeugniß, von diesem gewiß sehr heftigen und merkwürdigen Erdbeben."

Ein späteres Beben vom 26. August 1878 betraf besonders das Rheinland und Westfalen, wo Schornsteine umstürzten und Glocken von selbst läuteten, schickte auch Ausläufer nach Niedersachsen, wo in Osnabrück drei Stöße festgestellt wurden und das Wasser der Rothenfelder Kolkquelle mit im Erdinneren Kalke schneeweiß gefärbt ans Licht trat; noch in Hannover merkte ein Finanzbeamter seinen Stuhl rutschen und Büchergestelle an den Wänden schwanken. Sein Amtsgenosse rannte vor Schreck auf die Straße, wo donnerähnliches Rollen von unten aufdrang; ebenso spürte Bad Pyrmont das Beben. — Auch Ausläufer eines süddeutschen Bebens um Konstanz liefen am 16. November 1911 abends über die Randspalten des Oberrheintalgrabens und des Leinetales bis Niedersachsen; um 22 Uhr 27 min. langten sie in Göttingen an und verbreiteten besonderen Schrecken in Salzderhelden, Hildesheim und sogar auch noch in Magdeburg. Vielleicht waren diese norddeutschen Bodenbewegungen sogenannte „Relaisbeben“, die durch den heftigen süddeutschen Anstoß auf den nach Norden führenden tektonischen Verwerfungsspalten alle dort bewegungsbereit vorliegenden reifen Spannungen plötzlich ausgelöst hatten

Am 14. März 1951 werden wieder einmal Ausläufer starker Bebenstöße aus dem Raume Brüssel-Euskirchen gegen $\frac{3}{4}$ 11 Uhr in Niedersachsen empfunden. Da zittern in Osnabrück Wohnungswände, Geschirr klappert in den Schränken, wie fernes Gewittergrummeln brummt es im Erdboden, über den Rundhölzer und Fässer zu rollen beginnen; in Göttingen rutschen zu gleicher Zeit im Fernsprechamte Tische hin und her.

Diese oben erwähnten Ausläufer eines tektonischen Bebens und dann noch stoßartige Erschütterungen Pyrmonts in der Nacht vom 6. zum 7. Juni 1964 sind meine jüngsten Erfahrungen über niedersächsische Beben. Geschirrklappern und Gläserklirren in Schränken weckten die Pyrmonter schreckhaft auf. Hier handelte es sich aber um keine große Gefahr; die allein auf das Bad Pyrmont beschränkte Bodenbewegung war wohl nur ein örtlich begrenztes Einsturzbeben infolge Deckeneinbruches einer dort im Boden befindlichen, oberflächennahen Lösungshöhle.

Schon eingangs wurden vom Verfasser bei Erwähnung des Lissaboner Großbebens hinsichtlich seiner Wirkung auf unser Oberflächen- und Grundwasser spätere Erläuterungen versprochen. Bebeneflüsse auf Wasser sind nämlich, wie ein amerikanischer Erdbebenkundler selbst sagte, „eine vernachlässigte Seite des Erdbebenstudiums“. Auch heute ist dieses Wissensgebiet noch voller Fragen. Immerhin kennt man jedoch schon Meßverfahren für Laufzeiten von Bebenwellen, die es ermöglichen, fern von ihrem Herde wahrgenommene Wirkungen damit begründet in Zusammenhang zu setzen. So schwankten am Tage des Lissaboner Bebens zwar in Holland in manchen Städten die Kronleuchter von Wohnungen um 11 Uhr vormittags, als auch unterirdisches Getöse die Holländer vielerorts schreckte; bei uns wurden aber nur Beobachtungen von auffälligen Wasserbewegungen gemeldet, die am gleichen Tage zur selben Stunde bei völlig unbewegter

Luft viele Augenzeugen in Staunen und Sorgen versetzten. Offene Flußläufe wie die Elbe bei Hitzacker, die Aller bei Müden und an der Oker-mündung, die Weser bei Drübber in der Grafschaft Hoya boten die gleichen Erscheinungen wie einige stehende Gewässer. An begrenzten Stellen der völlig ruhigen Wasseroberfläche erhob sich nämlich unter Brausen ein meist 1 m hoher Wasserschwall, brandete gegen die Ufer, überflutete sie weithin und floß dann wieder zurück. Im Verlaufe von fast einer Viertelstunde wiederholte sich das bis zu sechs Malen mit jedesmal abnehmender Stärke. Im Emdener Delft rissen sich Schiffe plötzlich von den Vertäuuungen und schwankten um die gleiche Zeit so, daß Leute an Deck ob der unerwarteten Bewegung plötzlich hinstürzten. Noch auffälliger als in diesen weiten Wasserflächen waren Erscheinungen in engen Brunnen. So wallte z. B. in Dreye, eine halbe Meile flußaufwärts von Bremen, der Spiegel eines Brunnens 6 — 7 Fuß hoch auf und fiel dann wieder auf den gewöhnlichen Stand zurück.

Dem Lissaboner Beben folgte eine lange Reihe von Nachbeben, die sich auf einen längeren Zeitraum erstreckte und deren Stöße auch anderswo wieder erneut noch weitere Folgebeben ausgelöst haben. Ein solches dadurch in Süddeutschland entstandene Auslösungsbeben läßt 1756 Wasser eines Brunnens in Osterode am Harze höherstehend als sonst heftig schwabeln. — Einen deutlichen Ferneinfluß zeigt auch bei uns im nächsten Jahre am 18./19. November 1756 ein im Rheinlande stattfindendes Beben. In ruhiger, windstiller Nacht beobachtet man davon in einem Brunnen Neustadts am Rübenberge von 21.15—0.45 Uhr ein wiederholtes Steigen und Sinken des Wasserspiegels und bei jedesmaligem Höchststande ein auffälliges Seitwärtsschwappen des Wassers. Das zuvor klare Brunnenwasser ist noch am folgenden Tage ganz trübe¹⁾.

Eine Beobachtung aus allerjüngster Zeit bietet aber geradezu ein Prunkbeispiel aller Bebenfernwirkungen auf unterirdisches Wasser. Die Grubenbaue im Gebiete der Bergstadt Clausthal-Zellerfeld sind nach Auflassen des dortigen Erzbergbaues unter Wasser gesetzt und zwar im Kaiser-Wilhelm-Schacht bis zum Ernst-August-Stollen (+ 235 m über NN). Die dort von früher noch bestehende elektrische Zentrale wird aber weiter betrieben. Ihre Turbinen verarbeiten das in mittelalterlichen, oberirdisch angelegten Teichen gesammelte Stauwasser. Es verläßt die Turbinen durch einen Kanal unter dem Boden des Maschinenraumes und läuft in den Kaiser-Wilhelm-Schacht und den Ernst-August-Stollen. Dieser Kanal ist an einigen Stellen mit eisernen Deckeln abgedeckt.

„In den Nachmittagsstunden des 15. August 1950 wurde vom Maschinenwärter ein stoßweises Ansteigen der im Kaiser-Wilhelm-Schacht befindlichen Wassersäule dadurch wahrgenommen, daß die Abdeckungen des Turbinenabflußkanals herausgehoben wurden und an einigen Stellen Überflutungen eintraten. Der Maschinenwärter meldete seine Beobachtungen unverzüglich an den Maschinensteiger, der sofort den Zeitpunkt, nämlich 15.55 Uhr MEZ festlegte. Nach den Angaben des Maschinenwärters wurde ein mehrfaches stoßweises Ansteigen beobachtet. Der Anstieg erreichte annähernd 1 m über dem normalen Wasserspiegel im Schacht und pendelte zurück auf annähernd 1 m unter die normale, so daß die Schwankung annähernd 2 m zwischen den Endlagen erreichte“²⁾.



Am gleichen Tage fand am Südfluß des östlichen Himalayas ein sehr starkes Erdbeben in der Provinz Assam statt. Die Ausläufer dieses Erdbebens trafen mit den Schwingungen ihrer Hauptstöße auch um 15.55 Uhr MEZ die Meßgeräte der Göttinger Erdbebenwarte, also genau zum gleichen Zeitpunkt, als die Hebungen des Wassers im 8000 km von Assam entfernten Kaiser-Wilhelm-Schacht und im Turbinenkanal des Harzes eintrafen. — Die genauen Einzelursachen aller dieser angeführten Fälle von sonderbarem Wasserverhalten sind noch nicht geklärt. Vielleicht häuften sich aber immer im richtigen Augenblick am gleichen Ort eintreffende kleine Erdstöße zu den dort dann größer wachsenden Wasserschwallen.

Die Erdkundler haben je nach der Stärke sinnlich wahrnehmbarer Bebenauswirkungen sie in bezifferte Stufen unterteilt. Diese Skala beginnt „I. Grad: unmerklich. Nur instrumentell nachweisbar“ und endet „XII. Grad: Große Katastrophe. Jedes Menschwerk wird vernichtet“. Bei Durchsicht der oben aus unserer Heimat genannten Schüttergebiete fehlten hier glücklicherweise Herde von Großbeben. Alle Bodenunruhen menschlicher Zeit gehörten vielmehr bislang all den bei uns zur Klasse der tektonischen Kleinbeben, etwa der Grade IV und V an. Ohnehin in aller Welt seltenere Einsturzbeben treten auch in Niedersachsen zurück. Der Mangel aller heute noch tätigen Feuerberge im hier besprochenen Gebiet bietet uns nicht ein einziges vulkanisches Beben. Doch ahmte der sogenannte „moderne Mensch“ so ein vulkanisches Beben nach, als er siegestrunken am 18. April 1947 die Felsinsel Helgoland mit rd. 6000 t Munition in die Luft zu sprengen suchte. Dieser gewaltige künstliche Sprengschlag schickte seine Bebenwellen unter See und durchs Niedersachsenland in 46,9 Sekunden südwärts zum Göttinger Erdbebenmesser und setzte noch rd. 1000 Kilometer von Helgoland entfernt verklingend hochempfindliche Meßgeräte in Bewegung.

Anmerkungen:

- 1) Die zuvorstehenden Begleiterscheinungen von Fernbeben im Wasser stammen außer Emden aus „Hannoversches Magazin“ 1755/56.
- 2) Siehe W. Oppermann, Erdbebenwirkung im Harz, Neues Archiv für Niedersachsen, 1950, Heft 18, S. 538.

Gladiolen

VON HANS VARNHORST

*Hart am Heckenrand die Farben tiefer Kelche
voller sanfter, hingehauchter Tönung . . .
Blüten sind es, doch es sind nicht irgendwelche:
Aufgeputzte Kinder der Verwöhnung.*

*Ein zu laut gesagtes Wort macht sie erzittern.
Grelles Sonnenlicht darf kurz nur dauern.
Welche Kräfte werden ihnen in Gewittern,
die mit Wind und Hagel sie umschauern?*

*Wie bestehen sie des Sommers Wirklichkeiten?
Gladiolen, Farben milder Tönung,
Blumen, schwach und angreifbar, zerbrechlich, leiten
zwischen Sturm und Stille die Versöhnung.*

Dei Hunnertmarkschien

VON FRITZ BITTER †

Michel Meyer wüdd in't ganze Dörp blot „Michel“ nömt. Hei was Junkgeselle und waohnde allein in sin eigen Hus. Achtert Hus har hei'n groten Gorn. Vörn in Hus was'n Waakstähe inrichtet mit'n Dreih- un'n Hövelbank. Michel har kin Handwark leert, doch güngen um ale Diskerarbeiten licht van'ne Hand. Besünners möök hei Diske un Stäuhle. Uk bäterde hei olle, verschlätene Saoken ut. Dortau läwerde hei Särge, Grafkrüze un Holtdenkmaöler vor Kinnergräwer. Up Wunsk dichtede hei tau jedet Denkmaol den passenden Spruch. Enen heb ik noch in 'ne Erinnerunk:

„Heinrich von Höfen heiß ich,
Zum Himmel reis ich,
Ich sag Euch allen gute Nacht
Und will sehn, was Jesus macht.“

Michel arbeitede jümmer gaut un billig. Dorüm nöhmen dei Kunden sine Hülpe gern in Anspruch. Hei freide sick, sine Mitmensken tau helpen. Uk sünk hei bi dei Arbeit mangs lustige Leidkes.

Siene Husgenossen wassen eine Zäge, ein Gokkel un'n Dutzend Häuner. Dat Veih drüf sick frei up dei Dälen bewägen. Dat kine Langwiele in sin Hus upkaomen schull, unnerhült hei sik mit dat Veih as mit Mensken. Dei Zäge har Michel besünners gern, wenn sei uk vull van malle Täöge seet. Sei was jümmer lustig un munter un gew vull Melk. Uk dei Hushaohn gefüllt üm. Michel freide sick, wenn dei Haohn mörgens Kükrükü krehede. Un wo wichtig un kriegslustig stolzeierde dei Gokkel herüm. Väl Freide möken um uk dei Häuhner. Sei wassen so bescheiden. Wo behöt bemudderten dei Klukken ehre Küken!

Man al dit kun Michel sin Hart nich utfüllen. Hei fälde sick in'n Huse faoken verlaoten un einsaom; denn hei wüss, et fählde dei Säle, eine gaue Frau . . .

Un dei fixe Michel heff bolle dei richtige Frau funnen. Et was Jenne, dei kine Öllern mehr har un nu in't Naoberhus dei Köken leerde. Sei har dat Läwen bi frömde Lüe satt un wünskede sich eine eigene Familge, Michel mök dorüm dei Hochtied tau Ostern fast.

Einet daogs kreeg Michel vant Militär eine Vörlaodunk in'ne Stadt. At dei Musterungsdag kaomen was, versörgede hei smörgens dat Veih, trück sin swatten Schlipprock an, steek en Militärpaß un en Hunnertmarkschien inne Bosttasken un mök sik up'n Patt.

Un Klokke twei was hei al wehr trügge. Uppe Reise har hei en gräsigen Schmach krägen. Uppe Dälen hünk hei gaue den Schlipprock an'n Stänner-tobben un fünk inne Köken an tau kaoken.

Uk dei Zäge was an den langen Mörgen schmachtig wudden. Et was so leip, dat ehr Ingewand sik in't Liew dreihede. Sei wudde ungeduldig, blarde wisseweg un stödde vor dei Käökendörn. As dat nix nützedde, reet sei



Michel sinen Schlipprock van den Tobben, truck den Hunnertmarkschien ut dei Bosttasken un fünk dorbi an tau mümmeln.

Michel füllt up, dat et plötzlik ganz stille wüdd. Hei dachde: Kiek eis gaue naoh dei Zäge. Tu sinen Schreck seeg hei, dat dei Zäge den lesden Rest van sinen Hunnertmarkschien herunnerfreet. Wo was et möglik? Schull hei sin sur verdeinte Geld so up einen Schlag verleisen? Dei kollen Gräsen löpen üm öwern Rüggen un up en Ogenschlag verschlög et üm dei Spraoke. As hei weer tau sick kaomen was, stellte hei sik twee Fraogen. Erste Fraoge: „Hört dei Zäge tau dei Weerkauers?“ Tweide Fraoge: „Ist möglik, den Geldschien ut den Blörmaogen tau haolen, aohne dat nützlikke Deiert tau schlächten?“ Wel künn üm Antwort gäwen?

Michel wüß kin Raot. Sine Naowers wull hei nich fraogen, denn dei wüdden üm luthals utlachen un den Vörfall unnere Lüe bringen. Neeh, dat künn nich angaohn. Endlik köm üm en gauen Gedanken: Pastor Müller, dat was'n klauken Heer, dei uk schwiegen künn, den wull hei upsäuken un üm Raot angaohn.

Gaue truck hei mit dei Zäge naoh dei Pastraote, bünd dat Deiert in'n Gorn an, un drööp uk Pastor Müller in sin Hus an. Mit en puterrohen Kopp un vör Uprägung stäoternd drög hei sine Angelägenheit vör. Dann wull hei den Pastor mit in'n Gorn nödigen, dat hei dei Zäge in Ogenschin nähmen kunn.

Dei Pastor hüllt dat nich vör nödig un anterde fröndlik: „Michel, wat du mi vertellst, bliw unner us. Ick versichere di, dat dei Zägen Weerkauers bünt. Aober den Hunnertmarkschien kannst du nich heil ut den Blörmaogen haolen. Dei Zäge, wekke die soväl Melk läwert, kannst du nich missen. Wenn du sei schlächtes, dann hest du tau dei Banknote uk noch dat nützlikke Deiert verloren. Dorüm laotse läwen. Dei hunnert Mark kannst Du gaue weer verdeinen. Süh, dei Karkengemeinde brük tau Wihnachten ein neiet Krippken. Dat schast du upbauen. Ik kann jao kinen bäteren Künsler finnen as di. Dat Baumatriaol unt dat Modell ligget al vör. Maok di dor gaue achter. Ick betaole di uk mehr as 100 Mark. Ick betaole die en Künslerlohn. Nimm min Angebot vandaoge noch an, dann is us beide hulpen.

Michel füllt en Stein vant Harte. Mit Traonen in'ne Ogen anterde hei: „Heerohm, ji hebt alen Schaoden van mi naohmen.“ Dann greep hei Heerohm sine Hand un säg: „Ick kann nich gaut maoken, wat ji vör mi dauet, möge use Heergott et jau lohnen!“

Pastor Müller leet Michel sine Hand noch nich los un säg fröndlik: „Michel, nu noch einen gauen Raot. Mit dine Hushölgen most du anners. Dei Junkgesellenwirtschaft brink di uppe Dur up'n Hund un du vereinsaomst in din Hus. Kannst du nich en fixe Frau finnen?“

„Jao“, anterde Michel, „Heerohm, ji hebt recht. Ick hebbe uk al vörsörgt. Glik naoh Ostern hiraote ick dei Jenne, dei bi usen Naober dei Käöken leert. Sei hef kine Oellern mehr un sähnt sik dorüm naohn eigene Familge“. Ganz freidig sä dei Pastor: „Michel, dort hest du en gaue Waohl draopen, ick gratuleiere di.“

Nu wüdd Michel ganz munter un säg: „Heerohm, ji möt use Trauunk vörnähmen un ji bünt an'n Hochtiedsdag use Gast, dat möt je mi verspräken.“

„Jao“, säg Heerohm, „dat will ick gern annähmen. Aober nu noch eins: Michel, dei Vörfall mit den Hunnertmarkschien lig nu achter di, dor drafst du nich mehr an denken!“

„Nee“, anterde Michel, „ji, Heerohm häbt dei Angelägenheit taun gauet Enne brocht. Ick bün nich mehr trurig, nee ick bün freidig stimmert. So düster un schwor min Gank naoh dei Pastraote wäsen is, so licht is nu min Trüggeweg. Nochmaols välen, välen Dank, munterhollen, Heerohm! Gott möge jau dat lohn!“

Kägen Aobend günk Michel naoh Jenne hen un vertellde ehr, wat hei mit sine Zäge beläwet har. Sei freiede sick, dat Pastor so gaut holpen har un sä dann: „Michel, legge dei Zäge sofort an dei Ketten, dat sei nich weer an dine Banknoten kann!“

As Jenne noch vör Michel stünd, trük hei sei an sik un straokelte ehre runnen Wangen. Sei was so glücklik, dat sei en Harte funnen har, dat mit ehr Harte in’n Gliektakt schlög. Nu was sei nich mehr verlaoten un einsaom. Enne April was dei Hochtied, dann wassen Michel un sei vör immer mitenanner verbunnen.

* * *

Langsaom köm Ostern neeger. Tauerst was et buten rusig un windig. Lääter, tau den Hochtidsdag hen, legde sick dei rusigge Wind un et wüdd ein Dag vuller Sünnenschien. Väle Lue harren sick vör dei Karken infunnen, üm dat stattlicke Brutpaor tau seihn. Inne Karken wiehede dei Heer Pastor tauerst dei Ringe. Sei bünt ’n Sinnbild van ewige Treue. Dat Brutpaor stickede sick dei Ringe wesselsiedig an’n Rinkfinger. Dat Jaowort van Jenne un Michel klünk sicher un dütlik dör dei wiede Karken. Man künn hörn, dat et van Harten köm.

Michels Frönde harren dei Karken festlik mit Gräun un Blaumen schmücket. Selten har dei Gemeinde so’n fierlicke Hochtied beläwet. Kort vör Middag was dei Trauunk beendet. Nu bewägeden sik dei Brutlue un ehr Gefolge naoh Michel sin Hus hen, dat dei Naobers uk mit Kränze un Blaumen schmücket harren.

Pastor Müller müss den Ehrenplatz kägen dei Brutlue innähmen. Middaogs hüllt hei ne Råde: „Min leiwet Brutpaor! Et is mi en Hartensangelägenheit jau vandaoge mine besten Sägenswünske uttauspräken. Ji hebbet so äwen den Bund vört Läwen schlaoten. Ji hebbt äwen dat Läwensschipp bestägen, up wekket dei Planken un Balken tauhopehollen werd dör Leiwe un Treue. Midden up’t Schip hebet ji hoch upplantet den Mast van den Glowen. Den Kumpas hebt je naoh den Herrgott utrichtet. Mit sinen Sägen feuert ji sicher öwer den Ozean van’t Läwen un den Wille van’t Schicksaol brek sick an jauen fasten Glowen!“

Naomiddags wast’n Gaohn und Kaomen van Verwandten un Bekannten. dei ale Geschenke mitbrochten. Saobens wüdd et dann recht lustig. In’n Timpen van dei Staowen wüdd en Disk henstellt, mit’n Staul dorup. Dat was dei Platz vör den Musikanten. Dei Musikus spälde nu taun Danz up un tredde mit’n Faut den Takt dortau. Faoken stimmende hei uk lustige Lieder an. Inne Pausen wüdd gemeinsaom sunge un lustige Vertelzel taun besten gäwen.

Buten üm't Hus wüdd böllert un schaoten, as wenn dei Welt unnergaohn wull. Einige Gäste, dei buten friske Luft schnappen wulen, sprängen gaue weer in't Hus trüge; denn dat Für stöv ehr üm dei Ohren.

In't Hochtiedshus gängen dei Freidewellen jümmer höger. As sei sik up'et Höchste utwiedet harren, was dat Brutpaor unupfällig verschwunnen. Langsaom ebbede nu uk dei allgemeine Begeisterunk af. Kägen 2 Uhr harren dei Gäste in lustigge Stimmung Michel sin Hus verlaoten.

Jenne un Michel freieden sik naoh dei Hochtied, dat dei Fier so gaut verlopen was. Sei wassen twee glücklikke Naturen, dei gaut tausaoen passenden. Ehr gemeinsaome Läwenspatt was — at man woll seg — bit in't hoge Oeller mit Blaumen bestreiet.

Dei Geschichte mit den Hunnertmarkschien wohrde Michel sin Läwen lank as 'n grotet Geheimnis.

Der Maler Ernst von Glasow

VON JOSEF GIESEN

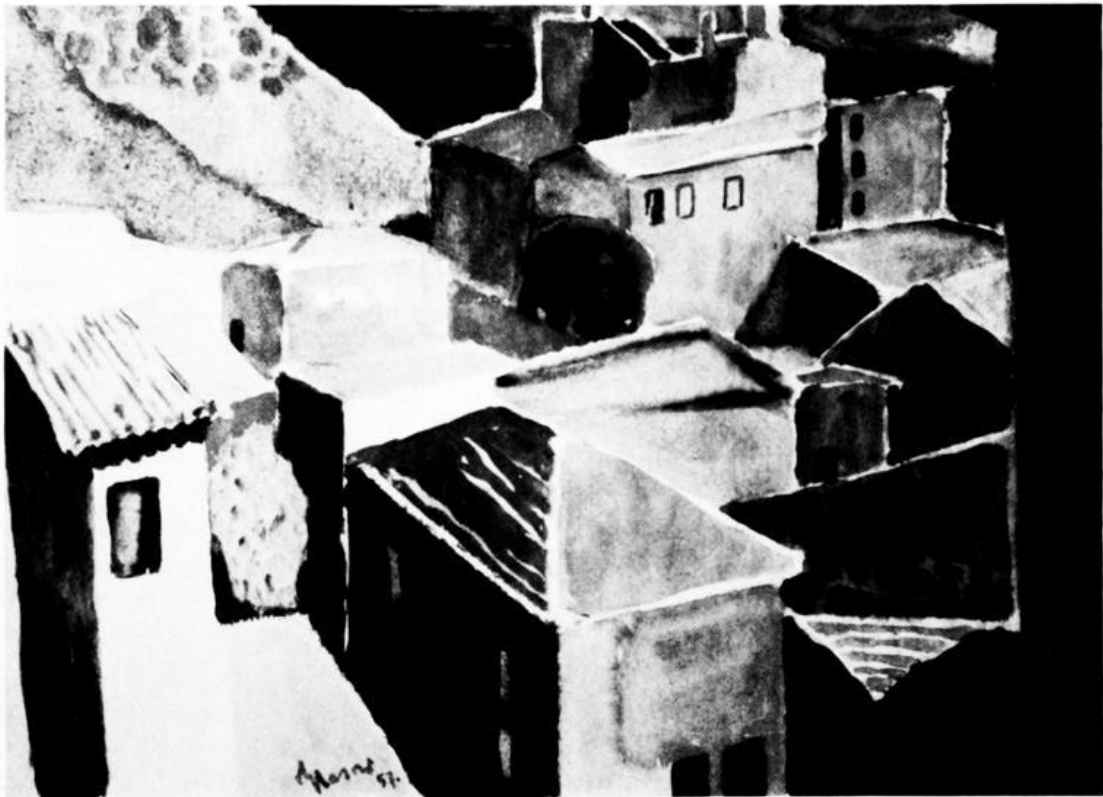
Seit 1947 lebt Ernst von Glasow im Umkreis von Gut Daren bei Vechta, und Schleddehausen wurde endgültig seine neue Heimat. Dort vollzog sich auch ganz seine künstlerische Entwicklung, der Weg eines schon gereiften Mannes zur Malerei. Am 21. Juli 1897 wurde er in Partheinen am Frischen Haff geboren. Sicherlich künstlerisch begabt wie andere Mitglieder seiner Familie — ein Bruder studierte Architektur — hat er Zeichnen als Hobby betrieben. Aber als ältester Sohn der Familie fiel ihm die Aufgabe zu, sein ererbtes Gut in Ostpreußen bis zum 2. Weltkrieg zu verwalten. Im Krieg diente er als Offizier und kam nach Amerika in Gefangenschaft. In dieser Zeit liegen seine ersten malerischen Versuche, frische, lichte, naturhafte Landschaftsaquarelle, die eine genaue Beschreibung der von ihm erlebten Gebiete in Amerika sind.

Bei seiner Heimkehr hatte er Besitz und Lebensaufgabe in Ostdeutschland verloren und fand durch Familienbeziehung zu von Frydag in Süoldenburg eine neue Heimat.

Hier machte von Glasow aus dem, was er mit beachtlichem Können und Geschmack bisher als Liebhaberei betrieben hatte, zunächst ein ernsthaftes Selbststudium und nach einigen Erfolgen einen Beruf. Es begann eine selbstkritische Auseinandersetzung um Form und Farbe der dinglichen Umwelt, wobei es im wesentlichen um Formulierungen zu Licht und Schatten ging. Studienobjekt waren meist Landschaften und Stillleben-ausschnitte. Zuerst entstanden fast schulmäßig impressionistische Landschaftsaquarelle, die jedoch, farbig wenig locker, einen Hang zu straffer Form bewiesen. Obschon seine Zeichnungen in dieser Zeit immer malerisch weich modelliert waren, also in schwebendem Helldunkel verharrten, erhielten die farbigen Arbeiten dagegen ein graphisch-lineares Gerüst, das lichte Farbigkeit von schweren Schatten trennte. Die Malerei



Ernst von Glasow, „Am Stadtrand“.



Ernst von Glasow, „Türkische Häuser“.

bekam einen flächig expressiven Charakter. Der Gegenstand im Bilde wurde scharf akzentuiert und vereinfacht, behielt aber seine naturnahe Form. Bald stellten sich auch Formverfremdungen ein, die nur noch das Wesenhafte anerkannten. Hiermit war dann auch der erste Schritt zur Gegenstandslosigkeit gemacht. Die bisher fruchtbarste Schaffensperiode war aber die expressive Phase, auf die der Künstler auch heute immer wieder zurückgreift. Sie brachte eine neuartige, persönliche Farbgestaltung, bei der alle leuchtenden und brillierenden Töne aus differenzierendem Dunkel in Braun und Grau hervorstachen. Glasows Farbe war schon aus seinen Anfängen bewußt dezent abgestimmt, gewöhnlich im Licht transparent, klingend und im Schatten dichter und zuweilen erdig-schwer. Diese Farbstellung ermöglichte im Zusammenhang mit dem linearen Bildgerüst eine brauende, ans Konstruktive gemahnende Malweise, die auch das Aquarell „Am Stadtrand“ bestimmt. Solche Bilder mit Heimatmotiven finden wir vielfach in den Schulen Südoldenburgs. Sie waren dann der Anlaß zu zwei größeren Aufträgen von Wandbildern in der Berufsschule in Lohne und im Sitzungssaal des Vechtaer Kreishauses.

Inzwischen hatte sich von Glasow bei Ausstellungen der Pädagogischen Hochschule Vechta und innerhalb der „Freien Gruppe“ in Oldenburg weiter bekannt gemacht. Er erhielt ein Stipendium zu einer Studienreise nach Paris. Der Aufenthalt in der Stadt des silbrig-diffusen Lichtes löste ein wenig die gebaute Strenge seiner Kompositionen und hellte seine Palette etwas auf. Nachhaltiger wirkte ein Jahr später (1957) eine Reise in die Türkei. Die Sonne über der südöstlichen Landschaft teilte Gebirge und Häusergruppen in klar getrennte Licht- und Schattenmassen auf. Das kam der künstlerischen Auffassung von Glasow entgegen, der jegliche effektvolle, heitere Spielerei, auch bei duftigen und schwerelosen Motiven, vermeidet. Das liegt seiner etwas grüblerischen, immer ernsthaft suchenden Art nicht. Die türkischen Landschaften haben alle eine stille, einprägsame Monumentalität, die aus der Organisation von großen hellleuchtenden und farbig durchgearbeiteten, dunklen Flächen gewonnen ist. Da ist die Spannung des Gegenüber der großen Massen wirksam.

Dieses Problem beschäftigt ihn auch bei seinen gegenstandslosen Bildern, ob er nun schwere Kolosse von farblicher Einheit aufeinander türmt, sie gegeneinander in Bewegung setzt oder sie umeinander kreisen läßt. Oft deuten dabei duftig-transparente Schleier in lichten Farben die Bewegungsrichtung an oder umspielen schwerfarbige Komplexe. Letztere sind manchmal felsenhafte kantig hingestrichen oder erhalten feingliederige Strukturen, wie ein lange unter Wasser gewesener Schiffsleib. Grundmotiv bleibt die Bewegung, jedoch meist zähflüssig und langsam. Obschon im März 1968 die moderne Galerie im Kaponier zu Vechta unter der Regie junger Künstler hauptsächlich solche Arbeiten von Glasow zeigte, meint er selbst, mehr dem Visuellen und Gegenständlichen verpflichtet zu sein. Immerhin machen auch derartige Bilder Schwersagbares sichtbar.

Somit besteht für von Glasow gar nicht das Problem, ob gegenständlich oder ungegenständlich. Er würde auch nie sagen: ich kann so oder so. Aus der Auseinandersetzung mit optischen Reizen, die an der Natur gewonnen sind, wird etwas. Der Beginn liegt immer beim Naturstudium.



Ernst von Glasow, „Berge in Anatolien“



Ernst von Glasow, „Bewegte Komposition“.

Innerhalb des Arbeitsprozesses entscheidet sich, ob das Objekt ihn so gefesselt hält, daß es zu einer gesammelten, großzügig expressiven Gestaltung kommt, oder ob eine Farbkombination, ein Flächen- oder Liniengebilde ihn zu einer abstrakten Vision führt. Manchmal entstehen aus einem einmaligen Erlebnis mehrere verschiedenartige Bilder. Da fühlt sich der Maler frei und folgt seinem jeweiligen Impuls.

Das bedeutet aber nicht, daß er gebundeneren Aufgaben aus dem Wege geht. Nicht gerade oft malt er Porträts, die eindringlich der Persönlichkeitsstruktur nachgeben und bei hoher malerischer Kultur doch jegliche routinemäßige Eleganz vermissen lassen. Gerade zum Porträt und zur Persönlichkeitsdeutung hat von Glasow eine stille, nie ganz erfüllte Liebe. Das bedeutet bei der heutigen Kunstauffassung einen gewissen konservativen Zug, den wir sonst bei ihm nicht bemerken; es sei denn seine immer noble Farbgebung.

Außer den schon erwähnten Ausstellungen zeigten Privatgalerien in Gelsenkirchen, Hamburg und Wilhelmshaven zeitlich zusammengehörige Gruppen seiner Arbeiten.

In über zwanzigjähriger, ruhiger Arbeit hat Ernst von Glasow einen weiten Entwicklungsweg gemacht, vom abgeschriebenen Naturausschnitt über expressive Wesensdeutung bis zur abstrakten Verarbeitung. Entscheidend ist bei seinem dauernden Suchen seine Unabhängigkeit und seine eigenständige Art. Gerade deshalb zählt er zu den Malern, die uns heute etwas zu vermitteln haben.

Lucie Uptmoor, eine südoldenburger Malerin

VON JOSEF GIESEN

Die Malerin Lucie Uptmoor ist ganz Kind ihrer südoldenburger Heimat und blieb es auch, obschon man sie wegen ihrer Beziehungen zur internationalen Kunstwelt nicht „Heimatmalerin“ nennen könnte. Sie wurde am 25. November 1899 als Tochter eines Arztes in Lohne geboren. Nach dem Abitur kam sie aus verständlichem Ressentiment ihrer Eltern gegen einen künstlerischen Beruf ziemlich spät zum Studium der Malerei. Die erste Station war eine private Malschule in Berlin. Am Ende der zwanziger Jahre wurde sie Schülerin der Kunstakademie in Düsseldorf. Dort studierte sie und arbeitete auch schon selbständig bis in den zweiten Weltkrieg hinein. Nach den ersten Bombenangriffen auf die Kunststadt kehrte sie nach Lohne zurück. Kurz nach Beginn des Jahres 1950 arbeitete sie mehrere Monate in Paris, wo sie nach 1955 einen ständigen Wohnsitz hatte. Doch sich nach ländlicher Umgebung sehnend schuf sie sich eine neue Atelierwohnung in einem kleinen Ort in der Normandie. Oft weilt und arbeitet sie aber in Lohne, so daß die Verbindung mit dem heimatlichen Kreis nie abgebrochen ist.

Nach zehnjähriger Arbeit in der rheinischen Kunstmetropole rechnet sie mit zur Düsseldorfer Schule. Als sie dort hinkam, war die Nachkriegswelle des



„Südoldenburger Junge“



„Winterlicher Blick aus dem Fenster“

anfangs noch umstrittenen Expressionismus schon verebbt. In Düsseldorf pflegte man damals — etwas verallgemeinernd gesagt — einen fast soliden, akademisch anerkannten Expressionismus, der farbliche Kultur in etwas weich verschliffener malerischer Art betrieb. Auch die Künstlergruppe „Das junge Rheinland“, bei der sie Anschluß fand, hatte ihre wild experimentierenden Jahre hinter sich. Jedenfalls blieb zunächst einmal viel von der gut gemauerten, koloristisch differenzierten malerischen Technik mit starkem Ausdrucksstreben bei Lucie Uptmoor haften. Sie nennt Oskar Moll ihren eigentlichen Lehrer, findet mit und durch ihn ein besonderes Verhältnis zur Malerei von Matisse. Daraus resultiert einmal eine bewußte Strenge im Bildbau und ebenso eine Formstrenge im Bilddetail. Dies zeigt sich selbst an den malerisch gelockertesten Arbeiten. Später — etwa mit dem Aufenthalt in Paris — gewinnt der Strich oder die lineare Prägung eine starke Bedeutung für den Bildbau. Versuche, sich vom Gegenständlichen zu lösen, blieben erfolglos, da sie ihr nicht lagen. Sie verharrt, sich gänzlich treu, bei der stark expressiven Verarbeitung und Ausdrucksgestaltung des optisch Erlebten.

Die Künstlerin sieht bei der Menschengestaltung und im Porträt ihr ureigenstes Gebiet. Das hängt mit ihrer Stärke im formalen Zeichnen zusammen. Es gibt eine Serie von farblich spritzigen Landschaftsbildern aus ihrer Umgebung und speziell aus ihrer hiesigen Heimat und lebendig gebaute Stilleben.

Als Lucie Uptmoor mit ihrer selbständigen Arbeit begann, hatte sie erste Erfolge mit Kinderbildern aus unserer Gegend. Sie sind echt fraulich gesehen und motivlich, zum Teil auch ausdrucksmäßig, an Paula Modersohn-Becker orientiert. Gemalt sind sie aber in ganz eigener Form. Der wesentliche Unterschied besteht in der feineren Durchmodellierung und der weni-

ger gebundenen Farblichkeit. Ein ganz frühes besitzt die Pädagogische Hochschule in Vechta. Ein still sinnendes Landmädchen sitzt in einem ziegelroten Kleidchen vor einem wundervoll patiniert wirkenden grün-blauen Hintergrund. Die Farbigkeit ist damit feinfühlig auf den Komplementärkontrast gestellt. Das mehrfach in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte Bild hat noch sehr feste naturhafte Form. Die Kinderbilder und andere Arbeiten, die Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre entstanden, sind sehr dicht-pastos gemalt mit weichen, körnigen Übergängen von Licht und Dunkel. Der Reiz der Modellierung kommt dadurch zustande, daß leuchtende Helligkeit auf reichfarbige Schattenpartien, die schon angetrocknet sind, mehr aufgerieben als flüssig gemalt ist. Periodisch wurde fast ganz auf festen Strich und Linienelemente verzichtet. In dieser Zeit entstanden eine Menge von südoldenburgischen kleinen Flachsköpfen und Blondlingen, meist mit dem Ausdruck einer gewissen Scheu oder der Verhalteneheit ländlich gebändigten Temperamentes. Die Farbe bleibt trotz warmem Gelb, Braun und roten Tönen bei gemäßigter Kühle.

Die Stimmung der Farbskala dürfte aus einem „Winterlichen Blick aus dem Fenster“ hervorgehen, obschon in dem interessant gebauten Bild die Kühle dominiert.

Um 1950 liegt ein kurzes Intermezzo, das an die Neue Sachlichkeit gemahnt. Hier meldet sich in straffumrissenen Formen, in klar gesetzten Pinselstrichen und wohlorganisierten Farbflächen die stark zeichnerische Begabung der Künstlerin. Das plastische Volumen mag ein wenig zu sehr akzentuiert sein. Dies jedoch wurde schnell überwunden. Der zunächst umgrenzende und umrahmende Strich wird zum aussagenden Zeichen und bindet alles Räumliche wieder an die Fläche. Darin hat Lucie Uptmoor bei aller bisher nachgewiesenen Eigenständigkeit den ureigenen, persönlichen Stil



„Alte Frau“



„Damenporträt“

gefunden. Ohne die malerisch-farbliche Differenzierung zu vergessen, ohne auf eine Modellierung zu verzichten ist eine stille einprägsame Einfachheit in die Bilder gekommen. Sie versteht es, den menschlichen Ausdruck auf eine schlichte Formel zu bringen. Gerade dies war ihr großes malerisches Anliegen. Mit diesem Anliegen, das sie heute in einfacher Form verwirklicht, steht sie voll in der heutigen künstlerischen Wirklichkeit, soweit diese noch gegenständlich orientiert ist. Der Weg dahin scheint zunächst kurvig und verschlungen, er wurde aber konsequent gegangen. In Düsseldorf lernte sie naturhaftes Malen unter Kultivierung des farblichen Oberflächenscheines, letztlich noch unter einem spätimpressionistischen Programm stehend. Doch baute sie bald akzentuierte Ausdrucksphänomene in diese Malform hinein. Ausdrucksgestaltung — alias Expression — ist aber nur mit Übersteigerung im Farblichen oder bei der Form möglich, sagen wir kurz mit Verfremdungseffekten. Sie suchte das Letztgenannte in der Form und durch den Strich zu erreichen. Bald schlich sich dann in die stark vom Linienbau bestimmten Bilder auch der farbliche Verfremdungseffekt ein. Darin ist sie von französischer Malkultur beeinflusst. Ihre Gewissenhaftigkeit im Zeichnerischen auch bei stärkster Verarbeitung und Vereinfachung zeigt sie als Norddeutsche. Der Verzicht auf jegliche dramatische Gestik macht es ihr zwar schwer, das Drama Mensch zu verbildlichen, aber sie schafft dies, indem sie alles innerlich Erlebte bei stillen Bildern scharf durchschauend in die Oberfläche bannt. Gerade mit dieser fast sachlichen Schau bleibt sie echte Südoldenburgerin, auch in der Art und der Beharrlichkeit, wie sie ihr malerisches Ziel verfolgt hat.

Pinnken-August

VON HEINZ VON DER WALL

Hei waohnde in een lütke, scheew Fachwarkhuus, as eener dat vör dartig Jahr noch faokener in use Land fünd. Dat seeg ut, as wull't an leevsten överkoppfallen, wenn dei Storm dor man een bäten bi helpen wull. Aower dei Storm kunn an dit Hüüsken nich recht ran. Dor stünd tau väl Taokeltüügs üm tau. Krööplige Bööme, Ställe sünner Pannen un Döörns, Schüürns mit Löcker in dei Müürn, grot as Waogenröer. In dei Schüürns leeg sömmers un winters kien Körn un kien Stroh. Ut dei Ställe blöökde kien Kalf un queek kien Schwien. In dat lütke, scheewe Huus waohnde bloß hei alleen: „Pinnken-August“ — — —

Wo gern harn wi in sien Wäsewark „Verstäken“ späält of „Röwer un Schündarm“! In't heile Dörp geef dat woll kien bättere Stäe dor tau. Man wi trauden us dat nich. Dei Lüe all snackden so sünnerbar van Pinnken-August.

Us schudderde dat meist den Rüggen daol, wenn wi up dei Straoten an sien Huus vörbikömen. Har hei nich, as hei noch jung wäsen was, een gaut Jaor in 't Kittken säten? Jao, dat harn wi höört. Un mannges, wenn dat dunkel würd, wenn 's avends dei Fleermüse suusden ünner de Bööme dör,



frögen wi us ünnern änner, wat dat woll wäsen was, wor sei eenen Menschen sone lange Tiet üm inspunnen harn . . .

Af un an, wenn use Fautball stücken was un wi üm billig weer taurecht hebben müssen, güngen wi na Pinnken-August; hei möök all so wat. Wi güngen aver alltiet mit drei of veier Jungs tauhope. Wekker wüß, wor dei Keerl noch tau instanne wör?

So wiet ik denken kunn, säen alle Lüe van „Pinnken-August“ tau üm. Dat döen sei nich, weil hei Pinnken verkopen dö, wor man dat Leer up dei Hölске mit fastnaogelt. Nee, dorüm nich! Mannges — so würd vertellt — wenn 't kiener seeg, dann güng Pinnken-August bi un streide Pinnken up den Pattwegg, dei an dei Straoten van sienen tauwassen Gaarn langes lööp. Hei stellde sei up ehre breeden Köppe hen, dat dei Spitzen na baowen keeken. Den Dag dornao, kloppden dann mehr Lüe as änners an dei blin-nen Schieven van sien Huus un frögen, off sei hier dei Röer flicken laoten kunnen. Dei Lüe van wieder her kennden Pinnken-August nich, un so ver-deinde hei an süke Daoge gaut. Jao, so würd vertellt . . .

Ik mügg woll so an dei darteihn Jaohr aolt wäsen, as ik een neie Faohrrad kreeg. Ik was dor heller stolt up. In use heil Kespel was kien Junge, dei so een fein neiet Rad har. Wenn dor eener up föhren wull, dann müß hei mi verspräken, dat hei mi bi't Putzen helpen wull, wat ik alle twee Dage dö. So narrsch was ik mit mien Isenperd!

Een Saoterdagaabend in'n Harvst. Rot strahlde dei Sünne dei Appels an dei Böm noch eenmal an. Sei müssen nu bold riep werden. Ik juckelde up mien Rad, eene Hand in dei Tasken, över dei Straoten nao Huus tau.

Jüst was ick dor bi un spünnt mit ut, wekker morgen Nömmdag in Ellenstedt dei meisten Tore scheiten schull — do markde ik, wo achtern dei Felgen up dei Koppsteene holpern un stöten döen. Ik steeg af un keek nao. Dei Luft was ut den Reifen bold alle herut! Un dor günnen stünd Pinnken-August sien Huus!

Mi füllt all dat in, wat sei över üm säen, un för mi stünd wiß un klar fast: Pinnken-August was schuld an mien Mallöhr! Hei har weer Pinnkes up den Weg leggt, un ik Dösjan was dor in föhrt! Mien moi nee Rad! Ik packde 't bi 'n Sattel an, liggede 't achtern hoch, dat nich noch mehr passeierde. Un morgen müssen wi na Ellenstedt hen un Fautball spälen! Ik har Roggenkamps Fennand all verspraoken, dat ik üm mit up 't Rad nähmen wull. Dat heet: Hei schull träen, un ik wull mi vörne up dei Querstangen setten un mi föhren laten — — —

Wor ik dei Kuraosche hernaohmen heff, weit ich vandaoge nich mehr. Up eenmaol stünd ik bi Pinnken-August in dei Köken, stellde mien Rad an den Disk un möök dei Döörn achter mi tau. Pinnken-August was an siene Kaokmaschinen taugange un dreihde sik nao mi erst üm, as ik tweimaol „'n Aobend!“ ropen har. Sien witt Haor hüng üm in dat schrohe Gesicht, un hei müß 't een paarmal trügge strieken, bit hei mi in dei Künne kreeg bi dat bäten Lecht, wat dör dei griesen Fensters scheen.

„Ik heff jüst miene Aobendsoppen kaokt“, sä hei un kööm nao mi her, „dat is woll dei Tied dor tau, Junge.“ Villicht kreeg hei nu erst miene dullen Ogen tau sehn. „Wat is denn?“ fröög hei.

„Du moßt mi mien Rad ümsüß flicken!“ schnaude ik un wunnerde mi sülvst, dat ik gar nich bange was: „Du hest dat uk maakt!“

Hei dreihde den Kopp wat an dei Siet, as wenn hei mi nich ankieken wull, nöhm dat Rad, böörde dat Ünnerste nao baoven un schnackde vör sik hen: „Dann willt wi is sehn, wor dat Pinnken in dei Däken sitt.“ Dat Woort „Pinnken“ klüng mi ut sienen Munn’ heil raor tau.

Hei har uk bold dei leipe Stäe funnen. „Dat is aver kien Pinnken wäsen, Junge“, schüddelkoppde hei un hüllt mi eenen harten lütpen Dorn tau. Dat was kien Pinnken wäsen? Stellde hei nu Dornens up? Aower dat kunn ja woll nich angaohn, und do füllt mi uk in, datt ik bi Werkolks vörbikaomen was, wor sei ganz dicht an ’n Padd dei Hägen scheert harn!

Pinnken-August trück dei Däken af, haolde Flicktüügs van eene Bord’, reef mit Sandpoppier üm dei Stäe tau, wor dat Lock in ’t gälbrune Gummi was, un föhlde dann mit ’n lütken Finger nao. Ik seeg siene Hannen arbeiden för mi, schwarte Hannen, wor hier un dor dei Huut afschüürt was un uk woll eene Blautkössen up seet.

Ik seeg ümmer weer disse Hannen, dei freeven un dreihden un straokden, wor ’t nödig was. Ik stünd dor bi un wull so väl fraogen un seggen, dat ’t nich so sticknaodelstill was. Doch ik markde, dat ik dat nich kunn. Do packde ik mit tau, sneet mit eene rusterige Scheren den Flicken taurecht un töffde, wat ik wieder maoken kunn. Aower dor was nix mehr, bit dei Flicken up dat Gummi kööm. Dann drückden wi üm mit veier Hannen dor gaut up fast, dat hei örntlik kläven schull.

Do fröög hei mi: „Un du hest dat glööv’t, wat du naoßen seggt hest, Junge?“ Ik stütterde: „Ik — ik — weit nich“. Man nickkoppde dor liese bi.

„Un ik heff dacht, dat schull doch eenmaol vergäten werden . . .“ Hei sä dat woll meist för sik. Dann keek hei mi stuuf an: „Du büst ’n Kind van twölf, darteihn Jaohr. Veiertig Jaohr is dat nu all her, un doch weest du dat! — — —“

Hei schweeg ’n Tietlang. Dann sä hei wieder sinnig un sünner, dat hei maol luter würd: „Hebbt sei di uk vertellt, datt ik siet doont kiene Flinten mehr in dei Füüst’ naohmen heff? Dat ik in dei maondlechten Nächte up kienen Haosen mehr luurt heff? Dat ik mit Taskenlucht un Nadelstock achter nich eenen Fasaonen mehr an wäsen bün?“

„Ne“, anterde hei sülvst, as ik mienen Kopp schüddelde, „ne, dat hebbt sei nich daon. Dor hebbt sei nich van schnackt. Aower: Eener, dei in den Kasen säten heff, dei kann uk woll Pinnkes up dei Straoten leggen — — dat hebbt sei di seggt.“

Ik föhlde, wo siene Fingers up den Flicken drückden, as müß hei sik dor an fast hollen. „Jao, Junge, so löppt eenen dat nao“, sä dei olle Mann, dei mi upstunns noch öller vörkööm, „un glööv mi dat: Mieläve noch nich heff ik Pinnkes up den Wegg streut!“ Hei lööt los un söchde eene Luftpumpen.

„Ja, ja“, sä ik mit Meihte, as wenn ik eene heile Tüffelken in ’n Mund har, „un dat is ja uk een Dorn ut Weerwolks Hägen wäsen . . .“

Mien Rad was nu drocke weer klaor.

As ik fröög, wat dat kosten müß — dat Geld wull ik üm Maondag bringen —, sä hei: „Van Betaohlen was nix afmaakt. Hest du mi nich seggt, ik müß dat för ümsüß maaken?“ Hei wull dor wieders nix van wäten. Dat hülp nich; ik müß so losföhren.

Wat heff ik mi nich vörnaohmen up den Wegg nao Huus tau an dissen Aobend! Alle Lüe schullen dat wies werden, eene so schamhaftige Löge sei upbröcht harn. Kien Spier was dor van waohr, wat sei över Pinnken-August vertellden. Ik wull ehr dat seggen. Ik wüß ja bescheid! Un — wenn ik 't richtig nöhm — schullig was ich den ollen Mann dat uk, dei mi nich eenen Pennig für dat Flicken afnaohmen har. Wenn sei uk alle nix van üm wäten wullen — ik wull mit üm tauhollen!

As ik tau Huus was un us' Pappe mit 'n böös' Gesicht fröög, wor ik so lange afbläven was un wat dat heiten schull, up 'n Saoterdagaobend nich dei Tiet van 't Inkaomen tau kennen, do har ik an leiwsten alles vertellt. Aower weker kunn dat, so lange Pappe so gneisig utkeek? Un us' Mamme har mi all den Teller mit Karmelk up den Disk stellt: „Nu ät man gaul!“ — — Ne, dor kööm woll nach 'n ännern Dag!

Och, wo licht kummt eener in sien jung Läven — un is 't naoher väl änners — över dei Dinge weg, wenn sei erst een bäten her sünd! Wo minne gellt dann noch, wat vörher so väl bedüden dö? Nee, ik heff över Fautballspälen, nao Schaule gaohn, Bäuker läsen un Radjagden maaken nich ganz vergäten, wat ik mi vörnaohmen har.

Dei erste Iver was bold verflaogen. Wenn ik dor van anfangen wull, dann wüß ik meist nich dei rechten Wöer, un wenn ik würkelk so wiet kööm, dann har ik dat Geföhl, dat sei mi nich glöven wullen. Eenmaol verklärde ik Roggenkamps Fennand dat. As ik sien Meenen hören wull, sä hei nix un schleikde bloß mit siene Tungen. — —

Pinnken-August is nun lange doot. Wekker denkt noch an üm? Sien lütet, scheew Huus steiht nich mehr. Eenen van disse langen Höhnerställe hebbt sei up den Plecken baut. Aower mannges, wenn dor eener nix Gaudes över sienen Naohwer weit un meent, dat hei mi drocke all dei Leipkeiten van de ännern Lüe vertellen mott, dann kann dat wäsen, dat ik mi weer as Junge in Pinnken-August siene verröckerte Köken seh. Mien nee Rad steiht dor an den wackeligen Disk up den Kopp. Dei olle Mann dreiht mit den Schlödel in siene schwatten Hannen dei leßden Schruwen an un segg tau mi — — — Wat segg hei? Pinnken-August schnackt nich luut, akraot as doont. Ik mott gaut taulustern, wenn ik üm verstaohn will. Un ik glöve bold, hei deiht dat extra, dat ik änners nix hören schall . . .

Herbst

VON HANS VARNHORST

*Ist es ein Wachsen und ein Werden,
das alles jetzt mit Farben füllt?
Hat die Natur sich nun enthüllt
in ihren schöpf'rischen Gebärden?*

*Ist es ein Sterben, ein Verfallen,
das sich noch einmal kostbar schmückt?
Wer auch den letzten Apfel pflückt,
weiß der am meisten von uns allen?*

1000 Jahre Essen (Oldenburg) 968 – 1968

VON WALTER KLOPPENBURG

Wenn wir eine historische Karte von Deutschland und Italien im Zeitalter der sächsischen und salischen Kaiser (911—1125) betrachten, dann fällt uns auf, daß der Süden angeblich stärker besiedelt gewesen ist als der Norden. Zwischen den Flüssen Ems, Weser, Aller und Elbe ist ein leerer Raum, der nur von den Signaturen der Bischofsstädte Münster, Osnabrück, Minden, Verden und Bremen ausgefüllt ist. Bei Bremen steht neben der Jahreszahl 1047, daß dieses Erzbistum den nordischen Primat innegehabt habe.

Ein Beispiel fragmentarischer Geschichtsschreibung

80 Jahre älter als Essen i. O. ist die Freie und Hansestadt Bremen, nachdem Prof. P. Kehr die Echtheit der Urkunde König Arnolfs vom 9. Juni 888 nachgewiesen hat, durch die den Führern der Bremer Kirche u. a. das Münzprägungs-, Handels- und Zollrecht verliehen worden ist. Die Feiern vor drei Jahren erinnerten an den 10. August 965, an welchem Tage Kaiser Otto I. dem Erzbischof Adalag zu Merseburg erlaubte, in seiner Siedlung Bremen einen Markt zu errichten. Zum mindesten also hätten die Kartographen bei Bremen die Jahreszahlen 888/965 zusätzlich einschreiben müssen. Bei einer Neuauflage wäre es auch angebracht, daß auch Essen i. O. berücksichtigt würde. Warum?

Vom 13. bis zum 15. September 1968 haben die Bürger und Bauern der politischen Gemeinde Essen i. O. die 1000ste Wiederkehr des Bestehens ihres Gotteshauses gefeiert. Mit Recht haben sie sich auf die Kopie einer Urkunde des Benediktinerinnen-Klosters Malgarten bei Bramsche im Kreise Bersenbrück bezogen. Die Urkunde ist zwar echt, hat aber kein genaues Datum; es kann nur nach den Episkopatsjahren des Osnabrücker Bischofs Liudolf in den Jahren 968 bis 978 errechnet werden. In dieser Urkunde bekundet Aldburgis, die Ururenkelin Widukinds und die Gattin des 947 im Hasegau erwähnten Liudolfs, daß sie in dem ihr gehörigen Dorfe Assini (Essen) eine Basilika zu Ehren des hl. Pancratius errichtet und sowohl für den Bau als auch für den Gottesdienst mit der Zustimmung ihrer Erben auf ewig mit einem Teil ihres Grundbesitzes und mit Hörigen-Familien in Essen, Evenkamp, Lage, Herbergen, Suhle, Garthe, Addrup und Carum ausgestattet habe. Im zweiten Teil dieser Urkunde bezeugt der Bischof Ku(o)no eigenhändig, er habe dieselbe Basilika, die eingestürzt und durch den Präfekten Godescalc, einen Sohn der Altburgis, wiederhergestellt worden sei, erneut geweiht und auf dessen Bitten hin die im ersten Teil der Urkunde erwähnten Übertragungen von Grundbesitz und Familien gut geheißten. Nun gibt es aber keinen Bischof Ku(o)no weder in Osnabrück noch in den benachbarten Diözesen, so daß an dieser Stelle Zweifel an der Echtheit der Urkunde gehegt werden. Ku(o)no könnte wohl ein Schreibfehler für Dudo (Doddo II.) sein, der 996 als Nachfolger des von 967/68 bis 978 nachweisbaren Bischofs L(i)udolf gestorben ist. Ein weiteres Kriterium ist das Patrozinium der Essener Basilika, das des hl. Pankratius, welches heute der hl. Bartholomäus ist. Wann und warum der Wechsel vollzogen worden ist, wissen wir nicht.



Nach einer zweiten Urkundenkopie, die ebenfalls nicht genau datiert ist, sondern summarisch die Zeit von 1175 bis 1186 umfaßt, haben Eilika (von Oldenburg) und ihr Sohn Symon von Tek(l)eneborch um diese Zeit auf ihrem Grundbesitz in Esne (Essen) ein c(o)enobium und ein oratorium für Nonnen eingerichtet. Der Osnabrücker Bischof Arnold von Altena (1173 — 1190) hat die Essener Basilika zum zweiten oder dritten Male konsekriert. Die Frage: „Warum?“ können wir nicht beantworten. Folgender Besitz soll den Klosterjungfrauen unangetastet und ungeschmälert verbleiben: Der Ort Essen selbst, wo die Klosterzelle gelegen ist, die Kirche mit ihrer Ausstattung, das Gut aus dem östlichen Teile des Dorfes, die Mühle zunächst, das Feld bei der Mühle und die andere Mühle bei Calhorn, je ein Haus in Ambühren, Arkenfeld, Arkenstedt, Badbergen, Bevern, Ecopen (=Eickwisch), Ehren, Evenkamp, auf dem Forste oder der Otburg(a), Garthe, Hemmelte, Kneheim, Lage und Lüsche, je zwei Häuser in Herbergen und Lohe (= Upt-loh).

Schon nach acht Jahren (1194) brannte das Kloster ab, so daß es als Mariengarten (= Malgarten) nordostwärts von Bramsche verlegt wurde. Der Brand scheint die gewünschte Veranlassung zur endgültigen Verlegung gewesen zu sein. Der Grund war der Mangel an einer ausreichenden Ackernahrung zum Unterhalt der Klosterschwestern, wie es in der Regel des hl. Benedikt vorgeschrieben ist. Man denke sich alle Meliorationen der Hase seit 40 Jahren weg, dann kommt man zu dem Ergebnis, daß in Morast und Sümpfen keine Pflanzen gedeihen und auf ihnen keine Tiere weiden können.

Die Verbindung der Klosters Malgarten zum Kirchspiel Essen blieb bis zur Säkularisierung im Jahre 1803 dadurch bestehen, daß die Äbtissin das Recht der Kollatur der Pfarre hatte, d. h. ihr stand es zu, dem Diözesanbischof einem dem Kloster genehmen geistlichen Herrn für den Pastorat und die Pfarrkirche in Essen vorzuschlagen. An den Malgarter Klosterbesitz erinnert nur noch der Flurname „Ma(r)goo(r)de“ (= Mariengarten) zwischen dem Ahauser Meer und der Augustmühle.

Bedeutende und den Geist des Ordens wesentlich mitbestimmende Benediktinerinnen waren im 10.—12. Jahrhundert, also zur Zeit der Essener Klostergründung, die später heilig gesprochenen Nonnen Mathilde, Kunigunde, Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau. Wenn auch das Essener bzw. Malgarter Nonnenkloster keine hervorragende Bildungsstätte gewesen zu sein scheint, so bleibt doch zu prüfen, ob nicht mitten in einem bis dahin heidnischen Lande dieses Kloster gegründet worden ist, um zunächst nicht als Ausgangspunkt der Verkündigung des christlichen Glaubens zu gelten, sondern damit dessen Inkusinnen der Umwelt das christliche Leben vorlebten und auf diese Weise die katholische Kirche repräsentierten.

Auffallend ist, daß die Essener Klostergründung in die Zeit des III. Kreuzzuges fällt; vermutlich verdankt es seine Entstehung einem Gelübde um gesunde Heimkehr aus dem Heiligen Lande. Baustilistisch gesehen, ist es die Blütezeit des romanischen Stiles.

Die Essener Jahrtausendfeier ist der willkommene Anlaß, auf eine zweifache fragmentarische Geschichtsschreibung hinzuweisen. Es ist endlich an der Zeit, veraltete Anschauungen durch neue objektive Erkenntnisse sowohl

im Geschichtsunterricht als auch in seinen Hilfsmitteln besonders im norddeutschen Raum zu ersetzen. Zweitens müßten die Benediktiner endlich einmal ihre norddeutschen Missionen monographieren und sich nicht nur auf Fulda, Maria Laach, Beuron und St. Gallen konzentrieren. Dazu wäre eine retrospektive Geschichtsschreibung von Malgarten nach Essen notwendig, die sich weiter ausweiten könnte nach Corvey und Visbek. Es ist doch zu vermuten, daß zwischen diesen Missionierungs-Ausgangspunkten sowohl eine organisch-administrative als auch eine katechetisch-kulturelle Verbindung bestanden hat. Es wäre wünschenswert, einmal die Malgarter Archivalien auf geistliche Gedichte, Legenden, Dramen, Berichte über die Taten der Kaiser, Bibeln, Evangeliare Sakramentare, Psalter, Breviare und Antiphonale durchzusehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß solche illustrierten Handschriften in späteren Jahrhunderten als Bücher-einbände verwertet worden sind wie sie z. B. in der Landes- und Stadtbibliothek von dem gleichnamigen Stift Essen (an der Ruhr), den Klöstern Werden, Altenberg und Heisterbach verwahrt werden.

Die Essener Jahrtausendfeier ist also nicht nur eine Schau historischer Tatsachen, sondern auch ein Hinweis, durch intensive Forschung neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Benutzte Literatur:

- Osnabrücker Urkundenbuch (1892), Bd. I, S. 84/85 und 271/72;
 Oldenburgisches Urkundenbuch (1930), Bd. V, S. 15 und 22/23;
 Bremisches Jahrbuch Bd. 50 (1965), S. 5—11 und 13—27;
 Liturgie und Mönchtum — Laacher Hefte 33/34 (Maria Laach 1963/64);
 B. Nagel, Roswitha von Gandersheim (960/70), in: Anhang zur „Ruperto-Carola“, Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg e. V., XV. Jg., Bd. 33 (Juni 1963), S. 3—40;
 1000 Jahre Gemeinde Essen i. O. — 968—1968 — Hrsg. v. d. Gemeinde Essen, S. 10—25.

Konrektor Heinrich Schürmann † und der Naturkundeausschuß

VON JOSEPH KLOVEKORN

Als nach dem letzten Kriege der Heimatbund seine Aufgaben neu durchdachte, ergab sich die Notwendigkeit der Arbeitsteilung: Die Ausschüsse wurden eingerichtet. Es war eine glückliche Hand, die den Lehrer Heinrich Schürmann in Damme mit der Leitung des Ausschusses für Naturkunde und Heimatschutz betraute. Denn er war es als Jäger gewohnt, draußen in der Natur mehr und schärfer zu sehen als andere; außerdem hatte er in langen Jahren bereits eine stattliche Vogelsammlung zusammengetragen. Auch war es für ihn nicht schwer, schnell eine Reihe engerer Mitarbeiter zu finden, zum Glück auch außerhalb des Lehrstandes.

Was nun im einzelnen innerhalb eines solchen naturkundlichen Kreises zu tun sei, das war nicht festgelegt; dies zu bedenken blieb dem Vorsitzenden überlassen. Schürmanns Plan sah dann alsbald so aus. Das Interesse an der lebenden Natur ist im Volke glücklicherweise viel stärker, als man gewöhnlich annimmt. Also lade ich Interessierte aus allen Kreisen der Bevöl-





kerung persönlich ein zu Wanderungen durch ausgesuchte Gebiete unserer Heimat. Das bedeutete zwar jedes Mal einen ganzen Stapel Post, aber es lohnte sich. Man soll nur ja nicht glauben, daß es lohnende Ziele für solche Wanderungen bei uns nicht gibt. Es gibt sie reichlich, man muß sie nur ausfindig machen. Das gelang Schürmann mit großer Heimatliebe. Aus den vielen Jahresprogrammen sollen hier nur einige Glanzpunkte genannt sein: Wer dabei war, vergißt nicht die Deichwanderungen am Dümmer morgens um vier Uhr zum Studium der Vogelstimmen oder die Fahrt mit dem Moor-expreß ins Südlohner Moor, einen Dämmerungsgang zum Krähenschlafplatz in der Nähe von Dinklage, das Herrenholz am 1. Mai in der Frühlingsblüte, die Ahlhorner Fischteiche oder die Wassermühlen und Schlatte rund um Visbek. Diese Sommerexkursionen wurden zu einem festen Programmpunkt der Ausschlußtätigkeit. Schürmann setzte bei den Wanderungen sein großes vogelkundliches Wissen ein, unterstützt durch seine kenntnisreichen Mitarbeiter. Aber auch das botanische Gebiet wurde immer gut betreut. Solche Ausflüge fanden ihren geselligen Abschluß stets in einem passend gelegenen Gasthaus; es gab einen zusammenfassenden Bericht über das Beobachtete, dem sich dann meistens noch allerlei Neuigkeiten anschlossen.

Der Winter sah als Höhepunkt, von Mitglied zu Mitglied wechselnd, eine richtige Bratenvisite vor. Man übersehe nicht: Es war die hungrige Zeit nach dem Kriege. Daß dabei die Beratungen nicht im Hintergrund standen, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

In den frühen Herbst legte Schürmann dann eine weniger strapaziöse Wanderung für die Mitglieder des Ausschusses und deren Frauen, mit anschließender geselliger Zusammenkunft.

Zwischendurch gab es manche kurzfristig angesagte Besprechung, wenn etwas Dringendes dies erforderte.

Heinrich Schürmann hatte in der Leitung des Ausschusses eine glückliche Hand, er war lebhaft, anregend und kenntnisreich; er scheute sich nicht, seine Meinung gelegentlich auch drastisch zu sagen, er war aber immer eher geneigt, etwas anzuerkennen und zu loben, als es zu tadeln. Das sicherte ihm die Kameradschaft aller Mitglieder seines Ausschusses.

Biographische Anmerkungen: Heinrich Schürmann wurde am 18. April 1896 in Lohne geboren. Erste Lehrerprüfung 1917, zweite Prüfung 1920. Lehrstellen in Bokern, Lohe bei Barbel, Garrel, Thüle, Ellenstedt, Haverbeck, Damme, Friedrich-August-Groden, Handorf, Hinnenkamp und ab Ostern 1948 wieder Damme. Konrektor am 1.4.1955. Er starb am 11. Dezember 1967.

Paul Dierkes †

Ein südoldenburger Künstler von internationalem Rang

VON HERMANN BITTER

Trauer bewegt unser Herz um den zu frühen, unerwarteten Tod von Paul Dierkes, Professor an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste in Berlin-Charlottenburg. Auf der Höhe seiner Schaffenskraft und Schaffensfreude wurde er am Montag, dem 25. März 1968 uns, seiner Familie, seiner Heimat, ja auch dem Vaterlande durch eine plötzlich auftretende tödliche Krankheit genommen. Die Kunde von seinem Heimgang hat alle, die diesen großen Künstler und gütigen Menschen kannten, sehr bewegt und seine Freunde mit tiefem Schmerz erfüllt. Gerade in den letzten Jahren seines Lebens war er seiner Heimat besonders nahe gerückt, lebendig und gegenwärtig geworden.

Zur Vollendung seines 60. Lebensjahres hatte seine Vaterstadt am 5. August vergangenen Jahres ihm morgens einen Festempfang im Rathaus bereitet; nachmittags wurde in der Burg Arkenstede des Museumsdorfes zu Cloppenburg eine Ausstellung von Werken des „heimischen Künstlers von internationalem Rang“ eröffnet, die einen überzeugenden Einblick in die künstlerische Entwicklung des Bildhauers und Graphikers Paul Dierkes von ihren frühen Anfängen bis in die Gegenwart gewährte.

Um dem Künstler nahe zu kommen, muß man den Menschen kennen, einen Menschen von einfachem Herzen und kindhafter Unbefangenheit und tiefem Glauben an das Gute und Schöne, getragen von innerer Religiosität, einen Menschen von ungezwungener und darum so bezwingender Fröh-





lichkeit. Aus Dänemark schrieb er einem Freunde: „Ich bin von der Natur, von der Gewalt und der Schönheit so unendlich glücklich und bin so froh, daß ich so viel Schönes erleben darf... oft denke ich, wenn wir uns treffen würden? Hier haben wir Ruhe, hier ist es einsam und schön...“ Seine Briefe sind schlicht, unmittelbar geschrieben. Mit allen Fasern seines Herzens hing er an der Heimat, aus ihrem Boden zog er die Kraft, die ihn zu gewaltiger Leistung befähigte und beflügelte. Besuch aus der Vaterstadt machte ihn glücklich: „Ich habe Sehnsucht nach Euch, ich denke so lieb an Euch...“ Um die Anerkennung der Heimat hat er gerungen. Längst war er in der großen Welt bekannt, geschätzt und umworben und fand doch bei seinen Landsleuten, in seiner Stadt nur zögernden Widerhall. Das schmerzte ihn. Einer seiner besten Freunde, Kenner und Sammler seiner Werke, der Vorsitzende des Bundesverbandes der deutschen Industrie, Prof. Dr. Stein, schrieb ihm: „Auf der Rückfahrt von Hamburg war ich in Cloppenburg. Ich habe Ihren ‚Kardinal‘ gesehen. Er ist wunderbar. Ich bin sehr froh, daß ich ihn auch habe. Er steht in meinem Büro auf dem großen Bücherschrank, ich sehe ihn immer“. Es handelt sich um einen Bronzeguß nach dem Entwurf für das Bild des Kardinals Clemens August von Galen, der in griechischem Marmor aus dem Sockel des Pergamonaltars gehauen

vor dem Clemens-August-Gymnasium steht. Dieser Kölner Freund tröstete ihn auch über das mangelnde Verständnis seiner Landsleute: „Sie dürfen nicht traurig sein. Es gehört zum großen Künstler, daß er einsam ist“ (Brief vom 14. 11. 1951).

Der herzliche Empfang zum 60. Geburtstag jedoch und die aufrichtige Bewunderung auch derer, die schlicht und ehrlich genug sind zu sagen, daß seine letzten Schöpfungen nicht leicht zugänglich sind, haben ihm das Herz wieder froh gemacht. Die Anerkennung, die ihm durch die Verleihung des Preises der Oldenburg-Stiftung zuteil wurde, war ihm eine letzte große Freude.

Um dem Künstler nahezukommen, muß man auch seinen Weg kennen.

Paul Dierkes wurde am 4. August 1907 in Cloppenburg geboren. Sein Vater Clemens Dierkes war Steinmetzmeister, der aus Ibbenbüren stammte und dort auch gelernt hatte. Nach seinen Wanderjahren arbeitete er bei dem Bildhauer Benker in Lohne (Oldb), bevor er in Cloppenburg ein eigenes Atelier eröffnete. So in seinen Beruf hineingeboren fand Paul Dierkes früh seine Berufung. „Das Handwerkliche, das die Grundlage jedes darüber hinauswachsenden Künstlertums sein und auch bleiben muß, ist ihm daher von früh auf vertraut gewesen. In neuerer Zeit wäre nicht so viel Künstlerelend . . . , wenn jeder Architekt, Bildhauer oder Maler in dieser einst so selbstverständlichen Weise die handwerklichen Grundlagen seines Berufes erlernt hätte“, schreibt Dr. W. Müller-Wulckow, Museumsdirektor in Oldenburg, über den 28jährigen Dierkes im Festbuch zur 500-Jahrfeier (1935) der Stadt Cloppenburg.

Bei einem Steinmetz in Telgte lernte er zünftig das Handwerk. Man sah es seinem kräftigen, muskulösen Körper an, wie er auch physisch allezeit mit dem Material gerungen hat. Unter der Leitung von Professor Cauer bildete er sich weiter an der Kunstakademie in Königsberg. Wanderjahre führten ihn nach Süddeutschland, nach München. Im Kreise um Hans Carossa, den Dichter der Geheimnisse und Wunder des Lebens, wurde man auf den jungen Dierkes aufmerksam. Schon früh hatten ihn Neigung und Begabung über die Nachahmung hinaus zu eigener schöpferisch gestalteter Arbeit gedrängt, in München fanden diese Kräfte weitere Anregung und Förderung. Doch weiter führte ihn sein Wanderweg nach Paris, nach Prag und nach Rom, Sehnsucht und Ziel aller jungen deutschen Künstler.

In seiner Heimat waren es vor anderen zwei Männer, die auf das Schaffen des jungen Stürmers aufmerksam machten. Dr. Heinrich Ottenjann, Gründer und Direktor des Museumsdorfes und Propst Niermann, Pfarrer von St. Marien in Delmenhorst erkannten sein Können, gaben und vermittelten ihm Aufträge. Das erste größere repräsentative Bildwerk, das er in der Heimat für die Heimat schuf, ist die Pieta in Cappeln. ein Ehrenmal zum Gedenken der im ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten (Abb. 2). Hier schon geht er eigene Wege in der bildnerischen Deutung des ungeheuren Schmerzes der Mutter, die den am Kreuz gestorbenen göttlichen Sohn umfassen hält, dessen Haupt auf ihre Schulter sinkt, statt nach der anderen Seite wegzufallen. Durch diese Art der Komposition erhält die Gruppe eine innere Geschlossenheit, sie wächst aus dem Stein heraus. Das Bild war im väterlichen Atelier entstanden, wo Dr. Ottenjann es einigen kunstinteressierten Män-



Pietà des Cappelner Gefallenen-Ehrenmales.

(Foto: Archiv Museumsdorf)

nern in Gegenwart des Künstlers vorstellte. Es war von überraschender, elementarer Wirkung. Er schritt seinen Weg mit nachtwandlerischer Sicherheit. Unbeirrbarkeit in Dingen seiner Kunst war kennzeichnend für sein Wesen und hat ihn nie verlassen.

Paul Dierkes erhielt zwei Jahre später ein staatliches Stipendium. Im Park des ehemals kurfürstlich-hessischen Orangerieschlusses zu Kassel wurde ihm ein Pavillon zugewiesen, wo er Muße zu unbeschwertem und ungestörtem freien Schaffen finden sollte. Andere Pavillons waren ebenfalls von jungen Künstlern, Malern, Musikern und Dichtern bewohnt. Dort besuchte ich ihn. Er hatte einen einzigen großen Raum. In einem durch eine Decke abgeteilten Verschlag stand eine primitive Liege, eine Bank, ein Stuhl, ein

Tisch, das war die ganze Einrichtung. Aber draußen lagen Steinblöcke, standen „Töwers“ mit nassem Lehm! „Ick mott äben din'n Kopp maoken“. Er sprach so gern das heimatliche Plattdeutsch. „Man tau“. Da habe ich einen Künstler bei seiner schöpferischen Arbeit gesehen. Wie er die Klumpen warf, formte, knetete, streichelte! Wie der Blick zwischen Modell und werdendem Werk hin- und herging, suchend, forschend, prüfend, schauernd! Alles war Anspannung, Hingabe an die Arbeit, Besessenheit von der Arbeit. Nach zwei Stunden machte er Schluß. Wir kochten im Verschlag einen starken Kaffee, aßen Schwarzbrot und Speck „überm Daumen“ und gingen dann in eine spanische Weinstube. Er war ein sprudelnder, famoser Gesellschafter. Die Nacht kampierte ich auf der Liege, er machte es sich auf der Holzbank bequem. Am nächsten Tage wurde die Büste vollendet. Erst drei Jahre später, es war schon Krieg, brachte er den Gipsabdruck der Büste in meiner Abwesenheit nach hier. Meine Mutter glaubte, darin meinen Vater zu erkennen, wohl ein Beweis, daß er das Wesenhafte getroffen hatte. Er war ein vorzüglicher Porträtist, er erfaßte das „Individuelle in seelischer und geistiger Ausprägung“ (Müller-Wulckow). Den Kopf versuchte er später nach dem Modell in Holz und auch in Stein zu formen, schließlich wurde er in Bronze gegossen. Das zeugt von seiner Gewissenhaftigkeit und seinem sicheren Gespür für das Material. „Du hest kin'n Holtkopp“, meinte er.

Paul Dierkes war ein begehrter Porträtist. Es gibt eine Anzahl Porträtköpfe von ihm. Hier sind ein Knabekopf, die Büste des Mühlenbesitzers Weßling und das Porträt des Apothekers König (Löningen) bekannt. Andere wurden auf verschiedenen Ausstellungen, auch in Oldenburg gezeigt, aber er lehnte es ab, auf Bestellung zu porträtieren. Die Großen des „Dritten Reiches“, die ihm gern gesessen hätten, schickte er heim.

Im Jahre 1938 machte der Künstler sich in Berlin seßhaft. Für ihn war Berlin die Stadt, in die alle großen geistigen und künstlerischen Ströme einmündeten. Bei aller Heimatliebe war er begeisterter Berliner und nahm regen Anteil am Leben in diesem heißen Brennpunkt großer Kultur, das sein Element wurde. Von hier aus drang sein Ruf als Künstler über die Grenzen Deutschlands hinaus, hier erreichte ihn auch der Ruf der Academy of Arts in Dublin, die ihm eine Professur für Bildhauerei antrug. Er gab mir den Brief zum Übersetzen. Er befürchtete Schwierigkeiten mit der Sprache, eine Besorgnis, die ich wohl beschwichtigen konnte. Anders waren die politischen Bedenken. Der Abessinienkonflikt, der spanische Bürgerkrieg, der Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Österreich, die tschechoslowakische Krise waren trotz der Münchener Konferenz düstere Vorzeichen einer nahenden Weltkatastrophe. Paul Dierkes lehnte nicht leichten Herzens den ehrenden Ruf ab.

Der Krieg und die sowjetische Besatzung kosteten ihn sein Tusculum am Groß-Glienicker See. Auch seine künstlerische Tätigkeit mußte darunter leiden. Im Auftrag des Roten Kreuzes machte er Entwürfe für Arm- und Beinprothesen. Aber die erzwungene Arbeitspause gab ihm die Möglichkeit für die „andere“ Seite des menschlichen Lebens. Weihnachten 1947 überraschte er seine Freunde mit der Nachricht, daß er in Eva Hartung seine Lebensgefährtin gefunden habe. Die Vermählungsanzeige zeigte das Abbild einer feingemeißelten Holzfigur „Frau mit Schleier“.



„Ziehende Pferde“, 2 m lang, jetzt in der Sammlung Prof. Stein.

Bald nach dem Kriege bot man ihm eine Professur an der Akademie für Bildende Künste in Charlottenburg an, die er von 1948 bis zu seinem Tode innehatte, eine Zeit reicher Tätigkeit. Man hat ihn den geistigen Erben Barlachs genannt, dem er viel verdankt, doch „Paul Dierkes ist auf der Suche nach den elementaren Formen. Damit ist er über Barlach hinaus in die oft schon abstrakte Sprache der gegenwärtigen Bildhauer einbezogen. Wenn ihm jetzt der Preis der Stadt Berlin zuerkannt wird, so hat Berlin eine der eigentümlichsten bildhauerischen Begabungen hervorgehoben“. So der bekannte Kunstkritiker, Essayist und Historiker Egon Vietta im Wiesbadener Tageblatt (2. 4. 1954). Eine hohe Anerkennung von solcher Seite.

Die Verleihung des Kunstpreises der Stadt Berlin machte ihm rechte Freude. „Der Senat Berlin gibt sich die Ehre, Herrn Professor Paul Dierkes zur Verleihung des Berliner Kunstpreises — Jubiläumsstiftung 1848/1948 — am Dienstag, dem 30. März 1954, 11.30 Uhr im Rathaus Schöneberg, Rudolf-Wilde-Platz, Kammersaal, einzuladen“. Gezeichnet von Dr. Dr. Walter Schreiber, Regierender Bürgermeister. Er rückte damit gewissermaßen „offiziell“ in die Reihe der „großen“ Älteren Karl Schmidt-Rottluff und Richard Scheibe, denen der Kunstpreis in den vorhergehenden Jahren zuerkannt worden war.

Für die Märtyrer von Plötzensee, die nach der Erhebung vom 20. Juli 1944 in unmenschlicher Weise hingerichtet (erhängt) wurden, schuf er ein genial erdachtes, erschütterndes Symbol: Ineinander verflochtene Dornen als Kreuze in Schmiedeeisen. Seiner Arbeit gab er selber folgende Deutung: „Der Dornbusch aus Eisen wird symbolisch zu einer Dornenkrone. Das Licht durchflutet die fallenden Kreuze. Sie werden zum schwebenden Zeichen des Lebens. P. D.“ Als er die Aufgabe in seiner durch die Einfachheit bestrickenden Form gelöst hatte, schrieb er beglückt einen Brief von nur drei

Worten: „Endlich die Dornen! Eure drei, Paul. „Eure drei“ sind er selber, Frau Eva und Sohn Christian.

Die Fülle dessen, was Paul Dierkes geschaffen hat, in einem Aufsatz auch nur andeutungsweise zu beschreiben oder auch nur zu erwähnen, ist nicht möglich. Es ist das Werk eines von Arbeit ganz erfüllten Lebens. Eine Ausstellung löste die andere ab: Amsterdam, Basel, Paris, Stockholm, Hamburg, die „Große Kunstausstellung“ in München, der Künstlerbund in Frankfurt, um nur einige zu nennen, von den vielen kleineren, darunter drei Oldenburger, ganz zu schweigen, dazu ständige Ausstellungen in den besten Galerien Berlins. Während der akademischen Semester war er von morgens 8 Uhr mit einer Stunde Unterbrechung bis 6 Uhr nachmittags in der Akademie, seinen Schülern ein bewunderter und geliebter Lehrer. Auch am Abend zu Hause war er nie müßig, und doch hatte er stets Zeit, wenn Besuch oder Gäste kamen. Mit allen wahrhaft großen Künstlern hat er den rastlosen Fleiß gemeinsam. Sein „Daimonion“ ließ ihn nicht ruhen. Was er an sakraler und profaner Kunst geschaffen hat, ist kaum überschaubar. Man findet seine Werke wohl in Museen, mehr noch auf offenen Plätzen, vor öffentlichen Gebäuden, in Parks und Gärten (Kanzlerbungalow), in vielen Städten Deutschlands, anderer europäischer Länder und in Übersee. Was sich in Privatbesitz befindet, läßt sich kaum schätzen.

Seine Tierplastiken „sind Märchen für Erwachsene, Fabeltiere, tiefsinnige aber nie humorlose Wesen“ (Berliner Kurier). Eine monumentale Anlage ist das „Paradies der Bären“ im Berliner Zoo, wo sich gewaltige Granitblöcke zu einem Gebirge mit Bärenhöhlen und Wassertümpeln türmen. Eine seiner schönsten Schöpfungen der letzten Jahre ist die Madonna auf dem Platz vor der Basilika der Benediktinerabtei von Ottobeuren, eine wirkliche „ancilla domini“ von ergreifender Anmut.

Ein großartiges künstlerisches Vermächtnis hinterließ er seiner Heimatstadt mit dem Ehrenmal für die Gefallenen zweier Weltkriege, ein schräggestelltes Kreuz in Ibbenbürener Sandstein, gedacht als steinernes Zeichen des Lebens . . . als Zeichen für Leid und Hoffnung, für Tod und Auferstehung“ — seine eigene Deutung. Es ist das letzte Werk, das ihm zu vollenden vergönnt war.

Paul Dierkes ging einen künstlerischen Weg vom anfänglich gegenständlich realistischen Arbeiten zum mehr und mehr gedanklichen Schaffen, ob er sich in der spielerischen Gestaltung kleiner Formen äußerte oder in großen wuchtigen, monolithischen Werken, die die übliche Größenordnung sprengen. Er wird zum Dichter in Stein, Holz und Metall. Man denke nur an die gedankentiefe, formschöne herrliche Monstranz in der Augustinus-Kirche zu Cloppenburg. Sie klingt wie ein Hymnus. Er ist ein Dichter, der seine eigene Sprache spricht, eine Sprache, die uns aber anspricht.

Die Heimat ehrte ihn zwei Tage vor seinem Tode mit der Verleihung des Preises der Oldenburg-Stiftung. Er lag schon krank an den Folgen eines Herzinfarktes in einem Berliner Krankenhaus. Seine Gemahlin las mit bewegter Stimme das Bekenntnis vor, das er zu diesem Anlaß verfaßt hat: „In meiner Jugend erlebte ich die Oldenburger Landschaft. So wie ein Baum auf dem Boden steht, seine Zweige über die Erde verteilt, sehe ich meine Kindheit. Ich versuchte schon als Junge zu bildnern, neue Formen zu schaffen. Die Natur war mein Vorbild . . . Wie oft steht man in diesem



Zwei Steinplastiken der Ausstellung im Museumsdorf: „Paul Dierkes, Plastiken und Graphik“.
(Foto: Archiv Museumsdorf)

Leben als Mensch und Künstler am Rande eines tiefen Abgrundes . . . Mit der Arbeit erlebe ich Glück und Ewigkeit. Mit jeder Idee wird etwas gestaltet, das wir ahnen, aber nicht wußten . . . Der künstlerische Ausdruck muß aus der Seele kommen.“ Bei Paul Dierkes kam er aus der Seele, deshalb ist seine Sprache nicht immer leicht zu verstehen. Wer ihn kannte, weiß das und fühlt tiefe Trauer um diesen einmaligen Menschen und großen Künstler.

Caspar Friedrich Landgraf † in memoriam

VON HERMANN BITTER



Am Passionssonntag des Jahres 1968, am 31. März, starb Dr. med. dent. Caspar Friedrich Landgraf, Zahnarzt in Friesoythe. Kurz nach Vollendung seines 87. Lebensjahres schloß er die Augen zur letzten Ruhe nach einem langen erfüllten Leben, wenig beachtet von der großen Öffentlichkeit, hoch verehrt von allen, die ihn kannten. Er war ein Mann, dessen Wesen von menschlicher Weisheit, Güte und Frömmigkeit getragen war, von der Liebe zur Heimat und zur Natur, ein Mann von reichen Gaben des Herzens und des Geistes. Er gehörte zu den Menschen, die auf ihre Umgebung, ihren Lebenskreis eine Art des Zaubers ausstrahlten, dem man gern erliegt, einen Einfluß, dem man sich nicht entziehen mag. Das bewies die Menge der Gratulanten, die ihm zu seinem letzten Geburtstage ihre Glückwünsche aussprach, außer vielen Freunden Männer des politischen, geistigen und wirtschaftlichen Lebens seiner Vaterstadt, die ihm ihre Verehrung und Dankbarkeit für das bekundeten, was er seiner Stadt und darüber hinaus seiner, unserer Heimat gegeben hat.

Fritz Landgraf wurde am 16. Februar 1881 in Friesoythe als Sohn des Inspektors Gustav Landgraf und seiner Ehefrau Maria Bitter geboren. Am Großherzoglich-Oldenburgischen Gymnasium Antonianum zu Vechta legte er die Reifeprüfung ab, studierte Rechtswissenschaft in Münster und Berlin und bestand vor der Prüfungskommission des Oberlandesgerichts in Oldenburg die Referendarprüfung. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges meldete auch er sich, wie Tausende von jungen deutschen Männern, als Kriegsfreiwilliger. Nach jahrelanger Soldatenzeit wechselte er seinen Beruf und studierte Zahnheilkunde in Berlin, wo er schon im Jahre 1922 zum Dr. med. dent. promovierte und die Staatsprüfung bestand. Bald darauf ließ er sich in Waltrop i. W. als Zahnarzt nieder. Jedoch die Liebe zur Heimat zog ihn zurück nach Südoldenburg.

Seine große Liebe gehörte von Jugend auf der Musik. Schon während seiner Gymnasialzeit komponierte er eifrig, was nicht immer von seinen Professoren gebilligt wurde. Den alten Vechtaer Pennälern nach 1900 liegt noch der Abiturientenabschiedsmarsch im Ohr, den er für das „Blech“, die Gymnasialkapelle, deren Dirigent er war, komponierte und dichtete: „Wir ziehn hinaus nun in die Freiheit . . .“ Die Auflösung der Kapelle durch die Hitlerjugend ließ dieses schwungvolle Lied leider in Vergessen-

heit geraten. Daneben entstanden viele schöne Lieder zum Klavier. Er bildete sich zum Meister der Kleinen Form und fand darin seinen eigenen, ansprechenden Stil, der in der Romantik wurzelnd sich schon in seinen ersten Liedern abzuzeichnen beginnt. Aus den Schützengräben des ersten Weltkrieges brachte er in winzigen Notizbüchlein aufgezeichnet einen wahren Schatz von Melodien mit, vor allem nach Gedichten von Hermann Löns. Vier Hefte seiner Lönslieder erschienen in rascher Folge zum Teil noch während seiner Studienjahre.

Große Liebe verband Fritz Landgraf mit der Natur. Während seiner westfälischen Jahre entfaltete er eine rege Tätigkeit im Sauerländischen Gebirgsverein, nach seiner Rückkehr in die alte Heimat gründete er den Heimatverein der Stadt Friesoythe. „Altes erhalten und Neues in rechte Bahnen lenken“, so umriß er bei der Gründungsversammlung die Aufgabe des Vereins, den er fast zwölf Jahre leitete. Der Heimatbund ehrte ihn für seine Verdienste durch die Ernennung zum Ehrenmitglied. Liebe zur Natur und zur Kreatur ließ ihn auch den Fischereiverein gründen, dem er 22 Jahre vorstand. Im Männergesangsverein, den 1880 schon sein Vater gegründet hatte, war er Liedervater und zeitweilig Dirigent. Für ihn schrieb er eine Anzahl Chorlieder, die von seiner engen Naturverbundenheit Zeugnis ablegen.

In den schweren Jahren politischer Erschütterung diente Caspar Friedrich Landgraf seiner Vaterstadt als Mitglied des Magistrats von 1931—1933, in den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkriege als Beigeordneter. Dieser Krieg vernichtete den größten Teil seines künstlerischen Lebenswerkes, als kanadische Panzer sein Haus zerstörten. Unverzagt mit unermüdlicher Geduld, mit eisernem Fleiß und zähem Willen, zu dem ihn die heiße Liebe zur Kunst befähigte, machte er sich daran, das meiste aus dem Gedächtnis wieder aufzuschreiben. Eine erstaunliche Leistung! Etwa 70 Lieder, außerdem Chorkompositionen, kleine Kammermusik- und Orchesterstücke sowie Blasmusik, darunter auch den Abiturientenmarsch. In seiner Jugend war Fritz, so nannten ihn seine Freunde, ein flotter und ein hinreißender Gesellschafter. Im Laufe der Jahre wurde er mehr und mehr zu einem Menschen innerlichen Lebens, der wenig sprach und doch sehr gesellig sein konnte. Er ging nur noch seinen musischen Neigungen nach, musizierte, malte, dichtete. Ein Stück seines Wesen erkennen wir in seinem Lieblingsspruch: „Nur in der Freude wirst du eins mit Gott“ (Hafis), und in einem psalmenartigen Hymnus, den er dichtete, mit dem bewegenden Schluß: Vater, Du gabst dem Gedanken das Wort und dem Herzen die Freude. So will ich denn fort und fort von Herzen mich freuen in Dir, Dich preisen in Worten und Weisen.

Einen Atemzug | HANS BAHR

*Das Jahr steigt wie ein heller Stern
Aus dunkler Tiefe auf
Und dauert einen Atemzug
Im Weltenlauf.*

*Der Mensch mißt es nach Tag und Nacht
Und horcht dem Stundenschlag.
Er weiß nicht, was die Weile Zeit
Ihm bringen mag.*

*Und dennoch steigt die Hoffnung hell
Mit jedem Jahr empor.
Pack mutig an! Sie grüßt auch dich.
Tritt vor! —*



Aus der Arbeit des Heimatbundes im Jahre 67/68

VON FRANZ KRAMER

Die Hauptveranstaltungen des Heimatbundes im Berichtsjahr 1967/68 fanden statt: der 8. Delegiertentag am 11. November 1967 in Holdorf, der 8. Münsterlandtag am 8. Dezember 1967 in Emstek, die Wanderfahrt am 29. Juni 1968 in den Raum Lönigen-Herzlake und die 4. Studienfahrt am 25. August 1968 in den Raum Lüneburg.

Auf dem Delegiertentag am 11. November 1967 in Holdorf besichtigten die Teilnehmer den Baubereich der Autobahn zwischen Holdorf und Neuenkirchen. Kreisbaumeister Beckmann, Vechta, berichtete über die Baggerseen und ihre mögliche Verwendung. Pfarrer Tepe gab einen Überblick über die Entwicklung der Kirchengemeinde Holdorf. Rektor Hellbernd, Vechta, sprach über den Aufbau der Heimatbibliothek, für deren 6000 Bände dringend geeignete Räume geschaffen werden müssen. Aus dem Bericht über die Jahresarbeit ging hervor, daß der Heimatkalender in Zukunft, erweitert nach Umfang und Inhalt, als Jahrbuch erscheinen wird.

Der Münsterlandtag in Emstek am 8. Dezember 1967 stand unter dem Thema „Frühes Christentum im Oldenburger Münsterland“. Trotz des winterlichen Wetters nahmen zahlreiche Besucher aus allen Teilen des Münsterlandes an der Besichtigung der neuen Kirche in Halen, an dem Gang zum Grab der Drantumer Christen auf dem Friedhof in Emstek und an der Führung durch die Kirche teil. Vikar Sander sprach zum Thema: „Die Kirche St. Margarethe in Vergangenheit und Gegenwart.“ Auf der Kundgebung, die der Vorsitzende, Landtagsvizepräsident Leo Reinke, eröffnete, standen die beiden Vorträge im Mittelpunkt: Dr. Hanisch, Vechta, „Frühes Christentum im Oldenburger Münsterland aus historischer Sicht“ und Dieter Zoller, Leiter der siedlungsarchäologischen Forschungsstelle, Bad Zwischenahn, „Frühes Christentum im Oldenburger Münsterland aus archäologischer Sicht.“ Dieter Zoller erläuterte an einer großen Zahl von Farbdias die Ausgrabung des frühchristlichen Gräberfeldes in Drantum. Der Präsident der Oldenburg-Stiftung, Logemann, lobte die Arbeit des Heimatbundes und nahm Stellung zur Gebietsreform: „Wir verlangen eine vernünftige Lösung, durch die historisch gewachsene Bindungen nicht zerschlagen werden.“ Das Ergebnis der Kundgebung faßte Reg.-Dir. Kramer zusammen mit den Worten: „Wir besinnen uns noch einmal auf unsere Aufgabe im Heimatbund, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres Landes zu kennen und zu erkennen. Liebgewordene Stätten wollen wir in unser aller Gedächtnis lebendig erhalten, wirksame, überzeitliche Kräfte aufsuchen und so nach Wegen suchen, die uns zu einer gesunden, Leben erweckenden Liebe zur Heimat führen.“

Die Wanderfahrt am Peter-und-Pauls-Tage, begünstigt von prächtigem Wetter (300 Teilnehmer), führte durch die Grenzgebiete der Kreise Cloppenburg, Bersenbrück und Meppen: Lönigen, Hasetal (Oberamtmann Rehme über Wasserwirtschaft), Hölzer Enge, Stift Börstel, Hahnenmoor, Herzlake (Kaffeerast, Besichtigung der Kirche), Haselünne (im Wacholderhain sprach P. Dr. Oswald Rohling, der Leiter der Fahrt, über die Natur dieses Haines). Das Abschlußtreffen war in Lönigen.





Im Jahre 1968 konnte das ostfriesische Gulfhaus aus Scharrel (Saterland) im Museumsdorf wiedererstellt und der Öffentlichkeit übergeben werden. Es ist das erste Ostfriesenhaus im Museumsdorf zu Cloppenburg.

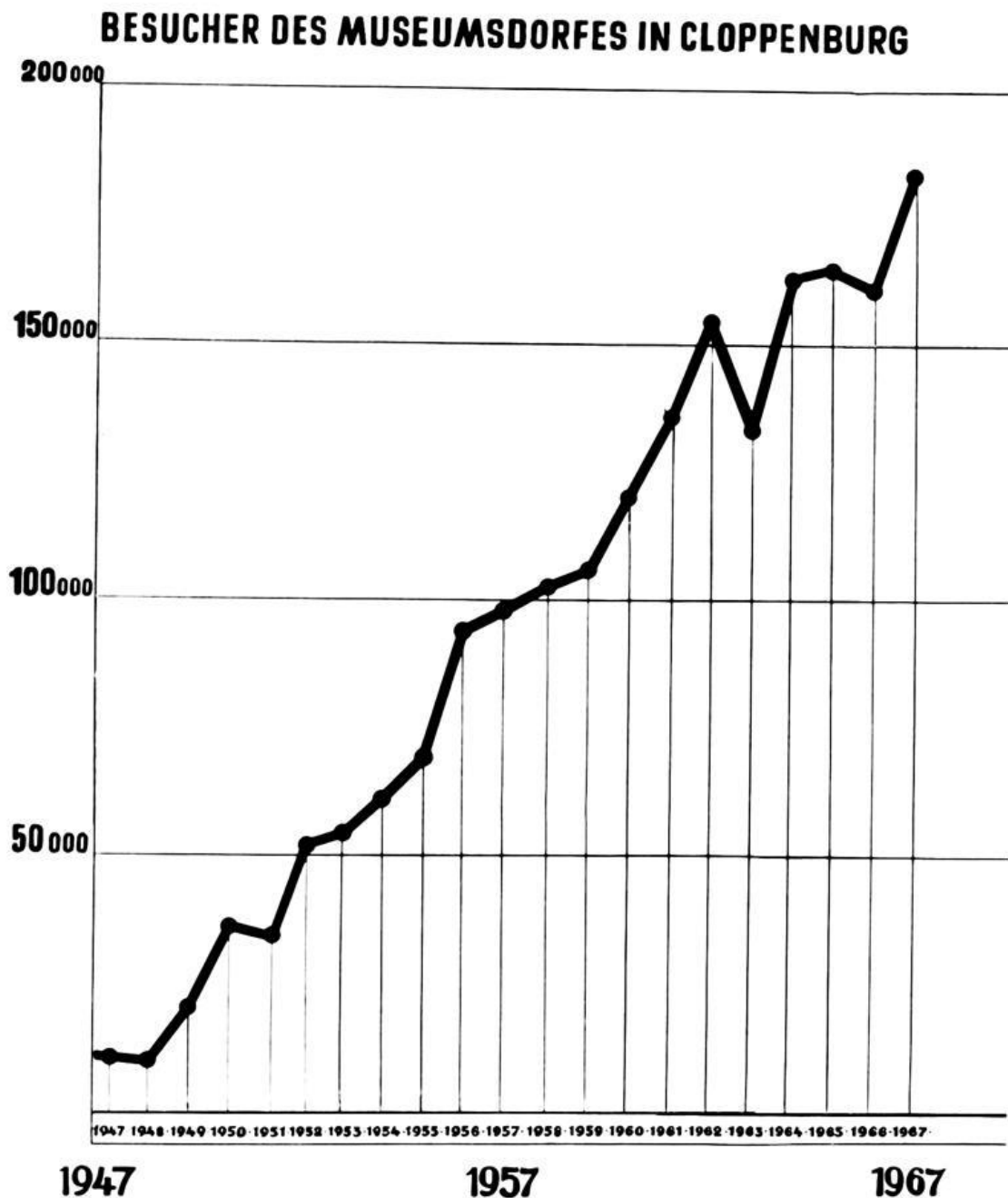
(Foto: Archiv Museumsdorf)

Am 25. August 1968 fand die 5. Studienfahrt, vorbereitet und geleitet von Dr. Ottenjann, statt nach Bardowick (Backsteindom), Lüneburg (Besichtigung bedeutender Denkmäler des deutschen Mittelalters: das Rathaus, die beiden gotischen Backsteinkirchen, die steil aufragende Basilika St. Nikolai und die fünfschiffige Hallenkirche St. Johann und die alten Bürgerhäuser), Kloster Lüne (Führung durch die Stiftsdamen, Ausstellung mittelalterlicher Weißstickereien und Bildteppiche) und die Lüneburger Heide um den Wilseder Berg. 120 Teilnehmer nahmen an der Fahrt teil.

Der Vorstand hat im Berichtsjahr folgende Arbeitstagungen abgehalten: 2. 9. 67 in Cloppenburg, erweiterte Vorstandssitzung (Delegiertentag, Münsterlandtag, Heimatbibliothek, Verkehrsprojekt für das Münsterland), 27. 9. 67 in Holdorf (Delegiertentag), 12. 10. 67 in Emstek (Münsterlandtag), 31. 10. 67 in Cloppenburg (Vorstand und Ausschuß für das Jahrbuch), 9. 11. 67 in Emstek (Programm des Münsterlandtages), 24. 1. 68 in Brockdorf (Teilnahme des Vorstandes an der Vorstandssitzung der Oldenburg-Stiftung über Gestaltung der Landschaft: Baggerseen und Wochenendhäuser), 13. 2. 68 in Vechta (Heimatkalender oder Jahrbuch, Aufbau des Jahrbuches), 30. 4. 68 in Vechta-Füchtel, 11. 5. 68 in Lönigen (Wanderfahrt), 7. 6. 68 in Lönigen-Herzlake (Route der Wanderfahrt, Verkehrsplanung), 15. 6. 68 erweiterter Vorstand in Cloppenburg (Wanderfahrt, Jahrbuch, 50 Jahre Heimatbund, Heimatbibliothek), 31. 7. 68 in Cloppenburg (Ausschuß für das Jahrbuch, Aufbau des Buches), 28. 8. 68 in Vechta (Besprechung mit dem Verlag über Ausgestaltung des Jahrbuches).

Das Museumsdorf in Cloppenburg hat auch in diesem Jahre die Sonderausstellungen weitergeführt. Am 29. 9. 67 wurde die Ausstellung

„Mariensculpturen des Oldenburger Münsterlandes aus sieben Jahrhunderten“, eröffnet durch Ansprachen von Landrat Niermann und Prälat Morthorst. Die reichhaltige Ausstellung, die bis zum 29. 12. 67 dauerte, fand reichen Beifall und viele Besucher. Die Sonderausstellung „Frühes Christentum zwischen Weser-Ems“ dauerte vom 22. 4. — 22. 6. 68. Bei der



Die Besucherstatistik des Museumsdorfes zeigt das schnelle Ansteigen der Besucherzahlen von 1947 zu 1967. Im Jahre 1968 konnte im Museumsdorf der zweimillionste Besucher nach dem Zweiten Weltkrieg gezählt werden. Das Museumsdorf in Cloppenburg, das Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale Niedersachsens, ist damit das meist besuchte kulturhistorische Museum Niedersachsens.
(Statistik des Museumsdorfes)

Eröffnung sprachen Dieter Zoller-Bad Zwischenahn über das sächsische Gräberfeld von Drantum und Dr. Schmid-Wilhelmshaven über das friesische Gräberfeld von Dunum (Landkreis Wittmund). Für die Sonderausstellung vom 21. 7. — 9. 9. 68 stellte das Stadtmuseum Oldenburg Gemälde und Ölskizzen von Bernhard Winter zur Verfügung. Auf der Eröffnungstagung sprach Museumsdirektor Dr. W. Gilly, Oldenburg, über den Oldenburger Maler Bernhard Winter. Am 5. 6. 68 wurde das friesische Gulphaus eingeweiht.

Die Oldenburg-Stiftung hat zum 3. Wettbewerb im Lesen plattdeutscher Werke in den Schulen „Well kann't am besten?“ aufgerufen. Der Endwettbewerb wird am 17. Januar 1969 stattfinden.

Am 16. 6. 68 eröffnete die Freilichtbühne Lohne ihr neues Spieljahr mit dem plattdeutschen Lustspiel „Musik an'n fröhen Morgen“ und am 30. 6. 68 mit dem Märchenspiel „Rumpelstilzchen“ von Bruna Wittchen. Der Spielsommer brachte der Bühne mit beiden Stücken vollen Erfolg. Vom 7. — 10. 10. 67 fand in Lüneburg der 48. Niedersachsentag des Niedersächsischen Heimatbundes statt.

Auf der Hauptversammlung der Oldenburg-Stiftung am 23. 3. 68 in Nordenham wurde an den in Cloppenburg geborenen und in Berlin an der Akademie wirkenden Professor Paul Dierkes der Oldenburgpreis 1968 verliehen. Die Heimatdichterin Elisabeth Reinke, Vechta, erhielt die Anton-Günther-Gedenkmünze.

Am 12. 11. 1967 fand in Vechta ein Festkonzert zu Ehren des Komponisten Andreas Romberg, der vor 200 Jahren in Vechta geboren wurde, statt.

Unser Ehrenmitglied Konrektor Heinrich Bockhorst, Oldenburg, erhielt den Ehrenbürgerbrief der Gemeinde Essen am 15. 12. 67. Der Heimatdichter Dr. Franz Thedering, Oldenburg, wurde am 11. 4. 68 90 Jahre alt.

Wir verloren durch den Tod am 11. 12. 1967 unser Ehrenmitglied Konrektor Heinrich Schürmann, Damme; am 25. 3. 1968 den aus Cloppenburg gebürtigen Prof. Paul Dierkes, Prof. an der Hochschule für bildende Künste in Berlin-Charlottenburg; am 31. 3. 1968 unser Ehrenmitglied Zahnarzt Dr. Caspar Friedrich Landgraf, Friesoythe; am 1. 5. 1968 das Mitglied des erweiterten Vorstandes Gemeindedirektor Bernhard Borgmann, Visbek; am 23. 8. 1968 den Heimatschriftsteller Hauptlehrer Franz Brägelmann, Bokern. Mögen sie in heimatlicher Erde in Gottes Frieden ruhen.

Silvester | HANS VARNHORST

*Breit und stumm die Häuser hocken,
grau und schwer die Wolken gehen
über Land, ohn' still zu stehen;
nieder schweben leichte Flocken.*

*Rauch steigt auf von weißen Dächern,
helle, bunte Fenster träumen.
Warmer Glanz dringt aus den Räumen,
leiser Sang aus den Gemächern.*

*Uns're Zeit ist abgemessen,
ferne Bilder mild erblassen.
Alles Sorgen, alles Hassen
ist versunken und vergessen.*

*Bald erglänzt ein junger Morgen,
jeder hofft, zu Nutz und Frommen.
Neues Leben spür ich kommen,
neue Taten, neue Sorgen.*

*Neues Hoffen! Glocken singen,
und die raschen Stunden gehen
über Land, ohn' still zu stehen, —
und die Herzen zittern, klingen.*

300 Jahre beim Bistum Münster

Die Dekanate Cloppenburg und Vechta kamen 1668 zum Bistum Münster

VON HANS SCHLOMER

An einem der letzten Oktobertage des Jahres 1668, am Feste der hl. Apostel Simon und Judas (28. Okt.) vernahmen die Einwohner des damaligen fürstbischöflich-münsterschen Amtes Vechta beim sonntäglichen Gottesdienst eine bedeutsame Verkündigung von der Kanzel: Aus dem Munde ihres Pfarrers erfuhren sie, daß die Zugehörigkeit der heimatlichen Pfarrgemeinde zum Bistum Osnabrück beendet sei, stattdessen würde man hinfort zum Bistum Münster gehören.

In einem Schreiben an den Dechanten und alle Pfarrer der „Satrapia Vechtensis“, ausgestellt am 13. Oktober 1668 auf Burg Sassenberg bei Warendorf und im Amt Vechta eingetroffen am 18. Oktober, hatte Christoph Bernhard, Bischof von Münster, Administrator von Corvey, Burggraf von Stromberg, Fürst des hl. Römischen Reiches und Herr zu Borkeloh, hiervon Mitteilung gemacht und zugleich ein Schreiben des Osnabrücker Domkapitels übermitteln lassen; darin teilten die geistlichen Herren mit, daß sie die ihnen zustehende geistliche Jurisdiktion über die Pfarreien des Emslandes, näherhin über die Ämter Vechta und Cloppenburg, mit Zustimmung des Hl. Vaters und des Erzbischofs von Köln übertragen hätten an den Fürstbischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen. Damit verbunden war die Bitte, die Pfarrer möchten hiervon all' denjenigen Mitteilung machen, die es anginge: im übrigen empfehle man sich dem frommen Gebete der jetzt aus dem Verband des Bistums Osnabrück ausscheidenden Geistlichen.

Uns ist nicht überliefert, wie unsere Vorfahren damals diesen Wechsel in der kirchlichen Zugehörigkeit aufgenommen haben mögen: Für die Geistlichen wird es nicht ganz unerwartet gekommen sein, denn man wußte von Verhandlungen, die seit Jahren geführt worden waren, — und einige Wochen zuvor war der Dechant in dieser Sache sogar eigens auf Geheiß des Osnabrücker Domkapitels nach Münster zitiert worden, um von einem Apostolischen Delegaten darüber vernommen zu werden, ob sich für die Seelsorge Schwierigkeiten daraus ergeben hätten, daß im Niederstift die weltliche Obrigkeit beim Bischof von Münster und die kirchliche Jurisdiktion beim Bistum Osnabrück liege. Er hatte dies rundheraus bejahen müssen und gemeinsam mit dem Dechanten von Cloppenburg und drei Geistlichen aus dem Dekanat Meppen, die ihren erkrankten Dechanten vertraten, dafür die verschiedensten Beispiele angeführt. So also war zumindest die Geistlichkeit orientiert über die zu erwartende Änderung der Bistums-Zugehörigkeit, die nunmehr also kraft vorliegender Schreiben Wirklichkeit geworden war. Wie es im einzelnen zu dieser Entwicklung gekommen war, soll in den folgenden Zeilen geschildert werden.

Wir glauben als bekannt bei unseren Lesern voraussetzen zu dürfen, daß Vechta seit 1252 und Cloppenburg seit 1400 in politischer Hinsicht den



Fürstbischöfen von Münster unterstanden. Zusammen mit dem Amt Meppen bildete unsere Heimat das sog. „Niederstift“ oder das „Emsländische Quartier“ des Hochstiftes oder Fürstentums Münster, dessen westfälischer Anteil für sich als „Oberstift“ bezeichnet wurde: Oberstift und Niederstift bildeten also zusammen das „Hochstift“, — eine heute vielleicht etwas ungewöhnliche Ausdrucksweise, damals aber sehr gebräuchlich, — so spricht man ja auch von einer Ober- und Nieder-Grafschaft Lingen.

Oberstift und Niederstift hingen gebietsmäßig zusammen durch einen schmalen Landstreifen entlang dem westlichen Ufer der Ems, so daß die Bischöfe von Münster auf „eigenem Grund und Boden“ über Rheine, Emsbüren und Schepsdorf an Lingen vorbei nach Meppen oder Haselünne ins Niederstift reisen konnten. Aus den Akten wissen wir, daß die Fürstbischöfe von Münster, ihre Beamten und Boten meist diesen Weg wählten, wenn sie im nördlichen Emsländischen Quartier zu tun hatten. Die Grenze des Niederstiftes verlief schon damals gegenüber den Grafschaften Oldenburg und Wildeshausen fast genau so, wie heute die Grenzen der Kreise Cloppenburg und Vechta, wobei wir bedenken müssen, daß es im Raum Goldenstedt seit altersher Grenzstreitigkeiten mit Diepholz oder Lüneburg gab, während Twistringen fast unbestritten zum Amt Vechta rechnete. Anders waren die Verhältnisse damals in Damme und Neuenkirchen: hier gingen die politischen Grenzen stark durcheinander, in kirchlicher Hinsicht zählten diese beiden Gemeinden indessen noch bis nach 1820 zum Bistum Osnabrück, — erst damals kamen sie zum Bistum Münster bzw. zum kurz danach gebildeten Officialats-Bezirk Oldenburg. Zuvor war hier 1817 eine Grenzvereinigung zwischen Hannover und Oldenburg erfolgt, in die auch Goldenstedt und Twistringen einbezogen worden waren.

Nachdem die Missions-Stationen Meppen und Visbek ihre Selbständigkeit verloren hatten, waren die Bischöfe von Osnabrück die kirchlichen Oberherren im Dersa- und Lerigau gewesen, ebenso im heutigen Emsland bis nach Papenburg hinauf. Während sie im heutigen Osnabrücker Land auch die politische Oberhoheit erringen und eine eigene Landesherrschaft begründen konnten, waren ihnen im Norden die Fürstbischöfe von Münster zuvor gekommen: So kam es, daß unsere Heimat kirchlich zum Bistum Osnabrück, politisch aber zum Fürstentum Münster gehörte. Aus der spätmittelalterlichen Zeit ist über Unzuträglichkeiten und Reibereien zwischen den beiden Autoritäten wenig bekannt. Das änderte sich aber in der Zeit der Reformation und der Glaubenskriege, als das Bistum Osnabrück zeitweilig in die Hände protestantischer Bischöfe geriet und die Ausübung der katholischen Religion stark erschwert, wenn nicht sogar unmöglich wurde. Auch im Niederstift war bis nach 1600 das lutherische Bekenntnis vorherrschend. Die sog. „Rekatholisierung“ war nicht ein Werk der kirchlichen Obrigkeit, etwa veranlaßt durch die Bischöfe von Osnabrück, sondern ging zurück auf die Initiative des Landesherrn im Niederstift, des damaligen Fürstbischofs von Münster, Ferdinand von Bayern, der zugleich als Erzbischof von Köln Metropolit der Kirchenprovinz war, zu welcher das Bistum Osnabrück gehörte. Hier regierte aber von 1591 bis 1623 der protestantische Fürstbischof Philipp Sigismund aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg. Die eigentliche kirchliche Jurisdiktion wurde während dieser Zeit

vom Osnabrücker Domkapitel wahrgenommen, das gegenüber dem protestantischen Fürstbischof aber recht machtlos war.

Bereits Ferdinand von Bayern, der als Fürstbischof von Münster im Niederstift Landesherr war und bekanntlich durch seinen Generalvikar Dr. Hartmann die katholische Religionsausübung ab 1613 wieder einführen ließ, hatte mit dem Osnabrücker Domkapitel Verhandlungen angefangen, um das Niederstift kirchlich für das Bistum Münster zu gewinnen. Aber in Osnabrück war man wohl damit einverstanden, daß Ferdinand als Landesherr wieder die katholische Religion einführte, daraus sollte aber in kirchenrechtlicher Hinsicht keine Zugehörigkeit zum Bistum Münster erwachsen. Als dann der Dreißigjährige Krieg ausbrach, kamen für das Bistum Osnabrück noch schwere Zeiten. Im Friedensvertrag von 1648 wurde u. a. bekanntlich die Regelung getroffen, daß in Osnabrück abwechselnd ein katholischer Bischof und ein protestantischer Prinz aus dem Haus Braunschweig-Lüneburg regieren sollte. Als im Jahr 1661 der um seine Diözese seelsorgerisch sehr bemühte Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg gestorben war, fiel das Fürstbistum Osnabrück vertragsgemäß an den lutherischen Herzog Ernst August I. von Braunschweig. Während seiner bis 1698 dauernden Regierungszeit oblag die Leitung des Bistums dem Domkapitel, während der Erzbischof von Köln als Metropolit der Kirchenprovinz die eigentliche bischöfliche Amtsgewalt innehatte. Man kann sich leicht vorstellen, daß eine solche Regelung keine besonders vorteilhafte Lösung für die praktische Seelsorgsarbeit in einer Diözese ist. In Voraussicht einer solchen Entwicklung, von der ja auch das Niederstift als Teil des Bistums Osnabrück betroffen werden mußte, hatte der 1650 zum Bischof von Münster gewählte Christoph Bernhard von Galen bereits mit seinem Osnabrücker Nachbar-Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg Verhandlungen begonnen, um das „Emsländische Quartier“ dem Bistum des hl. Ludgerus einzugliedern. Man muß es verstehen, wenn Franz Wilhelm auf dieses Angebot nur zögernd einging, — wenn er auch die seelsorglichen Vorteile einer solchen Veränderung für das katholische Leben im Emsland erkannt haben mag, so konnte er andererseits nur mit größtem Bedenken einwilligen, daß sein ohnehin durch den Krieg und die Friedensvertrags-Bestimmungen so schwer getroffenes Bistum nun vielleicht bis zu einem Drittel seiner Pfarreien an Münster abgeben sollte.

So kam es zu Lebzeiten dieses seeleneifrigen Bischofs, der gegen Ende seines Lebens auch noch zum Kardinal ernannt wurde, nicht zur Einigung mit Christoph Bernhard von Galen. Dieser war in jenen Jahren durch schwierige politische Unternehmungen — denken wir etwa an die Wiederoberung von Münster — auch sehr stark anderweitig engagiert, sodaß er erst nach dem Tod Franz Wilhelm von Wartenbergs (1661) erneut in Osnabrück vorfühlen ließ, ob man bereit sei, das Niederstift ihm abzutreten. Und das Domkapitel, welches nun die Diözese verwalten mußte, war bereit zu Verhandlungen. Man wußte aus langer Erfahrung, welche Unzuträglichkeiten sich in den Ämtern Meppen, Vechta und Cloppenburg immer wieder ergeben hatten aus der Tatsache, daß weltliche und geistliche Obrigkeit nicht in derselben Hand lagen, wie es an sich dem Geist jener Zeit entsprach, in der regiert wurde nach dem Grundsatz „Cujus regio, ejus et



CHRISTOF BERNHARDT, Bischof van Munster etc.

*Christoph Bernhard,
durch Gottes und des Apostolischen Stuhles Gnade
Bischof von Münster,
Administrator von Corvey,
Burggraf von Stromberg,
des Hl. Römischen Reiches Fürst
und Herr zu Borkeloh*

(Nach einem Stahlstich aus dem Archiv des Museumsdorfes Cloppenburg)

religio" — das heißt: Der Landesherr bestimmt das Bekenntnis, oder in politischer Ausprägung: dem Landesherrn steht auch die kirchliche Oberleitung zu. Dieses Prinzip ist ja besonders stark im Bereich des evangelischen Bekenntnisses ausgeprägt worden, sodaß der Landesherr zum „summus episcopus“ wurde: er galt als der Bischof seiner Landeskirche, wie wir heute sagen würden.

Solche Entwicklungen hatten natürlich auch Auswirkungen für katholische Gebiete. Aus dem Geist der Zeit heraus mußte besonders ein katholischer Fürstbischof nach Kräften danach streben, für alle Gebiete, in denen er als Fürst das weltliche Regiment ausübte, auch die kirchliche Jurisdiktion zu erlangen, soweit er sie noch nicht besaß. Für einen so pflichtbewußten und seeleneifrigen Bischof wie Christoph Bernhard mußte es eine unerträgliche Zumutung sein, ansehen zu müssen, wie in seinem Niederstift die katholische Sache nicht genügend gefördert wurde, weil z. B. das für die kirchlichen Belange zuständige Osnabrücker Domkapitel nicht über genügenden Einfluß verfügte, — oder sich nicht mit dem erforderlichen Eifer etwa der kirchlichen Belange anzunehmen schien.

In den Archiven sind viele Denkschriften erhalten, die immer wieder von hieraus resultierenden Differenzen im Emsland berichten. Zumeist lief es wohl darauf hinaus, daß der dem Bischof von Münster untergeordnete Drost oder Amtmann, Bürgermeister oder Vogt keinen sonderlichen Eifer an den Tag legte, wenn der dem Osnabrücker Domkapitel unterstellte Pfarrer „münstersche Amtshilfe“ begehrte, wenn es sich etwa darum handelte, am Sonntag die Schließung der Dorfkneipe während des Hochamts zu erreichen, — oder einen säumigen Bauern zur Ablieferung des Kirchen-Zehnten (Pröven) anzuhalten. Wir könnten noch viele Beispiele anführen aus der langen Liste der „Gravamina“, welche Pastoren und Amtsmänner einander im Niederstift vorhielten, — und weswegen sie sich gegenseitig in Osnabrück oder Münster anschwärzten.

Der münstersche Generalvikar Johann von Alpen, der hiervon ein Lied singen konnte, hat es kurz und bündig so formuliert: „Im Niederstift gerieten das Schwert des hl. Paulus (Bistumspatron von Münster) und die Schlüssel des hl. Petrus (Bistumspatron in Osnabrück) immer häufiger miteinander in Kollision“, sehr zum Schaden der Seelsorge, wie er hinzufügt. Daß hier ein Wandel geschaffen werden mußte, sah auch das Osnabrücker Domkapitel ein, — die Herren waren vielleicht auch froh, daß sie die Verantwortung für ein so schwieriges Gebiet mit Anstand an den Bischof von Münster abtreten konnten, der sich nachdrücklich darum bemühte.

Nach mehrjährigen Verhandlungen kam man im Frühjahr 1667 endlich zu einer Übereinkunft. Schon zuvor hatten die Osnabrücker Domherren sich der Zustimmung des Erzbischofs von Köln, Maximilian Heinrich, versichert, der als Metropolit und eigentlicher Osnabrücker Ordinarius damit einverstanden war, daß Christoph Bernhard die kirchliche Jurisdiktion über das ganze Niederstift hinfort ausüben sollte. Es müsse aber auch die Einwilligung des Papstes eingeholt werden, kam die Weisung aus Köln. Nun sah Christoph Bernhard sein Ziel erreicht: Was jetzt noch zu verhandeln war, konnte er seinen engsten Mitarbeitern zur Regelung überlassen.

Dns Henricus Suiker Secretarius Reu^m Capituli
Osnabrugensis, vigore Specialis Mandati in Originali
producti. Imprimis agnouit Originalem Bullam modo
exhibitam, petens, si Originale Reu^m Cap^{lo} Osnabrugens^{is}
relinqui non possit, eiusdem authenticum Copiam in for-
ma probante sibi communicari,

Deinde reproducit Citationem Decanis Ruralibus Ems-
landiae debite intimatam, Eisdem in Termino praefixo
sistens, cum petitione illos super veritate Supplicae ad
Sanct^{um} antehac directae examinari, cum reservatione,

Quos Dns Commissarius Ap^{osto}licus monuit praesentis De-
canos. Rurales et Pastores, ut veritatis Testimonium di-
cerent super circumstanciis proponendis, quod etiam se factu-
ros sub fide Sacerdotali stipulatio appromiserunt.

Citatorum autem nomina sunt haec.

Ioannes Stockman Decanus Satrapiae districtus
Vechtensis.

Henricus Hansche Decanus districtus Kloppen-
burgensis.

Pro Decanatu Kloppensis Satrapiae Decano egrotan-
te, nomine eiusdem et omnium Pastorum comparuerunt

Albertus Abt Pastor in Keinebiel.

Ioannes Welseling Pastor in Haren.

Petrus Walder Pastor in Lathum.

Predicti se comparentes à Reu^m Dno Commissario
Ap^{osto}lico praesto examinati et interrogati

T. S.

Johannes Stockmann, Dechant in Vechta, Heinrich Hansche, Dechant für Cloppenburg, und drei emsländische Geistliche erklären gegenüber dem päpstlichen Kommissar Plettenberg, daß sich im Niederstift aus dem Gegensatz zwischen Osnabrück und Münster Unzuträglichkeiten ergeben hätten, die nach ihrer Meinung

¶ An nouerint ex Iurisdictione Spirituali quam Ecclesia Onabrugensis in Prefecturis et Satrapijs Embstandia hactenus habuit varias inter Ippam et Celsum Principem Monasteriensem eti Summ Territorialem quæstiones discordias et lites exortas esse et exinde nata scandala, nec tantum commodi, quantum incommodi, et molestiarum Ipsi Ecclesia Onabrugensi accubite? et quæ sit causa scientia?

Indo An credant istas Controuersias tolli posse, si talis Iurdictio Spiritualis ab Ecclesia Onabrugensi separetuer et Diocesi Monasteriensi adiungeretur, erga solutionem 10000. Imperialium, quæ ab Episcopo Celsi Monasteriensi offerantur, acceptarentur et in utilitatem Ipsi Ecclesie Onabrugensis conuerterentur?

Et de Ippum quidem unanimiter ex usu et exercicio Iurisdictionis spiritualis pte non esse, et plurima furgia, quæstiones et dubidia inter Celsum Principem Monasteriensem et Capitulum Ecclesie Cathedralis Onabrugensis, eiusq; Archidiaconos etiam adhuc satis reuente, non sine summo scandalo et animarum periculis nata esse ex eo quod plerq; delicta et denegationem Brachij, secularis maneant impunita, Ecclesiasticorum ordo violetur et Subditi ad vicina etiam loca hæretica liberrimè transcant, idq; partim ex propria scientia, partim ex aliorum fide dignorum relatione et prius, facti notoritate, fieri et passim omnibus istorum locorum vicinis omnino constare.

aufhören, wenn der Bischof von Münster auch im Niederstift die geistliche Jurisdiktion erhalten würde. „Extractus protocollaris ...“, Diöz.-Archiv Münster, II. Bistum 2. Niederstift A 10.: Notariatsprotokoll über die Aussagen der Geistlichen aus dem Niederstift bei ihrer Vernehmung in Münster am 27. August 1668.

Augustin Hüsing, der Verfasser einer bisher noch nicht überholten Darstellung der Wirksamkeit Christoph Bernhards als eines „katholischen Reformators des 17. Jahrhunderts“, hat die letzte Phase in den Verhandlungen zwischen Münster und Osnabrück wie folgt geschildert:

„Ehe dies geschah (die Einholung der päpstlichen Zustimmung), sandte Christoph Bernhard am 12. September desselben Jahres (1667) den Thesaurar von Schmising, den Bursar von Droste und seinen Generalvikar Johann von Alpen nach Osnabrück, um mit dem dortigen Kapitel die Cessionsurkunde zu vereinbaren, so daß er dem Papst eine bestimmte Vorlage machen konnte. Am 19. September kam man überein, daß die geistliche Jurisdiktion an den Bischof von Münster abgetreten werde, nachdem dieser vorher die förmliche Zustimmung des Kölner Metropoliten und Seiner Heiligkeit Approbation erwirkt, und dem Kapitel ein für allemal 10 000 Thaler als Entschädigung ausgezahlt habe. Sobald dieses geschehen sei, würde das Osnabrücker Kapitel alle diesbezüglichen Urkunden an Münster auszuliefern und die Cessionsurkunde auszustellen bereit sein.“ In der Vergangenheit hat man oft diesen Akt bereits als den Übergang der Jurisdiktion bezeichnet, was indessen unzutreffend ist. Was am 19. September 1667 in Osnabrück vereinbart wurde, ist vielmehr eine Art Vorvertrag. Daher wird diese Urkunde, die noch im Original im Bistumsarchiv Münster vorhanden ist, in damaligem Sprachgebrauch auch nur als „prior recessus“ bezeichnet. Man kann es übersetzen mit „Erste Vereinbarung“. Bevor es endlich zur kirchenrechtlich wirksamen Übergabe des Niederstiftes an das Bistum Münster kam, verging noch gut ein Jahr. Wie in obigem „recessus“ vereinbart, mußte Christoph Bernhard sich selbst und auf eigene Kosten in Rom um die Zustimmung des Hl. Vaters bemühen. Wie Hüsing aus den Akten des Galen'schen Familienarchivs ermittelt hat, ging dieses folgendermaßen vor sich:

Noch im Dezember 1667 sandte der Bischof von Münster eine Abschrift des Vorvertrages mit dem Osnabrücker Domkapitel nach Rom, beigelegt waren zwei Bittschriften, in denen die Gründe dargelegt wurden, weswegen beide Seiten einen Wechsel der Jurisdiktion befürworteten. Auch die Zustimmungserklärung des Kölner Erzbischofs fehlte nicht. Mit diesen Dokumenten begab sich der römische „Agent“ des Bischofs von Münster zum Papst und bat um eine Entscheidung. Bereits Ende Januar 1668 erhielt man in Münster Kunde, daß Papst Clemens IX. dem ganzen Vorhaben positiv gegenüber stehe. Zwar gab es später noch einige bürokratische Verzögerungen, — aber am 8. Juni wurde in Rom auf Anordnung des Papstes die Approbationsurkunde in Form einer „Bulle“ ausgestellt. Nun konnte alles seinen vorgeschriebenen Gang nehmen.

Wie es in der kirchlichen Verwaltung üblich ist, wurde für die Durchführung dieser päpstlichen Bulle ein eigener Kommissar oder Exekutor bestellt. In unserem Fall betraute der Papst mit der vorschriftsmäßigen Durchführung der „Umschreibung“ den Paderborner Generalvikar und Offizial Hermann von Plettenberg, — er war auch der eigentliche Adressat der päpstlichen Bulle, während Christoph Bernhard z. B. nur eine notariell beglaubigte Abschrift erhielt. Dieses Notariats-Instrument oder „Transsumpt“ ist noch im Original vorhanden. Man kann verstehen, daß Christoph

Bernhard über den erfolgreichen Ausgang der ganzen Verhandlungen hoch erfreut war. Und als Mitte August Hermann von Plettenberg nach Münster kam, wurde er mit aller Hochachtung und Ehrerweisung empfangen, wie es einem päpstlichen Delegaten oder Kommissar in solchen Fällen zusteht. Generalvikar von Alpen vermerkt dies ausdrücklich — und vergißt nicht hinzuzufügen, daß er den hohen Gast aus Paderborn in seinem eigenen Haus die ganze Zeit über bis Ende August gastfreundlich aufgenommen habe. So konnten die beiden Generalvikare in aller Ruhe die notwendigen Vorbereitungen treffen, die jetzt noch erforderlich waren.

Die Approbation des Hl. Vaters war nämlich, was uns befremdlich erscheinen mag, unter einem gewissen Vorbehalt ausgestellt: Zuvor müsse geprüft werden, ob die von Osnabrück und Münster vorgebrachten Gründe auch wirklich zuträfen, nämlich die in den entsprechenden Bittschriften angeführten Unzuträglichkeiten und Streitigkeiten zwischen weltlicher und geistlicher Obrigkeit in den Pfarrgemeinden des Niederstifts, die sich verhängnisvoll auf die Seelsorge auswirkten. Aufgabe des Paderborner Generalvikars war es nun, sich gewissermaßen als unparteiischer Richter davon ein Bild zu verschaffen, bevor er die eigentliche Übertragung der Jurisdiktion vornehmen konnte.

Zu diesem Zweck wurden die beiden Dechanten, Stockmann für Vechta und Hansche für Cloppenburg, zusammen mit drei Geistlichen aus dem Dekanat Meppen nach Münster zitiert, um vom Apostolischen Exekutor vernommen zu werden. Der Sekretär des Osnabrücker Domkapitels hatte ihnen dieses Mandat Plettenbergs übermittelt und stellte die fünf Geistlichen am Montag, 27. August 1668 in Münster vor. Plettenberg ermahnte sie zur Wahrhaftigkeit und befragte sie anschließend über die Verhältnisse im Niederstift. Einmütig erklärten sie, aus der Trennung von weltlicher und geistlicher Jurisdiktion ergäben sich große Schwierigkeiten für das kirchliche Leben. Nach ihrer Meinung würde es für beide Seiten vorteilhafter sein, wenn Osnabrück das Niederstift an das Bistum Münster abtreten und dafür als Entschädigung die Summe von 10 000 Reichstalern erhalten würde, wie Christoph Bernhard angeboten habe.

Dieses einhellige Zeugnis der Geistlichen aus dem Niederstift war für Plettenberg Beweis genug; nun konnte er kraft päpstlicher Vollmacht anordnen: Sobald Christoph Bernhard dem Osnabrücker Domkapitel die vereinbarten 10 000 Reichstaler ausbezahlt habe, werde er als päpstlicher Kommissar die „dismembratio“, die Ausgliederung des Niederstifts aus der Diözese Osnabrück und die Übertragung an das Bistum Münster dekretieren und hierüber die erforderliche Urkunde ausstellen.

Das Osnabrücker Domkapitel wurde von seinem Sekretär über diesen Beschluß umgehend unterrichtet; Anfang September würden die Münsterschen Vertreter nach Osnabrück kommen, um das Geld zu überbringen. Am 9. September kam Johann von Alpen in Begleitung eines weiteren Domherrn nach Osnabrück, übergab das Geld und erhielt dafür eine Quittung sowie die vereinbarte Cessions- oder Abtretungs-Urkunde vom Domkapitel ausgehändigt. Das Original ist noch heute im Bistumsarchiv in Münster erhalten, einschließlich des anhängenden großen Wachs-Siegels mit dem Bild des hl. Petrus, des Osnabrücker Diözesan-Patrons.

Christophorus Bernardus Dei et
Apostolicæ sedis gratiæ Episcopus, Monasti-
ciensis, Administrator (subsecens) Bur-
gavicus Strömbergensis, Sacri Romani Im-
perij Princeps ac Dominus in Borchelo

Honorabiles, devoti, Nobis dilecti. Ex adiunctis qua-
Capitulum Cathedralis Ecclesiæ Osnabrugensis ad vos
dixerit, fusiús intelligetis, qualiter iurisdictione quæcumque
Ecclesiastica Episcopi, Prelatis, Archidiaconi aut alij qui-
buslibet pte Ecclesiæ et Diocesis Osnabrugensis antea
competens, vobis et Successoribus vestris auctoritate sedis
Apostolicæ nunc cessat, tradita et translata sit, vos omnes et
versum quilibet ab omni iuramento subiectionis et alio quo-
vis vinculo, quibus prædictæ Ecclesiæ Osnabrugensi unquam
obligati fuistis aut esse debuistis, ex nunc in perpetuum abso-
luti exempti et exonerati sitis. Quod uti et vos veris in-
nuandum esse duximus, ita tenere præsentium insinuamus
distincte mandantes tibi Decano, ut Pastores ad hunc fi-
nem specialiter convocatis, vestris autem Pastoribus, ut factum
hinc inde cognitionem, translationem et absolutionem primâ
quâque opportuna die ad cuiusvis notitiam et directionem
de ambobus talia denuntiatis, vulgetur in hoc ut fiat

Christoph Bernhard an den Dechanten und die Pfarrer im Amt Vechta: Wie an-
liegendem Schreiben des Osnabrücker Domkapitels zu entnehmen sei, gehöre das
Dekanat Vechta hinfort nicht mehr zum Bistum Osnabrück, sondern zu Münster.
Hierüber soll der Dechant die Pastöre informieren — und diese sollen es alsbald
von der Kanzel herab publizieren. Der Bischof wünscht, daß man hinfort alle

contingat occurrere, in quo Aistria cum Episcopi vel
superioris ordinarij cura, directio vel auctoritas neces-
saria vel utilis fuerit, ad Nos vel Aistrium in spiritua-
libus Vicarium Generalem prompte deferatis, aliisq;
omnibus, quae veris sacerdotibus et fideles subditis dece-
re, quae par est, fide et obedientia praestetis. Et quod
haec iussa Aistria vobis ac populo vobis commisso legitime
publicata et intimata sint, primum per legalis
Notarii instrumentum doceatis et ad Nos referatis.
Haec est elem^{ta} et omnia Aistria voluntas, quam uti per
praesentes expressimus, ita et a vobis serio volumus ad
impleri. Dabamus in aia Aistria Sassenberg die 13.
Octob. 1668.

Christophorus Bernardus

Haec in fidei...
eandem die publicatum in villa S. Bona Grashoff

wichtigen Sachen ihm selbst oder seinem Generalvikar zur Entscheidung vorlege; er erwartet von allen Priestern Pflichterfüllung, Treue und Gehorsam. Über die erfolgte Publikation soll eine notarielle Urkunde ausgestellt und nach Münster geschickt werden. (Sassenberg, 13. Okt. 1668, eigenhändige Unterschrift des Bischofs). Darunter Vermerk, daß die Publikation in den Pfarrkirchen am Feste der hl. Apostel Simon und Judas erfolgen solle, — so geschehen in Oythe durch den Franziskaner-Pater Joh. Grashoff, ebenso in Visbek durch Pastor J. Wilmann; Dinklage: Pastor Bern. Ribbers Steinfeld: Pastor Heinr. Mars; Emstek: Pastor Joh. Lübbermann; Cappeln: Pastor Ludolph Beitelmann. Die Seite mit den letzten Namen ist nicht mehr reproduziert. Das Schreiben des Osnabrücker Domkapitels liegt ab-schriftlich vor in Hs. 172 fol. 24 des Diöz.-Archivs Münster.

Zugleich erhielt der Münstersche Generalvikar wohl auch ein Schreiben, in welchem das Osnabrücker Domkapitel die Geistlichen im Niederstift über die Änderung in der kirchlichen Zugehörigkeit informierte und sie zugleich von allen Verpflichtungen gegenüber dem Bistum freistellte. Die Abschrift eines solchen „Entlassungsbriefes“ liegt vor in der Handschrift 172 des Bistumsarchivs Münster.

An dieser Stelle sei eine kurze Bermerkung gestattet über die Höhe der Abfindungssumme, die Osnabrück aus Münster erhielt. Man sollte nicht sagen, „Osnabrück hat das Niederstift für 10 000 Taler verkauft — mehr waren wir nicht wert!“ So billig war der Preis wiederum auch nicht; Christoph Bernhard hat zur Beschaffung dieser für damalige Zeiten sehr erheblichen Summe elf Bauernhöfe in Westfalen verkaufen müssen!

Andererseits hatte das Bistum Osnabrück seit eh und je aus dem Niederstift bestimmte Einkünfte bezogen, die einfach notwendig waren zur Unterhaltung der kirchlichen Verwaltung. Diese kamen jetzt in Fortfall, — aber angesichts der schweren Schädigungen, die das Bistum nach dem Friedensvertrag hatte hinnehmen müssen, wäre es kaum zu verantworten gewesen, wenn das Osnabrücker Domkapitel auf jegliche Entschädigung verzichtet hätte. Außerdem war vom Papst angeordnet worden, die 10 000 Reichstaler müßten sofort sicher und wertbeständig zugunsten der Osnabrücker Diözese angelegt werden. Generalvikar von Plettenberg hatte hierauf auch noch ausdrücklich hingewiesen, als er dem Kapitel die Erlaubnis zur Annahme des Betrages erteilte. — Wie dieses Geld später verwandt wurde, darüber lohnte sich eine eigene Untersuchung auf Grund der im Osnabrücker Staatsarchiv reichlich vorhandenen Materialien!

Nachdem nun Generalvikar von Alpen vom Osnabrücker Domkapitel die Abtretungs-Urkunde erhalten hatte, und damit zugleich die Auszahlung der Entschädigungs-Summe beweisen konnte, begab er sich Mitte September nach Paderborn, um Plettenberg die Original-Urkunden vorzulegen. Daraufhin stellte dieser am 19. September 1668 die entscheidende Urkunde aus: das sog. „Instrumentum Dismembrationis“, dessen Original heute noch in Münster aufbewahrt wird. Es ist ein sehr umfangreiches Schreiben, in welches auch der volle Wortlaut der päpstlichen Bulle vom 8. Juni 1668 als sog. „Transsumpt“ aufgenommen wurde. Plettenberg zählt noch einmal alle Gründe auf, die für eine Übertragung an Münster sprechen, erwähnt die Zustimmung des Kölner Metropolitens, die Approbation des Hl. Vaters, die Aussagen der Geistlichen aus dem Niederstift, die Auszahlung der Entschädigungssumme, um dann die entscheidende Feststellung zu treffen: Damit ist das Niederstift vom Bistum Osnabrück kraft päpstlicher Autorität „dismembriert und separiert“ und hinfert mit allen Rechten und Pflichten der Diözese Münster „adjungiert und inkorporiert“. Es sei erlaubt, den schier endlos langen lateinischen Satz in dieser Form zusammenzufassen und zu übersetzen!

Angesichts dieses erfolgreichen Abschlusses des ganzen Unternehmens konnte Johann von Alpen später in der Biographie seines Bischofs nicht ohne Stolz vermerken: „So hat Christoph Bernhard den nördlichen Bezirk seines Bistums und seines Fürstentums sich ganz zu eigen erworben, was seine Vorgänger entweder aus Nachlässigkeit unterlassen oder aus Un-

fähigkeit nicht hatten erreichen können. Streitigkeiten und Zerwürfnisse hatte er so von Grund auf ausgerottet und damit zugleich seine Untertanen mit viel Klugheit und Erfolg vor unermesslichem Schaden bewahrt, der sonst leicht hätte entstehen können.“

Wir meinen, daß dieses Urteil eines Zeitgenossen und engen Mitarbeiters auch heute noch zu Recht angeführt werden kann, wenn es darum geht, die bedeutende Persönlichkeit dieses münsterschen Bischofs in den schweren Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg recht zu würdigen. Sicherlich ging das Streben dieses Fürsten auch dahin, seinen Staat nach außen hin zu vergrößern, was er in mehreren kriegerischen Aktionen durchzusetzen versuchte. Aber ebenso sehr lag ihm auch die innere Festigung, die Konsolidierung der kirchlichen Verhältnisse am Herzen. So sicher er ein großer und mutiger Kriegermann war, ebenso war er auch ein seeleneifriger Bischof für das ihm anvertraute Volk. Manchmal hat er mit eisernem Besen auskehren müssen, gerade auch im Klerus, — andererseits war er ein gütiger Vater, der viele fromme Stiftungen mit großen Mitteln bedacht hat in seinem Testament.

Hermann Lübbing nennt ihn in seiner Oldenburgischen Landesgeschichte einen typischen Vertreter des Absolutismus im katholischen Barock, der für seine Lande die Glaubenseinheit hergestellt habe als ein wirksamer „Arm des Apostolischen Stuhles“. Alles in allem habe er in seinem Leben seinen Wahlspruch verwirklicht; in allen Situationen gottesfürchtig, gerecht und tapfer ans Werk zu gehen: Pie, juste, fortiter!

War am 19. September in Paderborn die kirchenrechtlich wirksame „Umschreibung“ durch den eigens dazu beauftragten päpstlichen Delegaten erfolgt, so mußte diese bedeutsame Tatsache indessen auch noch den Betroffenen selbst in geziemender Form mitgeteilt werden. Wie dies vor sich ging, können wir für die Pfarreien des Dekanates Vechta exakt belegen: wir dürfen annehmen, daß es für die anderen Dekanate in gleicher Weise erfolgt ist.

Wie bereits eingangs erwähnt, erließ Christoph Bernhard am 13. Oktober 1668 von seiner Burg Sassenberg aus, zwischen Glandorf und Warendorf gelegen, ein Rundschreiben mit der feierlichen Adresse: „Honorabilibus devotis dilectis Decano et Pastoribus Satrapiae nostrae Vechtensis“. In schwungvollen Buchstaben hat der Kanzlist die Anschrift damals zu Papier gebracht: Das Original ist noch vorhanden, wenn auch ein wenig beschädigt und unansehnlich geworden im Lauf der drei Jahrhunderte. Es wurde erst vor Jahresfrist im Münsterschen Bistumsarchiv aufgefunden.

Versuchen wir zu übersetzen: An die ehrenwerten, frommen und geliebten Herren, den Dechanten und die Pastöre in unserem Amt Vechta. Das Wort „Herren“ haben wir ergänzt, in Anlehnung an das gleichzeitig übermittelte Schreiben des Osnabrücker Domkapitels mit der schlichteren Anrede: Hochwürdige Herren! Christoph Bernhard macht nun Mitteilung von dem Wechsel in der kirchlichen Zugehörigkeit, jede Verpflichtung gegenüber Osnabrück sei jetzt ein für alle Male erloschen. Der Dechant erhält den Auftrag, die Pastöre eigens zusammenzurufen, die Pastöre werden ihrerseits verpflichtet, bei erstbesten Gelegenheit von der Kanzel herab es jedermann zur Kenntnis zu bringen. Darüber hinaus wünscht der neue kirchliche

Oberhirte, daß man hinfort alle einschlägigen Sachen ihm selbst oder seinem Generalvikar bereitwillig zur Entscheidung vorlege, — überhaupt in allen Dingen gehorsamst so verfare, wie es sich für gute Priester und treue Untergebene gezieme. Über die öffentlich erfolgte Publikation solle eine notarielle Urkunde aufgesetzt und alsbald nach Münster gesandt werden. „Dies ist unser gütiger und erhabener Wille, so wie wir ihn Euch jetzt mit diesem Brief übermittel haben, so wollen wir auch, daß er von Euch allen Ernstes erfüllt werde.“

Diese Schlußformel mag uns heute ein wenig autoritär in den Ohren klingen: die Menschen jener Zeit waren solche — und noch ganz entschiedenere Tonarten aus fürstlichem oder bischöflichem Munde gewohnt und richteten sich danach!

So geschah denn alles, wie es der Bischof gewünscht hatte: Am Apostelfest des 28. Oktober 1668 kam dieses Publikandum in den meisten Kirchen des Amtes Vechta zur Verlesung, — und die Pastöre haben eigenhändig die erfolgte Publikation bestätigt — und das Original des bischöflichen Erlasses nach Münster zurückgesandt. Auf den öffentlichen Notar, der nach Weisung des Bischofs beigezogen werden sollte, hat man wohl aus Sparsamkeitsgründen verzichtet . . . Man sieht, Sparsamkeit war schon immer eine Tugend im Münsterland!

Das einfache Kirchenvolk wird zunächst kaum etwas bemerkt haben von irgendwelchen Auswirkungen der jetzt erfolgten Eingliederung in das Bistum Münster. Anders mag es gewesen sein im Verhältnis zwischen Drost und Dechant, zwischen Pastor und Gemeindevogt: kirchliche und weltliche Beamte hatten jetzt beide einen gemeinsamen Herrn, den Bischof und Fürsten von Münster, Christoph Bernhard von Galen. Hinfort dürfte es wohl nicht mehr vorgekommen sein, daß Osnabrücker Petrus-Schlüssel und Münstersches Paulus-Schwert miteinander in Kollision gerieten, wie es früher nur zu oft der Fall gewesen sein muß, wie Johann von Alpen uns ja berichtet hat. Diese Unzuträglichkeiten hatten jetzt ein Ende. Für den weiteren Ausbau der Seelsorge waren gute Fundamente gelegt worden, auf denen sich in den folgenden Jahrzehnten ein blühendes kirchliches Leben entfaltete. Bis zu seinem Tod am 19. September 1678 hat Christoph Bernhard noch häufig das Niederstift besucht, die Kirchen und Schulen visitiert, die Wallfahrt nach Bethen neu belebt und überhaupt in jeglicher Hinsicht den Pfarrgemeinden unserer Heimat seine Fürsorge angedeihen lassen: Dafür ist das Oldenburgische Münsterland dem großen Bischof auch heute noch zu tiefem Dank verpflichtet!

Quellen und Literatur in Auswahl:

Die Akten des Osnabrücker Domkapitels liegen im dort. Staatsarchiv. Vgl. die Angaben bei: Jos. Prinz, Das Territorium des Bistums Osnabrück, Göttingen 1934, S. 61—62. Im Bistumsarchiv Münster wichtig der Bestand: II. Bistum; 1. Hochstift und 2. Niederstift; vgl. die Angaben bei: H. Börsting, Inventar des Bischöfl. Diözesanarchivs in Münster, Münster 1937, S. 68—72. — Ferner: Depositum Offizialatsarchiv, I A 2: Schreiben Christ. Bernh. vom 13. Okt. 1668 (vgl. Fotokopie S. 204/5). — Aug. Hüsing, Fürstbischof Christoph Bernhard v. Galen, ein kath. Reformator des 17. Jhdts., Münster 1887, bes. S. 190/4. — Joh. ab Alpen, De vita . . . Christophori Bernardi, Ep. Monast., Münster 1703, Bd. II. — P. Berlage u. a.: Handbuch des Bistums Osnabrück, Osnabrück 1968, bes. Beitrag von L. Niehus, S. 52. — Vorstehender Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Referates, gehalten in Vechta bei der Gedenkfeier „300 Jahre beim Bistum Münster“ am 27. Okt. 1968.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	Kurt Schmücker, Dr. h. c., Bundesschatzminister, Lönigen 3
Vorwort	Leo Reinke, Landtagsvizepräsident, Bokel bei Cappeln 5
Einführung	Redaktionsausschuß 7
50 Jahre Heimatbund	Franz Kramer, Regierungsdirektor a. D., Oldenburg, Sachsenstraße 51 9
Zeittafel	Franz Hellbernd, Rektor, Vechta, Villkuhlenweg 22 20
Germanen und Christen	Wilhelm Hanisch, Dr. habil., Vechta, Pädagogische Hochschule 23
Zur Geschichte des Handwerks im Oldenburger Münsterland	Theodor Kohlmann, Dr., wiss. Assistent, Cloppenburg, Museumsdorf 34
Geistige Strömungen im Niederstift Münster zur Zeit der Aufklärung	Walter Kloppenburg, Realschullehrer, Cloppenburg, Hermann-Löns-Straße 2 47
Spätromantische Madonnen von Ramsloh und Ondrup	Helmut Ottenjann, Dr., Museumsdirektor, Cloppenburg, Museumsdorf 57
Die Münzfunde von Timmerlage und Lönigen	Theodor Kohlmann, a. a. O. 75
Kreis- und Gemeindegewappen des Landkreises Vechta	Franz Hellbernd, a. a. O. 80
Eine römische Lar-Statuette von Marren, Ldkr. Cloppenburg	Helmut Ottenjann, a. a. O. 96
Von einer Landschule der guten alten Zeit	Alwin Reinke † 105
Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Langenteilen i. O. 109
Sitte und Brauch im Wechsel des Jahres	Franz Kramer, a. a. O. 115
Der Poststempel von Vechta	Engelbert Hasenkamp, Vechta, Wagnerstraße 12 123
Invasionsvögel im Münsterland	Bernhard Varnhorn, Bauer, Rechterfeld 130
Wandel unserer heimatlichen Landschaft	P. Oswald Rohling, Prof. Dr., Vechta, Pädagogische Hochschule 134
Ein Unikum aus Kneheim	Helmut Ottenjann, a. a. O. 146
Arbeiten zur Geographie des Oldenburger Münsterlandes	Angelika Sievers, Prof. Dr., Vechta, Pädagogische Hochschule 148
Zur kulturellen Entwicklung des Dammer Raumes	Franz Ameskamp, Realschullehrer, Damme, Viktorstraße 148
Von Nordwestdeutschlands Erdbeben	Fritz Hamm, Dr., Museumsdirektor a. D., Hannover, Bandelstraße 17 C. 158
Der Maler Ernst von Glasow	Josef Giesen, Prof. Dr., Vechta, Pädagogische Hochschule 166
Lucie Uptmoor, eine Südoldenburger Malerin	Josef Giesen, a. a. O. 170
1000 Jahre Essen (Oldenburg) 968—1968	Walter Kloppenburg, a. a. O. 177
Konrektor Heinrich Schürmann † und der Naturkundeausschuß	Joseph Klövekorn 179
Paul Dierkes †	Hermann Bitter, Oberstudiendirektor a. D., Cloppenburg, Jammertal 181
Caspar Friedrich Landgraf † in memoriam	Hermann Bitter, a. a. O. 189
Aus der Arbeit des Heimatbundes im Jahr 67/68	Franz Kramer, a. a. O. 191
300 Jahre beim Bistum Münster	Hans Schlömer, Referent am Bischöfl. Offizialat, Vechta 195
ERZÄHLUNGEN	Josef Alfes, Bauer, Emstek 119
Medizin	Hermann Thole, Chefredakteur, Vechta, Bremer Straße 120
Großmutterns letzter Stoppelmarkt	Erika Täuber, Vechta, Hohe Bank 122
Wir sind Nachbarskinder	Hans Varnhorst, Rektor, Lindern 132
Spektaokel in Esk	Hans Varnhorst, a. a. O. 142
Umsüß is nix	Hans Pille, Dülken, Viersener Straße 76 . . . 143
Damals geschahen Dinge	Hans Varnhorst, a. a. O. 157
Dat Trießken	Fritz Bitter † 163
Dei Hunnertmarkschien	Heinz von der Wall, Ankum 173
Pinneken-August	Hubert Burwinkel, Dr., Oberstudienrat a. D., Cloppenburg, Jammertal 104
GEDICHTE	Hajo Osterholt 107
Up Borg Dinklaoge in dei Raubrittertied	Erika Täuber, a. a. O. 121
Kinderverse	Helga Clever, Cloppenburg, Vahrenener Straße 5 121
Herbstbilder	Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta, Moorgärten 137
Nicht jeder Tag	Hans Varnhorst, a. a. O. 162
Des Dorfes alte Mühle	Hans Varnhorst, a. a. O. 176
Gladiolen	Hans Bahrs, Hamburg-Rahlstedt, Pogwischrund 18 a 190
Herbst	Hans Varnhorst, a. a. O. 194
Einen Atemzug	
Silvester	



Wichtige Neuerscheinung für alle Heimatfreunde



Riemels, Radels, Rummelpott
Plattdeutsche Kinderreime
Herausgegeben von Heinrich Diers
Mit vielen Zeichnungen von Hannelore Harms
264 Seiten, Großoktav, Linson 18,— DM

Dieses Hausbuch für die niederdeutsche Familie, das es in dieser Form noch nicht gegeben hat, enthält plattdeutsche Kinderreime, Wiegenlieder, Spiele, Bräuche des Jahreslaufs, Sprichwörter, Rätsel und Gedichte für vielerlei Anlässe und Gelegenheiten. Wir pflegen in einer besonderen Abteilung unsere Heimatliteratur, verfügen auch über teilweise längst vergriffene Werke, die man sonst nicht mehr bekommen kann.

Buchhandlung Janssen • Cloppenburg

Haus der Bücher



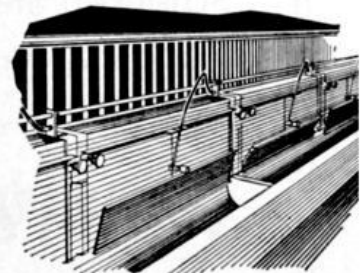
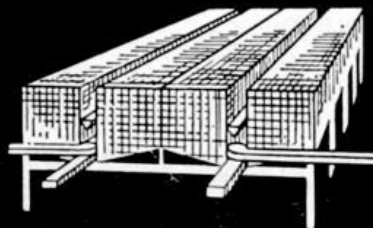
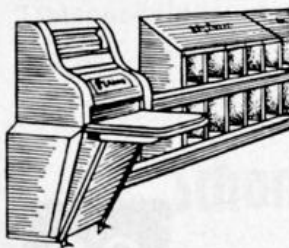
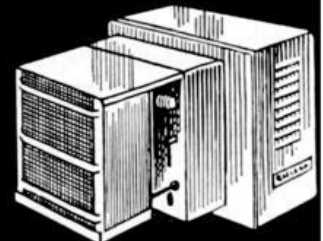
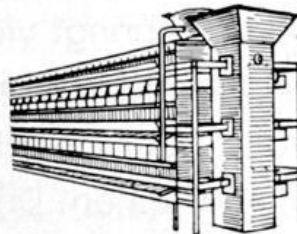
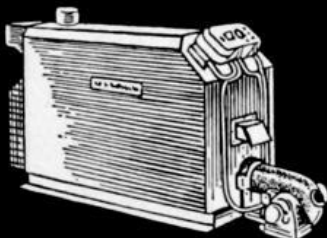
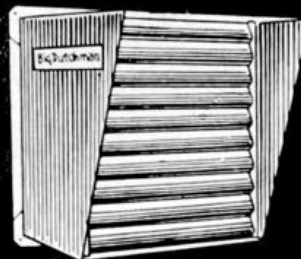
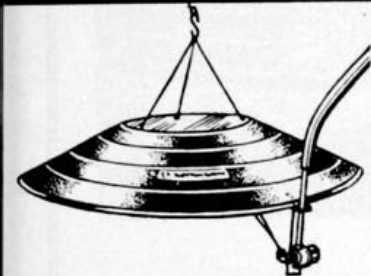
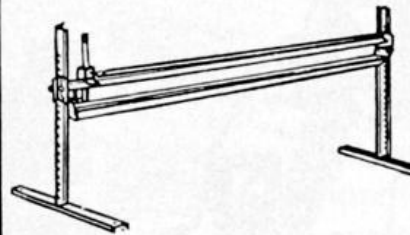
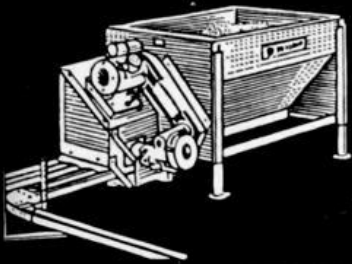
- Fachmännische Beratung
- Neureifen aller Fabrikate
- Runderneuerungen
- Reparaturen und Montagen

Reifendienst GmbH

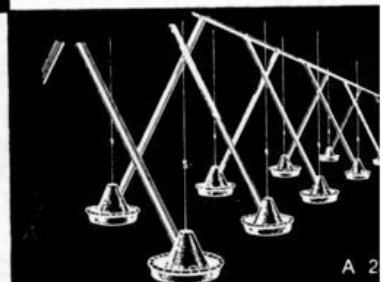
4590 Cloppenburg, Friesoyther Str. 72, Tel. 04471 / 34 66

Big Dutchman

Flat Deck Anlagen
 Futterwagen- und
 Kettenbatterien
 Halbautomatische Käfige
 Tränken aller Art
 Rohr- und Kettenfütterungen
 3- und 4-Etagen Aufzucht-
 batterien
 Vollautom. Schweinefütterung
 Boden oder Trog
 Vollautom. Ventilationssystem
 Glucken und Lufterhitzer
 Elerkühler- und wasch-
 anlagen



BIG DUTCHMAN (DEUTSCHLAND) G.m.b.H.
 249 Calveslage über Vechta
 Tel. Langförden (04447) 323 - 324 - 325
 Fernschreiber 02/5784



A 2



Die Verbindung

mit der Landessparkasse bringt viele Vorteile. Denken Sie nur an Spargeld, Wertpapiere, Reisezahlungsmittel, Kredite oder Darlehen. Bei ihr finden Sie alles unter einem Dach.

Schenken Sie der Sparkasse in allen Geldfragen Ihr Vertrauen.

Wenn's um Geld geht

Landessparkasse zu Oldenburg



Fahr jederzeit mit Schomaker



Für In- und Auslandsfahrten bieten wir allen Reisegesellschaften, wie Schulen, Vereinen, Betrieben, Behörden und sonstigen Gesellschaften unsere

modernen und bequemen 18 Reiseomnibusse

die z. T. mit Schlafsesseln ausgerüstet sind, an. Folgende Busgrößen stehen zur Verfügung: 8-, 14-, 26-, 30-, 35-, 39-, 43-, 47-, 51-, 55- und 58-Sitzer

Linienomnibusse bis zu 160 Personen Fassungsvermögen.

Fordern Sie bitte auch unsere Prospekte über unsere Lourdespilgerfahrten, sowie über unsere Sommerreisen an. Für Arbeiter- und Schülerverkehr stehen ebenfalls Omnibusse zur Verfügung. Bei Bedarf beraten wir Sie gerne.

**Seit 1929 Erfahrungen
im
Omnibus-Reisedienst
und ein Begriff
für den Reiseverkehr**

Für jede Gesellschaft
den passenden Omnibus

Schomakers Gesellschaftsfahrten

Aloys Schomaker

2842 Lohne, Lindenstr. 81-83

Postfach 145 - Telefon 0 44 42 / 22 16

Zweigstellen:

D i n k l a g e
Sanderstraße 10, bei Hausfeld
Telefon 0 44 43 / 197

D a m m e
Bexadde, bei Stubbe
Telefon 0 54 91 / 27 14

ERFOLGE

nur durch

LEISTUNG

daher



LEISTUNGSFUTTER

Mit der jahrzehntelangen landwirtschaftsnahen Erfahrung

H. BRÖRING

LANDHANDEL
MISCHFUTTERWERK

2843 DINKLAGE

Telefon-Nr. 04443/477



C. H. Nieberding, Lohne

* **Neuauflage**

Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster

Band I—III

Ein Beitrag zur Geschichte und Verfassung Westphalens,
2. Auflage, 608 Seiten, 15 Zeichnungen, 1 Abbildung,
1 Karte DM 54,—

Dr. Wilhelm Hanisch, Vechta

Rastedensia

Untersuchungen zur älteren oldenburgischen
Geschichte, 468 Seiten, 12 Tafeln Abbildungen,
11 Karten DM 21,—

Dr. Wilhelm Hanisch, Vechta

Südoldenburg

Beiträge zur Verfassungsgeschichte der deutschen
Territorien, 146 Seiten, 1 Karte DM 6,—

Im Reigen des endlosen Liedes

Gedichte von Hermann Thole, 168 Seiten DM 2,—

**Vechtaer
Druckerei
und Verlag** GmbH

2848 Vechta
Neuer Markt
Telefon
0 44 41 / 30 71





Wissen Sie,
aus welchem
Buch
man die Zukunft
lesen kann?

Ganz einfach: aus einem Sparbuch;
denn darin steht verzeichnet, was Ihnen
die Zukunft finanziell zu bieten hat.

Außerdem: auf einem Sparkonto
ist Ihr Geld sicher angelegt,
und überdies bringt es gute Zinsen.
Möchten Sie mehr wissen...?



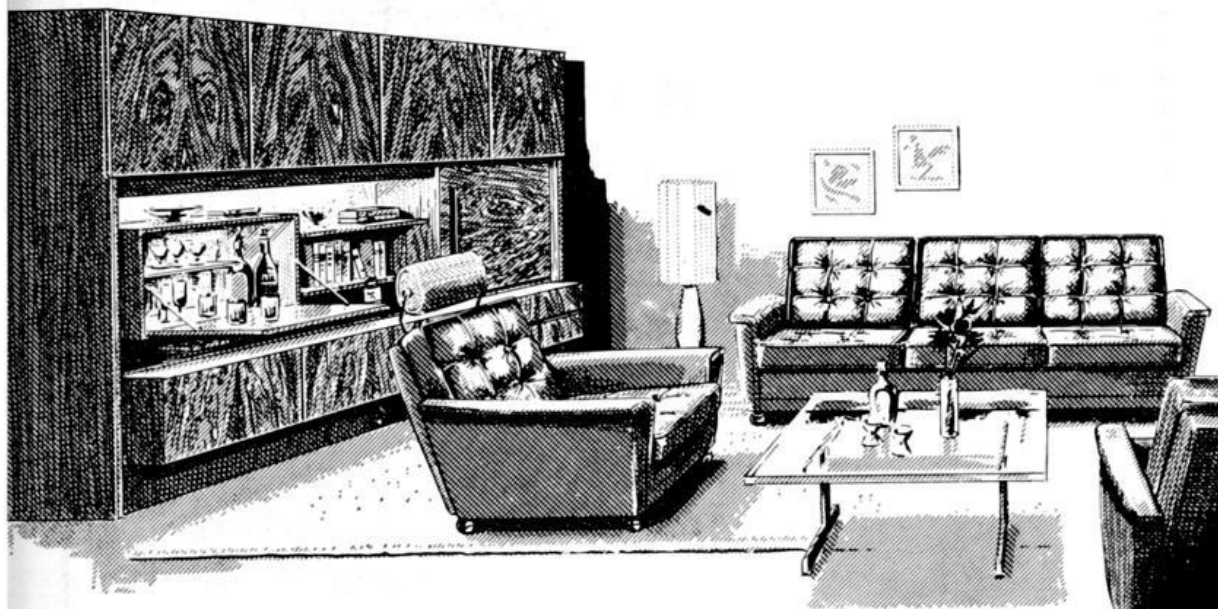
Fragen Sie
die **DEUTSCHE BANK**

Cloppenburg, Mühlenstraße 19
Lohne, Marktstraße 1
Vechta, Große Straße 4



EUROPA MÖBEL®

für Behaglichkeit im Heim



**EUROPA
MÖBEL®**

Die Großauswahl eines bedeutenden Unternehmens,

die Leistungsfähigkeit der eigenen Produktion
Qualität und Preiswürdigkeit,

das bietet Ihnen Ihr Europa-Möbelhaus

BECKERMANN

Das große Einrichtungshaus mit eigenen Möbelfabriken

CLOPPENBURG



Mit offenen Karten spielen

. . . . wir haben uns diesen Grundsatz zum
Hausprinzip gemacht. Groß einkaufen,
knapp kalkulieren, objektiv verkaufen.

Keine Schönfärberei, klare
nüchterne Erkenntnis:

Qualität zum äußersten Preis!



Das führende Haus
für gute Markenkleidung!



**Für alle In- und
Auslandsreisen**

empfehlen wir unsere neuzeitlichen, modernen

REISEBUSSE

— 20- bis 47-Sitzer —

Erfahrene Busfahrer betreuen Sie bei angemessenen
Preisen

OMNIBUSBETRIEB

N. Hanekamp, 459 Cloppenburg

Telefon 04471/2269 — Museumstraße 24

**STROM
ERDGAS**

**Zwei
Energie-Arten**

preiswert - sauber - bequem

Lassen Sie sich durch uns beraten

**Energieversorgung Weser-Ems
Betriebs-Abteilung Cloppenburg**





**Personenwagen - Lastwagen - Anhänger
Reparatur-Großbetrieb - Lackiererei - Abschleppdienst**

In unserem Ausstellungsraum finden Sie Gebrauchtwagen aller Fabrikate
TÜV abgenommen ab 500,- DM



WILHELM DEBRING jun.

Hauptbetrieb: 2848 Vechta (Oldb), Oyther Straße 6
Ruf 04441/2021

Zweigbetrieb: 2840 Diepholz, Ovelgönne
Ruf 05441/453

Hausfrauen!

Achten Sie stets bei Ihrem Einkauf
auf die Lebensmittel-Geschäfte mit
diesem Leistungssymbol



Überzeugen Sie sich selbst von der Qualität der
Waren und den Preisen und Sie werden fest-
stellen:



... man hat was davon

UNION-Zentrale

Joh. Schlüter, Lohne (Oldb)

Lebensmittelgroßhandlung

- UNION

Die **Öffentliche** — hierzulande mit der
Bevölkerung und Wirtschaft
aufs engste verbunden —

Leben

Haftpflicht

Unfall

Kraftverkehr

Kraftverkehrs-

Strafrechtsschutz

bietet bei niedrigen Prämien einen um-

fangreichen Versicherungsschutz und

gewährt hohe Rückvergütungen, die

unabhängig vom Schadensverlauf des

einzelnen Vertrages, zum Beispiel

in der Allgemeinen Haftpflichtversicherung 20 %,

in der Allgemeinen Unfallversicherung bis zu 40 %

des Beitrages ausmachen.



Öffentliche

Lebensversicherungsanstalt Oldenburg

29 Oldenburg, Raiffeisenstr. 34/35, Tel. 2261



Tragbare
Eleganz

verbunden mit erstklassiger
Qualität

im





Start

Ab sofort können Sie den neuen BMW 1800 und den neuen BMW 2000, Modell 1969, bei Ihrem Händler probefahren.



FRANZ DEBRING

BMW-Direkthändler

2848 Vechta (Oldb), Telefon 3065

**Feuerhemmende
Stahltüren**

Stahl-Garagen

Schwingtore

Stahlmöbel

Kellerfenster

Gitterrosten

Schiebkarren

Mörtelmischmaschinen

Herde

Oefen

Waschmaschinen

Clemens Krapp

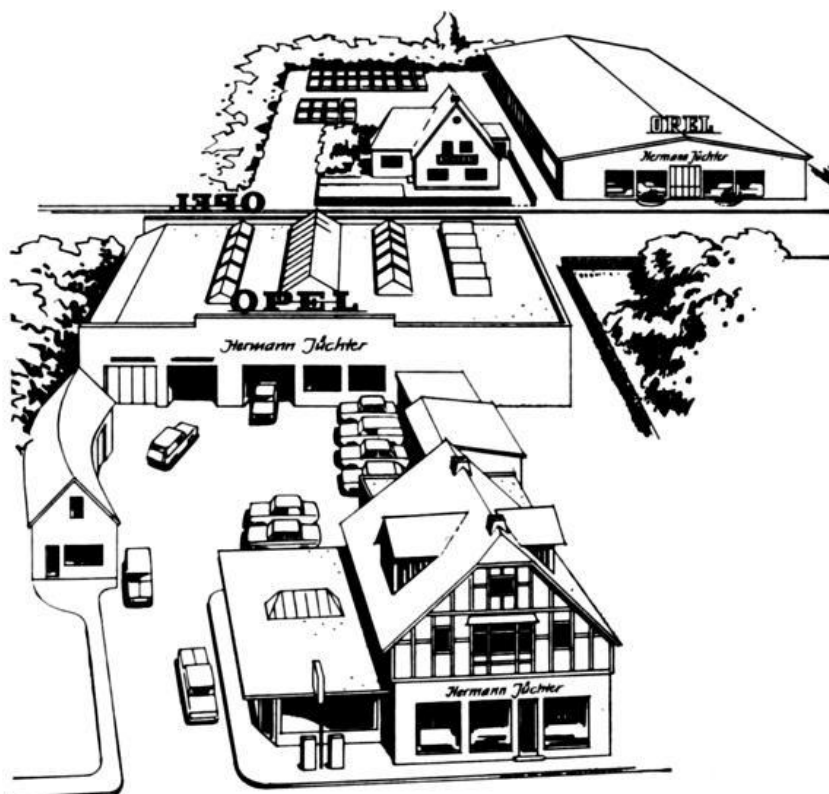
Baubeschlag - Großhandel

Cloppenburg

Tel. 04471/2210

Bersenbrück

Tel. 05439/2227



Autos nach Maß für jede Brieftasche

Jederzeit unverbindliche Besichtigung meiner
gepflegten Gebrauchtwagen in meiner 1200 qm großen
Verkaufshalle



Hermann Fächter

Vertragshändler der Adam Opel AG

Cloppenburg — Osterstraße 15 — Ruf 2265

Buch- und Offsetdruckerei
Verlag
Papierverarbeitung

FRIEDRICH SCHMÜCKER LÖNINGEN

4573 Löningen
Lindenallee
Telex: 09 4414
Telefon: 05432 - 424 · 425 · 622

Sie erhalten bei uns:

Eisenbahnfahrkarten zu amtlichen Preisen ohne Aufschlag für In- und Ausland. Bett-, Platz- und Liegekarten.

Reservierung von Fähren — Hotelgutscheine — Reisegepäckversicherung.

Vertretung von Touropa — Scharnow — Hummel — Dr. Tigges — Ameropa — Air Tours — Wolters — Pekol u. a.

IATA-Büro: Flugkarten aller internationalen Fluggesellschaften. Flugkarten kosten bei uns nicht mehr als in Hamburg oder Bremen. Kaufen Sie darum Ihre Tickets am Ort.

Vermittlung von Schiffspassagen in alle Welt

Hapag-Lloyd-Agentur (vormals Lameyer)

DER-Annahmestelle — OMNIBUS-VERMIETUNG

Kostenlose Beratung bei Schul-, Betriebs- und Vereinsausflügen. Modernste Reisebusse für alle Fahrten. 18 Omnibusse verschiedenster Größen.

Fordern Sie für Ihre Urlaubsreise unsere kostenlosen Prospekte an.

G. WILMERING

REISEBÜRO

Vechta — Markt 3 — Telefon 04441/21 60





Hotel „Drei Kronen“

Inh. Theo Melchers

Unser Clubzimmer und Saal sind ideal für
Ihre Tagungen und Familienfeiern.

Das Restaurant für den anspruchsvollen Gast.
Vechta, Telefon 04441/2636



H-G BOCK

STRASSENBAU

4591 CAPPELN

Telefon 04478/300

Ingenieurbüro für Straßenbau

OLDENBURG

Gartenstraße 16 / Telefon 211692



Fleisch- und Wurstwaren

in großer Auswahl und bester
Qualität, sowie ein reichhaltiges Kon-
servenprogramm erhalten Sie in un-
seren modern eingerichteten Filialen

**Cloppenburg, Friesoythe, Oldenburg,
Vechta, Lohne, Diepholz, Wildes-
hausen, Ahlhorn, Wilhelmshaven,
Aurich, Leer**



Oldenburgische Fleischwarenfabrik
Cloppenburg (Oldb) Tel. 32 33

CLEMENS KRAPP

Südoldenburgs größtes Fachgeschäft

mit den leistungsstarken Abteilungen: Elektrogroßgeräte —
Fernsehen — Hausrat — Werkzeuge — Tür- und Fenster-
beschläge — Heizungsanlagen

Steinfeld

Tel. 207/447

Dinklage

Tel. 164

Damme

Tel. 21 52

Vechta

Tel. 22 77

Diepholz

Tel. 25 40

Fernschreiber 094 658



LUDWIG RAUBER, VECHTA

Am Bremer Tor - Bremer Straße 1



Spezialgeschäft für Bastelartikel

Buchbinderei — Bildereinrahmung

Großhandel

Einzelhandel

Kurt Weigel

Farben

Lacke

Glas

Tapeten

Fußbodenbeläge

459 CLOPPENBURG, LANGE STR. 17, TEL. 04471/25 86 - 38 42



*Das Haus
für den Musikfreund*

459 Cloppenburg, Postfach 189
Bahnhof-Straße 3, Telefon 04471 / 24 27



Die Alten hätten ihre Freude,

daß sich wieder so viele Bauherren finden, die den guten Geschmack haben, um das biologisch gesunde und bauphysikalisch moderne Bauen mit dem Sinn zu verbinden für edles Material und für Farbspiele, die mit den Jahren nicht verblasen, sondern durch Patina würdiger und wertvoller werden.

Die Alten hätten ihre Freude,

daß unser Oldenburger Münsterland sein eigenständiges Gesicht wahrt nicht zuletzt durch sein landschaftsgebundenes Baubewußtsein: „Unser Haus (die neue Kirche usw.) soll doch nicht ebenso gut in Chikago, Ostberlin oder Tel Aviv stehen können!“

Die Alten hätten ihre besondere Freude

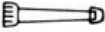
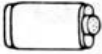
an den gediegenen Verblendern **OLFRY** PATINA

aus dem Ton des Oldenburger Münsterlandes ohne jeden Zusatz, aber gebrannt mit den besonderen Möglichkeiten, die das hiesige Erdgas bietet.

1740—1775 betrieb Ahnherr Georg Wilhelm v. Frydag die vormals v. Kobrinck'sche, später Meierkord'sche Ziegelei in Bösel (Kreis Cloppenburg). 1908 baute Oberhofmeister August v. Frydag die Ziegelei in Hagen bei Vechta (auf den Rat des Großherzogs Friedrich August hin). 1968/69 erhält das heutige moderne Werk einen noch moderneren Bruder: Das Werk II.

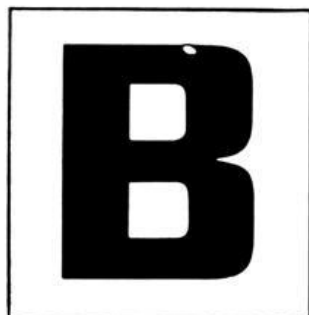
Ziegelwerk v. Frydag

2849 Hagen bei Vechta — Telefon 04441 - 22 21/33 64

Flaschen  Kanülen  Puderstreudosen 

 Cremedosen  Kompakt-Puderdosen  Flachdosen

Ausgießer  Stickhülsen  Dragée-Behälter 



 Schraubverschlüsse  Zierschlüsse

Griffkorken  Sterilkorken 

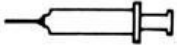
BRAMLAGE bietet mehr
als mancher weiß!

FR. BRAMLAGE & CO. 2842 LOHNE/OLDENBURG

Telefon Nr.: (04442) 309/633/914 • Fernschreiber Nr.: 025917

 Ampullen-Kästen  Naturkorken  Schraubbecher

Pilferproof-Verschlüsse  Lamellenstopfen  Siegel 

 Tabletten-Röhrchen  Veterinärspritzen

Taschenpackungen  Dosierlöffel  Schnappdeckel 



**Wenn Sie
Geld**

haben -

**wenn Sie
Geld**

brauchen

... dann sind wir für Sie die richtige Bank

Überall in Stadt und Land bieten Banken für Jedermann ihre Dienste an: fachkundige Berater in Geldsachen, zuverlässige Partner für alle Berufe und Bevölkerungskreise und, nicht zuletzt, für viele in der Nähe leicht zu erreichen.



**BANK FÜR
JEDERMANN**

**RAIFFEISENBANKEN
SPAR- UND DARLEHNSKASSEN**

WITTE
Elektro-Speicherheizung:

vollautomatisch durch WICOMATIC

Man stellt sie auf — wohin man will —
und hat es warm — minutenschnell und jederzeit.
Preiswert warm dank billigem Nachtstrom
und verbrauchssparender Witte-Konstruktion.

Die weiteren Vorzüge dieser einzelraumgesteuerten,
komfortablen Zentralheizung:

Niedrige Anlagekosten, keine Heizräume,
keine Schornsteine und Rohrleitungen.
Keine Abgase. Jederzeit zu erweitern.
Sauber, hygienisch, sicher und formschön.
Beratung jederzeit kostenlos.

Elektro-Heizungsbau

Albert Nilling

Kundendienststelle

4591 C a p p e l n , Telefon 04478-207



Gedr. Terwlep Cloppenburg

KUNSTHANDLUNG / BUCHDRUCKEREI

BUCH- UND

Gegründet 1887

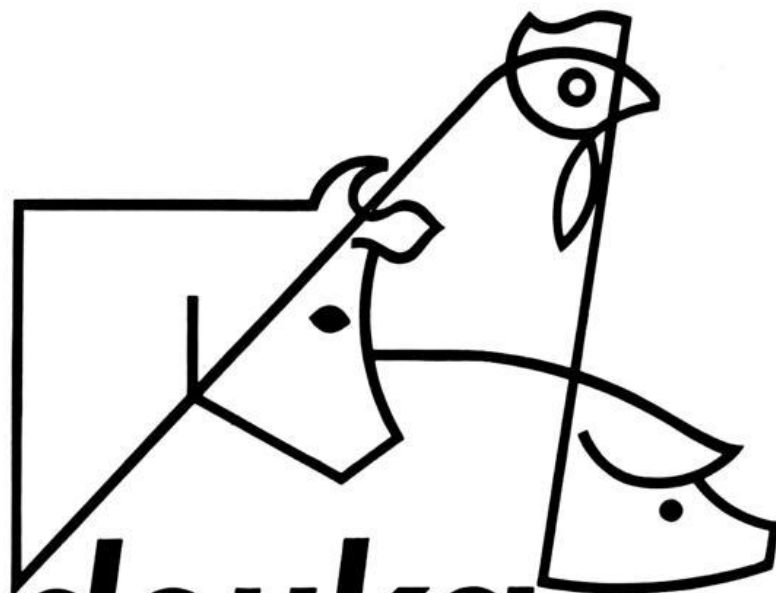
Die Neuerscheinungen
der führenden kath. Verlage sind stets am Lager vorrätig

Religiöse Kunst:
Bilder, Kreuze, Figuren in sehenswerter Auswahl

Unsere Buchdruckerei liefert Geschäfts- und Familiendrucksachen
in jeder Ausführung



tiergerechtes Futter — marktgerechte Leistung



deuka

**DEUTSCHE KRAFTFUTTER GMBH · B.J. STOLP
DÜSSELDORF · HÖLTINGHAUSEN i/O. · WORMS**



Geld wächst durch Sparen auf dem OLB-Sparbuch



OLDENBURGISCHE LANDESBANK AG

seit 100 Jahren — darum erfahren





Wellplatten und Formstücke aller Art

Gesamtansicht des Bergmannschen Dachsteinwerks. Der Komplex war im Frühjahr 1968 abgebrannt



Drei Kilometer Rohre in 30 verschiedenen Sorten stellt die Firma Bergmann täglich her. Dieser Blick auf den Lagerplatz des Rohrwerks gibt nur einen bruchstückhaften Überblick über die Breite des Rohrsortiments.





Holz – Baustoffe – Eternit-Vertrieb

Rauchabzugsrohre - Leca-Hourdis-Deckensteine

Betondachsteinwerk „Steinfelder Pflanne“

Betonrohrwerk I Falzrohre – Schachtringe etc.

Betonrohrwerk II Vibro-Scala-Rohre

Bernhard Bergmann

STEINFELD (OLDB)

Telefon 601, Telex 94 11 22, Postfach 50

Der neue VW Automatic



Sie fahren
automatisch besser.
Kein Kuppeln.
Nur wählen.



Der revolutionärste Käfer, den es je gab.

VW-Händler

B. Goda

Damme

Autohaus Asbree KG

Lohne

A. Klöcker

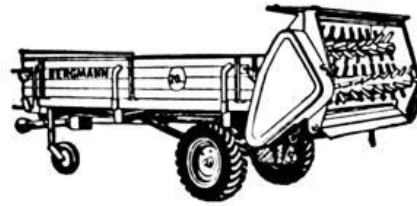
Vechta

VW-Vertragswerkstatt A. RUHE

Dinklage



BERGMANN



DUNGSTREUER
Einachser, Zweiachser
typgeprüft

BERGMANN



LADEWAGEN von 15 - 24 cbm

BERGMANN



Kartoffelsammelroder K 60
DLG-geprüft und anerkannt

**QUALITÄT
LEISTUNG
SICHERHEIT**

BERGMANN

2849 GOLDENSTEDT RUF 355-357



- **Fleischgroßhandel**
- **Schlachtvieh**
- **Nutzvieh**
- **Läufer**
- **Ferkel**

*Über 50 Jahre im Dienste
der heimischen Landwirtschaft*

1913



1963

**RAIFFEISEN-VIEHVERWERTUNG
Cloppenburg eGmbH**

459 CLOPPENBURG (OLDB)

Ruf: 2404 und 2311

FS. 5615

Gute Bücher

sind gute Gesellschafter

Bücher aus allen Wissensgebieten, Romane, Reisebeschreibungen, Jugendbücher und Kunst-Bildbände in großer Auswahl vorrätig.

Moderne Kunstgegenstände

für die christliche Heimgestaltung

Geschnitzte Kreuze, Original-Bilder und -Drucke sowie Statuen und kunstgewerbliche Gegenstände zu günstigen Preisen in reicher Auswahl vorrätig. Auch ohne Kauf sind Sie uns immer willkommen.

Aus unserer Bastelecke

Bastelmaterial und Bastelbücher

Liefere sämtliche Fabrikate von Schreib-, Rechen- und Büromaschinen

Alleinverkauf von



Fortschritt
setzt neue
Akzente
im Büro

-Büromöbeln und Organisations-Einrichtungen.

Unsere modern eingerichtete Druckerei liefert Drucksachen in Buch-, Offset- und Siebdruck.

FERDINAND OSTENDORF

Cloppenburg – Lange Str. 41-42 – Bahnhofstr.





LEMFÖRDER METALLWAREN AG MASCHINENBAU DAMME AG

**Moderne Industrie – anerkannt – bewährt –
heimisch an Dümmer und Dammer Bergen**

**Hersteller lebenswichtiger Kfz-Aggregate,
von Teilen aus Metall, aus Kunststoff
und Kombinationen aus Gummi – Kunststoff – Metall**

Lieferant für die europäische Industrie

**Fortschrittliche Ausbildungsstätte
für Nachwuchs des
Maschinen-, Werkzeug- und Formenbaues**

ELASTMETALL GMBH

2844 Lemförde – 2845 Damme i. O.



Das gesamte



-Programm

Reparaturen – Werkstatt – Freie Tankstelle



Wilh. Debring sen. Inhaber Albert Debring

Ford-Händler mit dem vorbildlichen Kundendienst

Vechta, Diepholzer Straße, Telefon 044 41/30 41/30 42

In unserem Ausstellungsraum finden Sie erstklassige Gebrauchtwagen, werkstattgeprüft!



Zweifellos

**gibt's keine bessere
Visitenkarte für
Ihre Hühnerhaltung**

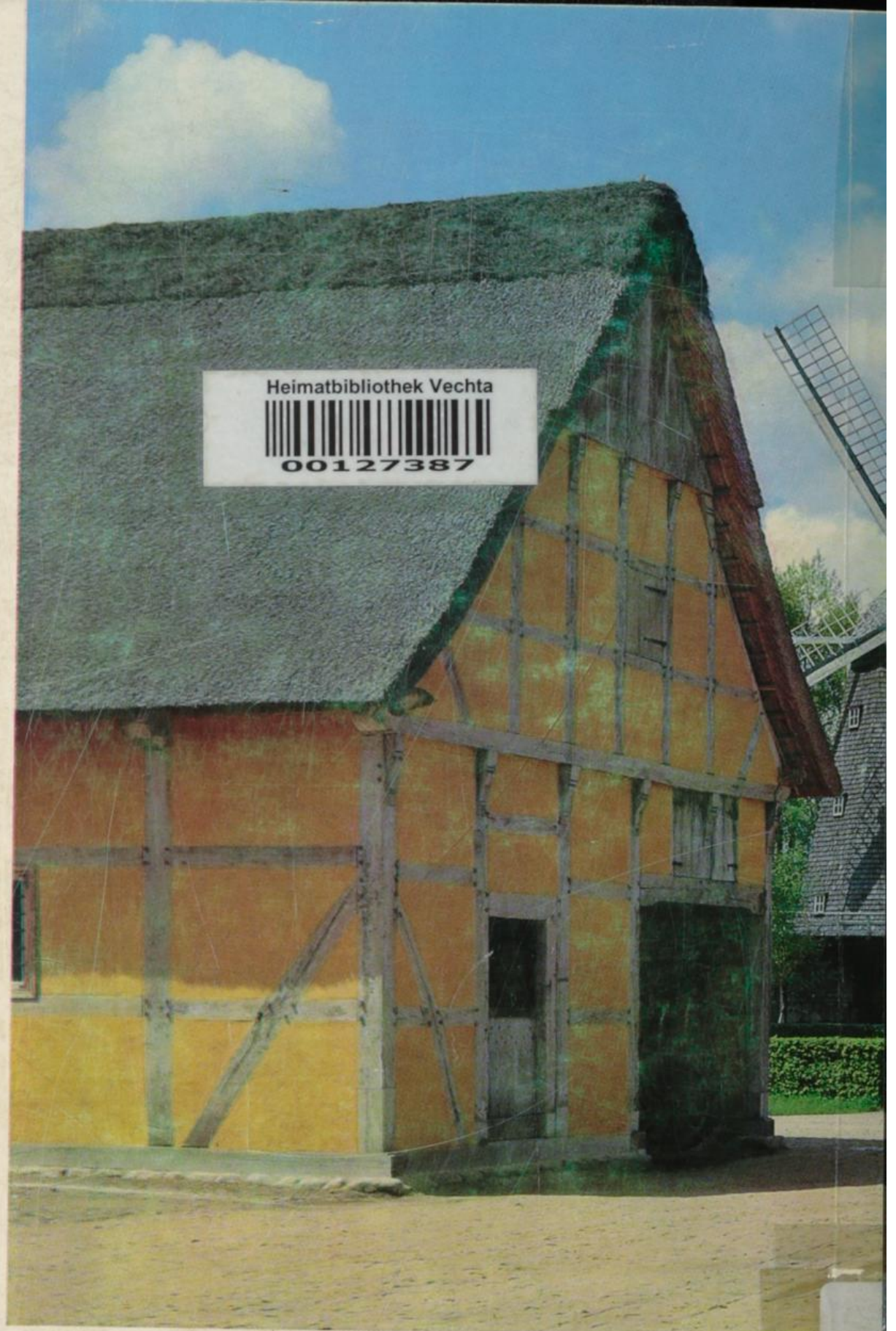
KATHMANN

Stammhaus für KATH-LINE-Zuchtprodukte

2849 Calveslage über Vechta

Tel.-Sa.-Nr. Vechta 044 41 / 30 81 — Telex 02/5529





Heimatbibliothek Vechta



00127387

